

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein
ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit

	6 fl. — fr.
Für ein halbes Jahr mit . . .	3 fl. — fr.
Für einen Monat mit . . .	— fl. 45 fr.
Außer Abonnement beträgt das Le=	
geld für jeden Band täglich . . .	— fl. 2 fr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, er=

lauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf

aufmerksam zu machen, daß für die französischen

und englischen Bücher ein besonderes Abon=

nement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt	9 fl. — fr.
Für ein halbes Jahr . . .	5 fl. — fr.
Für einen Monat . . .	1 fl. — fr.
Für 1 Band per Tag . . .	— fl. 3 fr.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine

Art verdorben oder beschädigt zurückbringt,

ist verbunden, den Werth desselben sogleich

baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und

Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige

Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt

selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenseldergasse Nr. 8. München.

23,460

Erster Theil.

Bei Hoffmann und Campe in Hamburg sind erschienen:

Thlr. Sgr.

Bernays, Isaak, Schief Levinche mit seiner Kalle, oder polnische Wirthschaft. Ein komischer Roman . . .	1	15
Christen, F. G., Diana. Wahrheit und Dichtung. 2 Theile . . .	2	15
— Malcolm. See-Gemälde aus der neueren Zeit . . .	1	15
Clemens, F., Der Excentrische. Roman . . .	1	—
— Das entschleierte Bild zu Saiz . . .	1	10
Corbierre, Ed., die Zöglinge der Marine. 2 Theile . . .	2	—
Falkson, Ferd., Giordano Bruno . . .	1	15
Freese, H., die Prinzessin von Ahlden . . .	1	15
Gutzkow, Dr. K., Novellen. 2 Bände . . .	3	—
— Seraphine. Ein Roman. . .	1	20
Halfern, A. von, der Squire. Ein Bild aus den Hinterwäldern Nordamerikas. 2 Theile . . .	2	—
Heine, H., Reisebilder. 4 Theile . . .	7	—
— Der Salon. 4 Theile . . .	6	20
— Vermischte Schriften. 3 Bände . . .	6	—
Herzen, Alexander, Aus den Memoiren eines Russen . . .	1	—
— Aus den Memoiren eines Russen. Neue Folge . . .	—	20
— Aus den Memoiren eines Russen. Dritte Folge . . .	1	—
— Briefe aus Italien und Frankreich . . .	1	—
— Gesammelte Erzählungen. 1. Theil . . .	1	—
— Rußlands sociale Zustände . . .	1	—
— Die russische Verschwörung und der Aufstand vom 24. December 1825 . . .	1	15
— Vom andern Ufer . . .	1	15
Jerrmann, Ed., die Jüdin von Toledo. Historische Novelle . . .	1	10
Immermann, Karl, Memorabilien. 3 Theile . . .	5	10
Lewald, A., Gorgona. Bilder aus dem französischen Mittelalter. 2 Theile . . .	2	—
— Graf Lomzinskij. Polnische Novelle . . .	—	22½
— Novellen. 3 Bände . . .	4	15
— Przebraki, der Russische Polizeispion . . .	1	15
— Schattirungen. 2 Theile . . .	2	20
— Warschau. Ein Zeitbild . . .	—	20
Luftschlösser. Vom Verfasser des Schief Levinche . . .	1	15
Meißner, Alfred, der Pfarrer von Grafenried. Eine deutsche Lebensgeschichte. 2 Bände . . .	3	—
— Heinrich Heine. Erinnerungen . . .	1	15
Memoiren der Fürstin Daschkoff. Zur Geschichte der Kaiserin Katharina II. 2 Theile . . .	3	—
Mittheilungen aus dem Leben eines Richters. 3 Theile . . .	4	15
Schefer, Leopold, die Sibylle von Mantua. . .	1	15

Die Fischer.

Ein Roman

von

N. v. i.
N. Gregorowitsch.

Aus dem Russischen.

Mit Einleitung

von

Alexander Herzen.

Lindauersche
Bibliothek.

Erster Theil.

Hamburg.

Hoffmann und Campe.

1859.

1901

Bayerische
Staats-
Bibliothek
München

1901

W.

1901

1901

1901

1901

1901

1901

1901

1901

Ueber den
Roman aus dem Volksleben
in Russland.

(Brief an die Uebersetzerin der „Fischer“.)

Heber den

Stamm und sein Name

in Klammern

(Zurück zu die Heberischen der "Häuser")

Die Klammern



„Ich höre, daß Sie die Uebersetzung eines russischen Romans von Gregorowitsch: „Die Fischer“, vollendet haben. Sie haben da eine schwere Arbeit gehabt. Das große Talent von Gregorowitsch besteht nicht bloß in der getreuen und poetischen Wiedergabe des Lebens, sondern auch der Sprache der Bauern. — Die tägliche Sprache eines Volks ist nichts weniger als international.

Dennoch haben Sie wohlgethan einen Roman aus dem Volksleben zu wählen. Derselbe hat in der letzteren Zeit eine gewisse Bedeutung in der russischen Literatur erlangt. Und, was sehr bemerkenswerth ist, das ist: daß dieser Roman — nicht etwa Schäferroman oder Idylle, sondern sehr realistisch, mit einem patriarchalen Charakter und voller Sympathie für den Bauer — unmittelbar auf den Roman der Ironie, der Verneinung, des Protestes, ja vielleicht des Hasses folgt. Das scheint mir ein Symptom von einer großen Veränderung in der Richtung der Geister zu sein.

Sie wissen, daß in Rußland im Allgemeinen der Roman, die Komödie und selbst die Fabel, seit

dem Anfang der europaisirten Literatur bei uns, also seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, den entschieden Character bitterer Ironie und spottender Kritik trugen, der nur durch die Censur begränzt wurde. Da war nichts Höfliches, nichts Gemüthliches; wir haben niemals eine sentimentale Periode gehabt, ausgenommen zur Zeit der Jugend von Karamsin, wo man die Romane à la Lafontaine übersezte und nachahmte. Nichts, was einen antinationalen, aufgedrungenen Character trug, hat seine Zeit überlebt, während die Komödien von von Wiesen, in einer viel früheren Zeit geschrieben, in der Erinnerung bleiben als Wahrheiten, als Zeugnisse für das Wesen ihrer Epoche.

Die russische Literatur, d. h. die moderne Laien-Literatur, hat sich in der Minorität des Adels entwickelt, welche durch die Revolution Peter's des Ersten vom Volke getrennt wurde. Die Existenz dieser Classe des Volks war sonderbar, eine Existenz von Fremdlingen inmitten einer Nation derselben Race. Anstatt des Vaterlands hatte man den Staat; für seine Kraft, für seinen Ruhm arbeitete man, indem man die natürliche Basis, auf welcher das Gebäude ruht, in den Staub trat. Natürlich herrschte eine historische Nothwendigkeit vor, die diesen Zustand schuf, es war sogar ein relativer Fortschritt; aber davon ist jetzt nicht die Rede. Ich möchte Ihre Aufmerksamkeit auf die Verwirrung lenken, die nothwendig daraus in allen gesellschaftlichen Verhältnissen folgen, auf die traurigen und

komischen Collisionen, welche jeden Augenblick dadurch hervorgerufen werden mußten. Patriarchalismus und Bürokratie, Byzantinismus und Germanismus, barbarische, mongolische Kasernen-Brutalität und die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts, ein gigantisches Reich, in dem keine Persönlichkeit war außer dem Kaiser; zwischen der civilisirten Klasse und dem Volke: vollkommener Bruch, andere Kleidung, andere Sprache, andere Ideen, kurz zwei verschiedene Rußlands (das Uebrige: einförmige Massen, Conglomerate von Individuen, disciplinirt unter dem Namen von Regimentern), die Gemeinde und der Adel, welche sich länger als ein Jahrhundert gegenüber standen, ohne sich zu verstehen. Das eine Rußland: verfeinert, höfisch, militairisch nach der Mitte zustrebend, umgiebt den Thron, indem es das Andere verachtet und ausbeutet. Dieses Andere: ackerbauend, zerstreut, dörfisch, bäuerisch, steht außerhalb des Gesetzes.

Zwischen diesen Beiden bildet sich bald ein Zusammenhang, oder vielmehr eine Vermittlung, durch den Staatsbeamten, der weniger roh, aber mehr Dieb ist als der Gutsbesitzer; der abscheulichste Typus, den man sich denken kann. Dieser Adel der Dinte entstieg immer den tiefsten Schichten der Gesellschaft und vermischte sich mit dem Adel des Bluts, aber er kehrte niemals zum Volke zurück.

Die gebildete Minorität, fortgerissen von dem

Strome, in den Peter I. die Geister geworfen hatte, folgte während einiger funfzig Jahre dem kaiserlichen Siegeswagen, indem sie die Fanfare und Panegyrik dazu lieferte. Das konnte aber nicht lange dauern. Die ersten ernsten und unabhängigen Geister begriffen die Anomalie dieses Zustandes, der ganz provisorisch war und, den schreienden Mißflängen, der Willkür, der Abgeschmacktheit zur Rechten und Linken gegenüber ohne andere Waffen als die Satyre, fingen sie eine Opposition der Ironie, eine wahre Geißelung der Gesellschaft, voller Bitterkeit, ohne Schonung, ohne sentimentale Ausflüchte, ohne Vermittlung und Auflösung durch Rosenwasser, an. —

Eine der Eigenschaften des russischen Genius, welche ihn selbst von den anderen Slawen unterscheidet, ist die Fähigkeit, von Zeit zu Zeit auf sich selbst zurückzugehen, die eigne Vergangenheit zu verneinen, sie mit tiefer, aufrichtiger, unerbittlicher Ironie zu betrachten und den Muth zu haben dies einzugestehen, ohne entweder den Egoismus eines verhärteten Bösewichts oder die Heuchelei, die sich anklagt, um von den Andern freigesprochen zu werden. Um noch klarer zu machen, was ich meine, bemerke ich, daß wir dieses selbe Talent der Aufrichtigkeit und Verneinung bei einigen großen englischen Schriftstellern finden von Shakspeare und Byron an bis auf Dickens und Thackeray. Die Franzosen, immer mit sich selbst zufrieden und voll Bewunderung für ihr großes Vaterland, kennen

Diese Saite wenig. Wenn wir einige Fragmente von Diderot, einige Verse von Barbier ausnehmen, so haben wir in der französischen Literatur, nach Montaigne, beinahe nichts, was als Beweis vom Gegentheil dienen könnte. Denn der einzige Mann des Genies und der Initiative unter den Franzosen, Broudhon, hat sehr viel von seiner Popularität verloren wegen seiner Sprache voller Kühnheit der Ironie und des tiefsten Skepticismus. Die Deutschen hingegen verneinen viel zu leicht, es kostet sie gar nichts, denn sie thun es nur in den abstrakten Sphären, *sub specie aeternitatis*.

Der Bruch zwischen der russischen Literatur und dem sie umgebenden Leben war jedoch nicht gleich vom ersten Augenblick an so völlig und so giftig. Bis zum Regierungsantritt von Nicolaus war in der literarischen Opposition noch etwas Nachgebendes, Versöhnendes, das Lachen war noch nicht völlig bitter. Wir finden das in den bewundernswerthen Fabeln von Kryloff (deren oppositionelle Tragweite nie recht begriffen worden ist) und in der berühmten Komödie von Gribanidoff „Das Unglück, Verstand zu haben“. Aber als nach dem revolutionairen Versuch von 1825 das nebelige, bedrückende System von Nicolaus sich auf jede geistige Bewegung schwer auflegte, mischte sich eine schweigende concentrirte Verzweiflung mit dem Lachen und ein noch ganz anderer Schmerz wurde zwischen den Beschneidungen der Censur fühlbar. Vergleichen Sie z. B. die Töne der Trauer in der

Poesie von Buschkin mit denjenigen, welche in den Versen von Lermontoff durchdringen; in den Ersten ist ein Unwille voller Kraft, in den Zweiten der hoffnungslose Skepticismus einer gebrochenen Seele. Die Literatur dieser Epoche fängt mit einem Prolog an, der, wie die Inschrift der „Citta dolente“, selbst die Zukunft abschneidet und jede Hoffnung tötet. Ich meine den berühmten Brief Tschadajeffs,*) der, obgleich verkannt, doch ganz Rußland im Jahre 1835 erschütterte. Man suchte sich zurechtzufinden, man tappte hierhin und dorthin, man probirte den historischen und den Sittenroman, man verfertigte ein wenig Walter Scott und ein wenig l'hermite de la chaussée d'Antin — Alles das schlug nicht Wurzel und hatte nur einen vorübergehenden Erfolg. Dennoch fingen nach und nach in dieser Unbestimmtheit der Nachahmungen, der Versuche, des Hin- und Herfeuerens, zwei Richtungen an, sich bestimmter hervorzuheben.

Von der einen Seite war es der Schrei des Schmerzes und Protestes eines jungen Mannes voll glühender Wünsche, der die Kraft in seinen Muskeln fühlt, der Durst hat nach Thätigkeit und sich in einem Abgrund ohne Ausweg gefangen sieht ohne die Möglichkeit, sich zu bewegen. Daher kommt es, daß der nämliche Typus sich in allen Gedichten, Novellen und Romanen wiederholt, der Typus eines

*) Du développement des idées révolutionnaires en Russie. London 1853.

jungen Mannes voll edler Bestrebungen, aber gebrochen, der sich irgendwohin flüchtet, um sich zu verlieren, um hinzusterben wie ein überflüssiges, unnützes, überzähliges Wesen. Onägin, Wladimir Lenski von Buschkin, Pjetschorin von Lermontoff und die Helden der früheren Novellen von Turgenieff — es ist immer dieselbe Person. Es zeigt einen großen Mangel an Verstandniß und Gefühl, hierin nur eine Nachahmung von Byron, eine idealistische Träumerei zu sehen — es ist dies vielmehr der Abglanz der Regierung von Nicolaus, das Erzeugniß seines Einflusses. Die junge Seele einer verfolgten, gedemüthigten, mißhandelten Generation floh voll Verachtung aus der Wirklichkeit und suchte ihr Ideal in der Ferne. Es war das Bewußtsein, daß in unseren Herzen das Streben nach einer anderen Existenz, als der eines stummen Copisten, eines Soldaten ohne Stimme, eines Beamten, der stiehlt und eines Gutsherrn, der plündert — wohnte.

Dieses ideale Wesen, dieser Mensch, der „ein Fremdling unter den Seinen“ war, wandte sich fortwährend nach Westen, und das war ganz natürlich. Das Vaterland seiner Civilisation, seines Gedankens war außerhalb Rußlands. Neben Nicolaus, der offen bekannte, daß er nicht wüßte, was anzufangen mit der Civilisation, dem alles Menschliche fremd war, mußte uns das ferne revolutionaire Europa, mit dem Firniß von 1830, wie das gelobte Land erscheinen.

Lassen wir indeß die Idealisten und die Hu-

manitätsträumer. Der Roman und die Novelle stürzten sich mit Leidenschaft auf einen viel irdischen und ganz nationalen Gegenstand: den Vampyr der russischen Gesellschaft, den Staatsbeamten. Sein Gebieter überließ ihn feige der Literatur, vorausgesetzt, daß diese nur die Subalternen angriff. Diese neue Richtung hatte sogleich einen außerordentlichen Erfolg. Einer der ersten unerschrockenen Jäger, welcher, weder das Ungeziefer noch die Ansteckung fürchtend, anfing sein Wild mit zugespitzter Feder bis in die Canzleien und die Wirthshäuser, unter die Popen und unter die Polizeisoldaten, zu verfolgen, war der Kossack Lugusni (Pseudonym von Herrn Dahl). Klein-Russe von Geburt, hatte er wenig Neigung für den Beamten, und begabt mit einem außerordentlichen Talent der Beobachtung, kannte er sein Terrain vortrefflich und noch vortrefflicher das Volk. Auch hatte er alle Gelegenheit gehabt dies kennen zu lernen. Er durchreiste Rußland als Arzt, diente dann in Orenburg am Ural, arbeitete längere Zeit im Ministerium des Innern, sah Alles, beobachtete Alles und erzählte es mit einer Malice und Originalität wieder, die zuweilen außerordentlich komisch sind.

Bald nach ihm erschien N. Gogol, der seine Richtung und sogar seine Manier einer ganzen Generation aufgedrückt hat. Für einen Ausländer ist es schwer die ungeheure Wirkung zu begreifen, welche die Aufführung des „Revisors“ auf dem Theater bei uns hatte, dieses Stücks, das in Pa-

riß ein völliges Fiasco gemacht hat. Bei uns protestirte das Publikum durch sein Lachen und seinen Beifall gegen eine stupide und quälerische Administration, gegen eine räuberische Polizei und gegen das allgemeine „Malgoverno“. Das große Gedicht in Prosa: „Die todten Seelen“ von Gogol, machte in Rußland ein Aufsehen, dem ähnlich, welches durch „Die Hochzeit des Figaro“ in Frankreich hervorgerufen wurde. Man könnte toll werden, wenn man diese Menagerie von Adligen und Beamten betrachtet, die in der tiefsten Finsterniß umhertappen und „todte Bauernseelen“ kaufen und verkaufen.

Und doch fühlt man auch bei Gogol zuweilen eine andere Saite erklingen; es sind wie zwei Strömungen in seiner Seele. Sobald er sich in die Gemächer der Chefs der Departements, der Gouverneure, der Gutsbesitzer versteigt, sobald seine Helden zum wenigsten den St. Annenorden und den Assessorrang im Collegium haben, so ist er melancholisch, unerbittlich, mit einer Ader voll Sarkasmen, die zuweilen bis zu Krämpfen lachen machen, zuweilen eine Verachtung hervorrufen, die an Haß gränzt.

Wenn er aber, im Gegentheil, sich mit den Fuhrleuten aus Klein-Rußland gemein macht, wenn er sich zu den Kossacken der Ukraine versetzt oder zu den Bauern, die mit Lärm um ein Wirthshaus tanzen, wenn er uns einen armen alten Schreiber malt, der aus Kummer stirbt, weil man ihm seinen Mantel gestohlen hat — dann ist er ein ganz anderer Mensch; mit demselben Talent wie vorher, ist er

zärtlich, liebevoll, menschlich, seine Ironie verwundet nicht mehr, vergiftet nicht mehr; es ist eine bewegliche und poetische Seele, welche überfließt und er bleibt sich darin treu, wenn er nicht zufällig auf dem Wege einen Polizeicommissair findet, einen ersten Schiedsrichter, dessen Frau oder Tochter — dann ist Alles vorbei, er reißt ihnen die menschliche Larve ab und verhängt über sie die Tortur der öffentlichen Schaustellung, mit einem tollen und bitteren Lachen.

Während die ganze gebildete Minorität wüthete, indem sie sich in den Zügen eines „Chlestanoff“ und „Nosdreff“ wiedererkannte und mehr und mehr die Mitte, in die sie hineingeworfen war, verabscheute, hörte man von ferne, von unten herauf eine andere Stimme, wie eine Stimme des Trostes; einfache, manchmal klagende Töne aber ohne die geringste Ironie, Töne voll naiver Frühlingsfrische. Sie waren wie das grüne Gras, das unter dem Schnee hervorsproßt, wenn ihn die Frühlingssonne aufthaut.

Diese Töne waren nicht etwa verfälscht, sie waren kein Maskeradenanzug einer aristokratischen Muse, die sich aus Coquetterie als Bäuerin anzieht, es waren geradezu die Lieder eines jungen, einfachen Viehtreibers aus Woronej, der, zu Pferd die Steppen mit seinen Heerden durchziehend, vor Traurigkeit und Langerweile das Leben des Volks und seine eignen Leiden sang. Er wurde von einem harten Vater, von einer groben Familie mißhan-

delt und liebte zärtlich eine arme Arbeiterin, welche die Wirthschaft in ihrem Hause führte und feinewegen weggeschickt wurde.

Es war eine andere Welt, die sich in den Gesängen Kolpoff's aufthat, traurig, unglücklich, aber nicht im mindesten lächerlich, vielmehr unbeschreiblich rührend in ihrer naiven, natürlichen Einfachheit, in ihrem resignirten Elend. Es war das vergessene Rußland, das Rußland der Armen, der Bauern, welches sich hier auch einmal vernehmen ließ, das Rußland, welches zu Zeiten der Ironie Gogol's Einhalt that und ihn aus einem Henker zum fröhlich theilnehmenden Gaste machte.

Die Zeit war also gekommen, wo das Aschenbrödel in den Ballsal eintrat. Die Strömung von unten her fing an die Oberhand zu gewinnen. Das civilisirte Rußland begann endlich, wie der Gott von Beranger, mit Neugierde auf die untere Welt herabzusehen, die auf den Feldern umherschwärzte und arbeitete: „Sieh doch! sie sind mehr Menschen ähnlich als wir geglaubt haben. Wie sonderbar!“ Das war wirklich eine große Entdeckung!

Und was sehr merkwürdig ist, das ist, daß die einzige Partei, die sich vorzugsweise national nennt, die muskowitische Partei, aus der man während des Krieges einen Bohemann machte, durchaus nichts zu dieser Entdeckung beigetragen hat. Freilich ist es wahr, daß die Panславisten Gogol zu den Ihren zählen; allein das ist die Canonisation von Aristoteles. Gogol gehörte niemals irgend einer

Partei an. Das Auflösungswort des Räthfels aber war dies, daß sie einfach das wirkliche Volk gar nicht kannten; sie hatten sich ein russisches Volk construirt (ein Ausdruck deutscher Philosophie) nach den Studien, die sie in der Chronik von Nestor über die Traditionen der andern slawischen Racen gemacht hatten, ohne sich die Mühe zu geben, dasjenige kennen zu lernen, welches zu ihren Füßen lebte. Selbst Kolpoff, der Dichter=Biehtreiber, ist niemals unter den muskowitischen Revolutionairen gewesen.

Wenn die Zeit gekommen ist, um eine Idee zur Reise zu bringen, so wird man von ihr fortgerissen, ohne daß man daran denkt. Einer der bedeutendsten Koryphäen der Byron'schen Richtung unternahm es, nachdem er in den Eingeweiden einer kleinlichen und gemeinen Gesellschaft herumgewühlt hatte — in der Alles, was Ansprüche auf ein edleres Leben machte, am Nichts des kleinlichen Elends ersticken mußte — uns zwei arme Bauern auf seine Art zu zeichnen; er gab ihnen, natürlich aus Scherz, dem Einen den Charakter von Göthe, dem Anderen den von Schiller. Aber in dem Maasse, als Turgenieff das gutherrliche Haus und die Mansarde des Intendanten in das Auge faßte, riß ihn sein Gegenstand fort, der Scherz verwischte sich mehr und mehr und der Dichter zeichnete uns zwei verschiedene, ernste, poetische Typen des russischen Bauern. Das Publikum, das nicht darauf vorbereitet war, klatschte Beifall. Der Dichter erschien

mit seiner zweiten Erzählung „eines Jägers“, sie war vortrefflich — so ging es weiter. Turgenieff hatte auch seinen besonderen Widerwillen, er nagte nicht die Knochen ab, die Gogol ihm gelassen hatte, er verfolgte eine andere Beute: den Gutsherrn, dessen Frau Gemahlin, dessen Cabinet, den Intendanten und den Starosten des Dorfes. Niemals ist das innere Leben des gutsherrlichen Hauses so dem allgemeinen Lachen, dem Abscheu, dem Haß Preis gegeben worden. Dabei muß man bemerken, daß Turgenieff nie starke Farben aufträgt, nie zu energische Ausdrücke anwendet, im Gegentheil er erzählt mit großer Plastizität und gebraucht immer nur die gebildetste Sprache, welche den Eindruck dieser poetischen Anflage gegen die Leibeigenschaft außerordentlich erhöht.

Turgenieff ist aber nicht bei dem Märtyrthum des Bauern stehen geblieben, er hat sich nicht gescheut, den leibeigenen Diener in seiner erstickenden Stube aufzusuchen, wo derselbe nur einen einzigen Tröster hat: den Brantwein. Er hat uns die Existenz dieses russischen Onkel Tom mit dem Maße des Künstlers wiedergegeben, daß selbst die doppelte Censur zu umgehen wußte, und dennoch uns zittern macht vor Wuth bei der Schilderung dieses erbärmlichen, unmenschlichen Leidens, unter welchem eine Generation nach der andern hinsinkt, ohne Hoffnung, nicht allein mit beleidigter Seele, sondern selbst mit verstümmeltem Körper.

Die Namen Turgenieff und Gregorowitsch wer-

den weder von dem russischen Leibeignen noch von dem Freigelassenen jemals vergessen werden. Jetzt, am Vorabend der Emancipation, unter einer milderen Regierung, predigen Viele gegen die Leibeigenschaft; jene Beiden haben es, als Dichter und Künstler, unter der Schreckensherrschaft von Nicolaus gethan.

Als ich Rußland verließ, kannte ich wenig von dem, was Gregorowitsch geschrieben; er war damals einer der jungen Autoren, die eben anfangen zu schreiben. In Neapel, im Jahre 1848, war es, wo ich zuerst seinen „Anton der Leidensträger“ las, die einfache Geschichte eines Bauern, den der Intendant verfolgt, weil er eine, ihm von den andern Bauern diktirte Bittschrift an den Gutsherrn, gegen den Intendanten gerichtet, geschrieben hat. Dieses „memento patriam“ war sehr hart inmitten der revolutionairen Zeit in Italien und der süßen, schmeichelnden Lüfte des Mittelmeers. Ich fühlte Gewissensbisse, ich schämte mich, da zu sein, wo ich war. Der leibeigne Bauer, gefurcht vor der Zeit, arm, gut, sanft, unschuldig und doch, die Kette am Fuß, nach Sibirien wandernd, verfolgte mich unaufhörlich mitten unter dem prächtigen Volke, bei welchem ich mich befand. —

Der Roman, den Sie übersetzt haben, bildet eine neue Phase der Volkspoesie. Die Strömung von unten hat gestiegt. Der Herr des Dorfes, der Intendant, der räuberische Richter, der Commissair — Mörder — Alles das ist verschwunden, der Ty-

pus, ganz Nerv und Muskel, der Typus von Gleb Sawinitich, Fischer-Bauer, beherrscht Alles. Es ist das Leben des Bauern, nicht in seinem ungleichen Kampfe mit dem Gutsherrn und dessen despotischen Rechten, oder den chifanösen Ausbeutungen der Administration, es ist das Leben des Bauern für sich.

Der Feind, der in den „Fischern“ auftritt, gehört schon zum Hause selbst; es ist der Anfang eines ganz andern Kampfes, des Kampfes zwischen dem ackerbautreibenden, frugalen, einfachen Patriarchalismus und dem bourgeoisen Proletarier, der in den Städten, in den Fabriken arbeitet, und ein verderbtes Bagabondenleben führt. Dieser Kampf ist schon menschlicher, nicht mehr bloß in der Form einer brutalen Uebermacht, sondern geführt mit gleichen Waffen und unter Gleichgestellten. Die unnütze und wohlthätige Einmischung der Polizei ist der größte Fehler des ganzen Romans von Gregorowitsch, da es eine Inconsequenz und ein Verstoß gegen die Wirklichkeit ist. 2

Der Roman „die Fischer“ führt uns ein in den Anfang des unvermeidlichen Kampfes (eines Kampfes der Evolution) zwischen dem „bäuerischen“ und dem „städtischen“ Element, zwischen dem Bauer-Ackerbauer und dem Bauer-Fabrikarbeiter. Dieser Kampf wird jedoch bei uns nicht die Ausdehnung haben, die er in Frankreich und England hat. Die ackerbautreibende Bevölkerung hat bei uns weit mehr Wichtigkeit, als irgendwo anders. Die

Städte sind schlecht bevölkert, eine große Menge Arbeiter kommen vom Lande, ohne ihren Verband mit der Gemeinde aufzulösen und bleiben daher Bauern. Er wird aber auch noch aus einer andern Ursache nicht denselben erbitterten Charakter ohne Ausweg haben, wie dort. Die Reihe von Ideen, über die man sich noch nicht allgemein verständigt hat und die obenauf schwimmend geblieben sind auf dem Meere der europäischen Reaktion — welche mehr und mehr die Reste der revolutionairen Armada, in welcher die alte Welt die Ueberfahrt zu machen gedachte, verschlingt — diese Reihe von Ideen ist theoretisch schon weit über den Kampf zwischen Bourgeoisie und Proletariat, zwischen Städter und Bauer hinaus. Diese Ideen gehören uns kraft des Rechts des Studiums und des Verständnisses an, wie sie kraft der Leiden und der Ausarbeitung dem westlichen Europa angehören. Das ist aber noch nicht Alles, und indem wir die Isba des russischen Bauern durchsuchten, indem wir diesem letzteren Schritt vor Schritt durch die Furchen, die sein Schweiß befeuchtet, nachgingen, haben wir einen Embryo von ökonomischen und administrativen Institutionen gefunden, der sich auf die Gemeinsamkeit des Grundbesitzes, auf einen agrarischen und instinktiven Communismus gründet.

Bei dieser Entdeckung hielten unsere alten Freunde, die moralischen Bagabonden — die nicht wußten wo sie ihr Haupt hinlegen sollten, die sich verloren fühlten in einer antipathischen Mitte und

mit Anstrengung ein fernes Ideal verfolgten, um einer widerwärtigen und gemeinen Wirklichkeit zu entfliehen — inne, sie wurden gewahr, daß unter der ausfälligen Oberfläche des kaiserlichen, gutherrlichen, administrativen Rußlands etwas Lebendiges, Starres, Unbekanntes lebte, eine Welt zum Studiren, eine Welt, gegründet auf die Gemeinde und den Besitz des Bodens.

Die Rolle der traurigen und melancholischen Person: des Menschen, der sich unnütz fühlt, gerade weil er wirklich Mensch sein will, ist ausgespielt. Dieser Mensch hat jetzt eine Aufgabe zu erfüllen. Es gilt, die Elemente des russischen Gemeindelebens von den Zusätzen zu befreien, welche der Mongolismus, der Czarismus, die Bürokratie und die deutsche Kasernokratie durch das Regime der Ordonanzen, der Leibeigenschaft u. s. w. hinzugebracht haben, und sie, indem man sie zum natürlichen Ausgangspunkt nimmt, durch die sociale Idee des Occidents zu entwickeln und zu verklären zum Besten der allgemeinen Wissenschaft vom Wohlfsein der Menschheit.

Und damit ist seine Aufgabe noch nicht zu Ende. Er hat noch eine andere. Die ist: diese Entwicklung vor den fieberhaften Krisen, vor dem gewaltsamen Zurückkommen auf das Vergangne, vor all' den blutigen und furchtbaren Convulsionen zu bewahren, welche die sociale Idee geboren und gereift haben, indem sie die Völker des Westens an den Rand des Grabes brachten.

Sie sehen, es hängt Alles davon ab, die intime Vereinigung von Wladimir Lenski,*) dem Studenten der Göttinger Universität, dem Verehrer von Schiller und Göthe, dem utopistischen Träumer, dem Dichter mit langem gelocktem Haar, und unserm alten Gleb Sawinitich, dem praktischen Philosophen, dem rauhen, starken Charakter, dem wahren Typus der cyclopischen Race der Fischer-Bauern, zu Stande zu bringen. Werden sie sich je verständigen? Der Alte ist wunderbarlich und hartnäckig.

Wer lebt, wird sehen!

Inzwischen räume ich dem alten Gleb den Platz. Er liebt ja ohnehin nicht die langen Reden und seine alte Frau bedachte sich ja erst immer zwei, drei Mal, ehe sie ihn durch ihre Fürbitten zu Gunsten des Ankaufs einiger irdenen Töpfe oder anderer derartiger Luxusgegenstände langweilte.

*) Aus dem Gedichte: Onägin von Puschkin.

Putney bei London, 28. December 1857.

Die Fischer.

Erster Theil.

Erstes Kapitel.

Der Onkel Joachim.

Der nördliche Theil des Gouvernements Tula, welcher, wie bekannt, durch das breite Band der Oka von den Kreisen des Moskauer Gouvernements getrennt wird, kann eine der malerischsten Vertlichkeiten des mittleren Rußlands genannt werden. — Er steigt als steiles Gebirge am Flusse selbst auf und gewährt eine unendliche Fernsicht auf grüne Hügel, Thäler und Abgründe, welche sich auf der einen Seite in der Oka spiegeln, auf der andern weiter ziehen und sich allmählig im Innern des Landes verlieren. In der Ausdehnung von einigen Wersten begegnet der Blick hier kaum einigen Morgen ebenen Landes; Hügel ziehen sich hinter Hügeln her, eine unzählige Menge von Windungen und Vertiefungen bildend, wo Bäche rieseln, manchmal sogar kleine Flüsse, wie die Smedwa. Bei jedem Schritt zeigt die Landschaft eine andere Phytognomie, die Augen werden nicht durch Einför-

migkeit ermüdet und gelangweilt, wie vom Anblick
 der Steppen. Dafür sind freilich die Wege (wie
 übrigens zu erwarten steht) hier völlig grundlos,
 was zum Theil von dem Boden und der Ortslage
 selbst herkommt, zum Theil aber auch von dem häufigen
 Verkehr zwischen den Dörfern und dem Flusse. —
 Menschen und Pferde, sich den natürlichen Hindernissen
 anpassend und geleitet durch Ueberlegung
 und Erfahrung, bahnen sich hier ihren eignen Weg.
 Auch die Jahreszeiten schaffen verschiedene Wege;
 wo im Frühling ein Pfad war, da bildet sich im
 Sommer ein Hohlweg und umgekehrt: wo eine
 Schlucht war, da ebnet sich der Boden, Dank der
 Anschwemmung des Schlammes im Herbst. Stellenweise
 verschließt ein Fichtenwald den Weg und
 engt ihn so ein, daß kein Stamm ist, der nicht die
 Spur der Räderwespen trüge. Wieder an anderen
 Stellen läuft man Gefahr bis auf die Nabe des
 Rades in den Trieb sand einzusinken oder auf's Gerathewohl
 auf dem morastigen Boden der Schluchten
 umherzufahren. Alles dies bildet zusammen ein
 ziemliches Chaos, wie man es übrigens öfter, von
 der Seite des Gebirges, als Borthüre zu unseren
 großen Flüssen antrifft. —

An einem der letzten Tage des März, am
 Feste der Verkündigung, konnte man auf einem der
 Wege, welche von dem Kirchdorf Sosnowki nach
 der Dfa führen, einem alten zerlumpten Manne be-
 gegnen, welcher von einem ungefähr ebenso zerlump-
 ten Jungen begleitet war. Es war früh am Mor-

gen. Schneebedeckte hügelige Abhänge, die Wege einschließend, und dunkle Fichtenwälder, hinter den Hügeln hervorsehend, waren eben nur durch die Sonne beleuchtet. Doch fühlte man schon in der Luft eine gewisse Weichheit, welche gegen die Mittagszeit Thaumetter verkündigte. Die volle Zeit der schlechten Wege hatte noch nicht angefangen, doch war es schon nicht mehr möglich, auf Schlitten zu reisen; der Schnee, von oben durch die Märzsonne erwärmt, von unten durch die aufthauende Erde, sank merklich ein. Der Weg hielt nicht mehr den Huf der Pferde aus; dunkle schwarzbraune Farben sondereten ihn schon erkenntlich von den Feldern ab, welche noch mit einer dünnen Eisschale bedeckt waren, durch welche jedoch schwarze trockene Stengel von den Pflanzen des vorigen Jahres hindurchbrachen. In dem Maße, als die Sonne höher stieg, wurde der Horizont nach der Seite der Oka zu blauer und bedeckte sich mit jenem leichten Nebel, welcher, nach der Meinung der dortigen Landleute und Fischer, das sicherste Kennzeichen herannahenden Thaumweters ist. — Die südlichen Abhänge der Hügel begannen feucht und gelb zu werden; die Schluchten füllten sich allmählig mit Wasser; hier und da zeigte sich sogar die Erde mit Steinen besäet. Darauf beschränkten sich indeß auch die Vorboten des herannahenden Frühlings; weder Lerche noch Kornkrähe waren sichtbar, diese ersten Verkündiger der Wärme, diese ersten Brod-Vögel. Es roch noch nicht nach Erde.

Der schlechte Weg von Sosnowfi nach der Oka wirkte in verschiedener Weise auf die zwei Reisenden. Der Knabe, der in einer kleinen Entfernung vor dem alten Manne herlief, schrie, pff, sang, machte ganz verzweifelte Sprünge absichtlich in die Pfützen hinein und schlug vergnügt mit den Beinen im Wasser umher. Der alte Mann war augenscheinlich nicht bei guter Laune; er tappte freilich auch mit in den Pfützen umher, aber offenbar machte ihm dies kein Vergnügen; denn jedesmal, wenn seine Schuhe in's Wasser kamen (und er kam fast gar nicht aus dem Wasser heraus), rang sich aus seiner Brust ein klägliches Stöhnen, welches dem Knaben galt, dessen Ungezogenheit daran Schuld war, daß der alte Mann seinen Schritt so sehr beschleunigte und daher oft nicht sah, wo er hintrat. Der Knabekehrte sich indeß nicht an die kläglichen Ausrufungen seines älteren Gefährten; er schien vielmehr immer eifriger in die Pfützen hineinzuwaten.

„Ach du verfluchter Junge!“ rief der alte Mann voll Zorn, der jedoch eher einer Klage als einer Drohung glich; „ach du Kreuzsappermenter! komm hierher, sag' ich! wart' nur ein wenig! hätt' ich dich nur! halt, halt! seh' Einer, wohin es ihn trägt! ach! oh! — wohin die Schwerenoth ihn trägt! — daß die Ochsen dich aufspießten! — Oh! — ach! du guter Gott! — himmlische Mutter!“ — rief er, indem er mit den Händen die Schlippen seines zerrissenen grauen Rockes schlug. — Zuwei-

Ien hielt der Junge an und heftete auf seinen Mitreisenden ein Paar schwarze, listige Augen, dann machte er plötzlich wieder Kehrt und lief wieder den Weg vor seinem Gefährten voraus.

Es war aus Allem diesem zu erkennen, daß sich der Junge über den alten Mann lustig machte und daß er sich nicht im Geringsten vor dessen Drohungen fürchtete. — Freilich war auch das traurige, weinerliche Aeußere des alten Mannes nicht geeignet, Furcht zu erwecken. Sein ganzes Wesen erschien schlaff und kraftlos, was jedoch weder die Folge von Ermattung noch von zu hohem Alter sein konnte, denn erstens konnten die drei bis vier Werste von Sosnowki bis zu dem Orte, wo wir ihn angetroffen haben, Niemanden ermüden, und zweitens war er kaum älter als fünfundvierzig Jahre, gewiß nicht über fünfzig, ein Alter, in welchem unsere Landleute, Dank der beständigen Thätigkeit und dem einfachen, unverwöhnten Leben, noch die Stärke und Kraft der Jugend zu bewahren pflegen. — Am meisten war die Abwesenheit aller Energie auf dem bekümmerten, mageren Gesicht des Alten bemerkbar; er sah stets aus, als suchte er etwas, als beobachtete er ängstlich alles rings umher; alle Linien zogen sich nach unten und es war nicht möglich, darin einen einzigen scharfen, charaktervollen Zug aufzufinden. Eine dünne Nase von ganz unbestimmten Umrissen hing traurig über einen eingefallenen, halb offenen Mund herab, welcher, wahrscheinlich durch die Macht der Gewohn-

heit, einen stereotyp friechenden, bettelnden Ausdruck hatte. Die grauen Augen waren beständig zusammengekniffen, als wenn sie sich zum Weinen vorbereiteten. Der sichtliche Vorsatz des alten Mannes, sein ohnehin schon klägliches und betrübtes Aussehn so viel als möglich noch zu verstärken, gab seinem ganzen Aeußern etwas Erniedrigendes. —

Onkel Joachim (so wurde er genannt) gehörte zu der Zahl von Leuten, welche ihr ganzes Leben hindurch weinen und klagen, obgleich sie selbst nicht wissen, worüber sie sich eigentlich grämen oder worüber sie weinen. Wenn Onkel Joachim sich über irgend Jemand zu beklagen gehabt hätte, so wäre er selbst dies gewesen. Seine Geschichte ist mit wenigen Worten erzählt. Nach dem Tode seines Vaters, eines wohlhabenden Bauern, der mit Vieh handelte, waren ihm ein eignes Haus, Pferde, Rühe, mit einem Wort eine vollständige, gut versorgte Wirthschaft zugefallen. Aber dieses Gut brachte ihm keinen Gewinn. Von Kindheit auf nicht zur Arbeit angehalten, verwöhnt von seiner Mutter, streitsüchtig, albern und weibisch, führte er seine Geschäfte in einer Weise, daß er nach zwei Jahren einer der ärmsten Bauern seines Dorfes war. — Es ist nicht schwer für den Bauer, sich zu Grunde zu richten: die Versäumniß von ungefähr vierzehn Tagen in der Bestell- und von einer Woche in der Erndtezeit macht seinem Wohlstand ein Ende. Kinder hatte Joachim nicht. Nach

dem Tode der Mutter blieb er allein zurück mit seiner Frau, einem leidenden blinden Wesen, die früher, zu Lebzeiten der Eltern, die einzige Tagelöhnerin und verantwortlich für ihren Mann gewesen war. Sie durfte ihm nie widersprechen und das Leben war ihr, wie sie selbst sagte, eine Bürde. — Schweigend lebte sie, schweigend ging sie in das Grab. — Nach ihrem Tode gingen die Geschäfte Joachim's noch schlechter. Er hatte bald kein Obdach und keinen Zufluchtsort mehr, oder, wie seine Nachbarn sagten: „er blieb bedeckt vom Licht und umgeben mit Wind.“ — Joachim fing nun an zu weinen, zu stöhnen und zu klagen. Anfänglich lag er den ganzen Tag auf dem Ofen,*) als ob er seinen Kummer hätte verbrennen wollen. Doch endlich hieß es: stirb, oder thue etwas, um zu leben. So ging er denn, um sich beim Nachbar als Arbeiter zu vermiethen. Aber es dauerte nirgends lange mit ihm an einem und demselben Orte. Daran war nicht allein seine Faulheit, sondern auch seine Unregelmäßigkeit und eine gewisse Kleinlichkeit seines Naturells Schuld. Forderte man von ihm einen Wagen auszubessern, so machte er sich bereitwillig an die Arbeit und das Klopfen seines Hammers ertönte während zweier Stunden ohne Unterbrechung durch den Hof; dann aber erwies es sich, daß die befohlene Arbeit keineswegs gethan

*) Die russischen großen Oefen dienen zugleich als Lager für die Bauernfamilien.

war, sondern daß Joachim drei ganze Fuhren Holz in Splitter zerschlagen hatte. „Er spannt gerade an, fährt aber schief,“ wie das Sprichwort sagt. — Ein anderes Mal trägt ihm sein Herr auf, den Zaun zu flechten; gut! Joachim geht fort in den Sumpf, fällt eine ganze Fuhre Reisholz, kehrt nach Hause zurück, setzt sich singend zur Arbeit und flicht, statt des Zaunes, eine Schilfmatte für einen Fuhrwagen, oder macht Fischreusen für den Fischfang. In der Zeit der größten Arbeit beschäftigt er sich mit Verfertigung von Kästchen für Staare oder von kleinen Flöten für Kinder. Verlangt man von ihm das Dach auszubessern, so reinigt er den Brunnen; soll er Pferdegeschirr ausbessern, so flicht er das Dach. — Aber dafür in einer Unterhaltung — was man eine vernünftige Unterhaltung nennt — da kann sich Niemand mit Joachim vergleichen; wenn man ihn hört, so ist er schon sieben Mal gefahren, während er noch vor Einem steht! Es ist nur Schade, daß die That so wenig mit den Worten übereinstimmt. Er sagt viel, aber es ist wenig Sinn darin; wie eine Regenblase die aufspringt, Lärm macht und pläzt und in Nichts zusammensinkt.

Einmal vermiethete er sich als Arbeiter bei einem Smedovschen Müller. Es ereignete sich, daß der Müller genöthigt war auf zwei Wochen vom Hause zu gehen. Am Tage vor seiner Abreise führte er Joachim an den Mühlen-Damm und sagte zu ihm:

„Sieh, da an dieser Stelle fängt das Wasser an durchzustöckern. Morgen mit Tagesanbruch geh' hierher und häufe Erde und Mist an. Noch ist's nichts, aber das Unglück läßt nicht auf sich warten; und es wäscht den Damm durch.“

„Wie soll es den nicht durchwaschen!“ sagte Joachim mit dem Tone der Erfahrung; „es wäscht ihn nicht nur durch, es wird den ganzen Damm wegtragen! — Mit Erde allein ist das gar nicht zurückzuhalten — das ist eine Kraft! — ich werde das ganze Ufer mit Sandsteinen belegen, das wird dauerhafter sein — — Was Erde! hier kann nur mit Steinen geholfen werden.“ —

Doch hiermit begnügte sich Joachim noch nicht. Er führte den Hausherrn in alle Winkel der Mühle, zeigte ihm, wo nur irgend etwas schlecht war, wo sich irgendwie Risse fanden und versprach, Alles auszubessern zur vollständigsten Zufriedenheit des Müllers. Beruhigt und sehr zufrieden machte sich der Müller auf die Reise. Nach zwei Wochen kehrte er zurück. Als er sich dem Hause näherte, erkannte er es kaum wieder und traute seinen Augen nicht. Auf der Spitze des Daches prangte ein aus Holz geschnitztes Pferd; über dem Thore ragte eine Stange hervor, auf welcher ein Staar-Käfig befestigt war, und die Fenster waren mit Schnitzwerk verziert. „Nun, nun, Joachim!“ rief der Müller vergnügt; „da hab' ich mir 'mal einen Arbeiter erworben! Darüber hat ein Meister nichts zu sa-

gen! — Das ist ja ein Allermeltsbursche, was der nicht Alles kann!“ —

Während dieser Reden richteten sich aber die Augen des Müllers auf den Damm — er erstarrte vor Entsetzen — der Damm war schon halb verschwunden, das Wasser spazierte frei durch das Tafelwerk hindurch. — Da hast du den Allermeltsburschen, der Alles kann! — Mit alledem bewahre der Himmel aber den unzufriedenen Herrn, daß er dem Joachim Vorwürfe mache. Joachim antwortet darauf freilich nichts; aber von dem Augenblick an wirft er die Arbeit verächtlich bei Seite, geht umher als wäre er beleidigt, thut als hörte er nichts, wirft hier den Feuerhafen hin, stampft dort mit dem Fuße auf, spricht mit dem Hausherrn und der Hausfrau kein einziges Wort und ist, ehe man es sich versteht, in einen andern Dienst übergegangen. In einer Reihe von sieben Jahren hatte er so oft mit seinen Herren gewechselt, daß er sich der Namen derselben gar nicht mehr erinnerte.

Er lebte eine Zeitlang als Hirte, vermiethte sich Gärten zu bewachen, in Mühlen und auf Fährren oder in Fabriken, ging durch fast alle Häuser in allen am Flusse gelegenen Dörfern, und nirgends war lange seines Bleibens.

Einmal jedoch schien es, als wenn das Glück ihm lächelte. Gerade acht Jahre vor dem Anfang unserer Erzählung ereignete es sich, daß Joachim zufälligerweise einer Soldatenwittwe begegnete, welche in ihrem eignen Hause, auf einem eignen Stück-

chen Erde lebte. Er vermiethete sich bei ihr als Tagelöhner und verlebte ungefähr fünf Jahre in ihrem Hause. Man muß jedoch daraus nicht schließen, daß Joachim sich nun endlich zusammengerafft hätte und ein ordentlicher, arbeitsamer Bauer geworden wäre; nein, so war es nicht! Er blieb immer derselbe gedankenlose Mensch und änderte sich nicht im Geringsten. Ebensowenig kam dies Factum auf Rechnung ungewöhnlicher Nachsicht und Langmuth der Soldatenwittwe. Die neue Herrin Joachim's war die heftigste, unverschämteste, ungeduldigste alte Frau von der Welt; „ste aß“ — wie die Nachbarn sagten — „und spülte ihren Arbeiter von der frühen Morgenröthe bis zu dem letzten Hahnenschrei.“ — Ungeachtet dieses Spülens jedoch dachte Joachim nicht daran, aus dem Hause der Soldatenwittwe zu gehen. Die geschwägigen Nachbarinnen behaupteten: daß diese Ausdauer Joachim's einzig und allein in seiner Anhänglichkeit an den Sohn der Wittwe ihren Grund habe, welcher, wie man sagte, gerade ein Jahr nach dem Eintritte Joachim's in das Haus der Mutter geboren war. Es war nicht zu ermitteln, in wieweit diese Behauptungen richtig wären, positiv stand aber fest, daß die Anhänglichkeit Joachim's an das Kind wirklich merkwürdig war. Er ließ es nicht aus seinen Armen, wartete es wie eine Amme, und es war noch nicht eine Woche alt, als Joachim ihm schon für sein eignes Geld eine Kutschermütze kaufte. Er verrechnete sich

dabei allerdings ein wenig, denn die Mütze paßte nicht nur auf den Kopf des Säuglings, sondern sie bedeckte ihn ganz und gar vom Kopf bis zu den Füßen. Dieser Umstand hinderte aber Joachim nicht, sich seines Einkaufs zu freuen und ihn allen Vorübergehenden anzupreisen. Den ganzen Tag saß er bei dem Jungen und blies ihm auf einer von Birkenrinde verfertigten Pfeife in die Ohren, oder er fuhr ihn in einem Wägelchen, das er selbst gebaut hatte und welches ein solches Piepen verursachte, daß, sobald nur Joachim sich damit in Bewegung setzte, alle Hunde des Dorfs wie toll herbeieiefen, lange Hälse machten und anfangen zu heulen. —

„Da fährt Joachim sein Soldatenkind,“ sagten die alten Weiber, wenn sie das Piepen hörten.

So verlebte Joachim fünf Jahre, bis zu dem Augenblick, wo die Soldatenwittwe ihre Seele Gott wiedergab.

Sein nachfolgendes Leben war erfüllt mit Kummer und Mißlingen aller Art. Hätte Jemand unter den benachbarten Bauern einer Kinderwärterin bedurft, so hätte Joachim sich gut unterbringen können; aber leider brauchten die Bauern nur starke, thätige Tagelöhner. Ueberdies war Joachim in diesen fünf Jahren nun vollends faul geworden und zeigte sich untauglich zu jeder Arbeit. Er nahm die kleine Waise auf den Arm und ging von Neuem an die Thüren klopfen, sich aus einer Ecke in die andere stoßen zu lassen, hier eine Woche zu

bleiben, dort zwei — aber nie länger. Denn in den Dörfern wie in den Städten ist Niemand sein eigener Feind.

„Da hast du ein kleines Brod und nun Gott befohlen!“ Seit dieser Zeit nahm er sein klägliches, weinendes Ansehn an, wahrscheinlich in der Absicht, das Mitleid seiner Mitmenschen zu reizen. Diese Absicht erreichte er jedoch mit jedem Tage weniger. Er klagte allen Menschen sein Leid, aber Niemand hörte auf ihn.

An dem Tage vor jenem Feste der Verkündigung, wo wir ihn auf dem oben beschriebenen Wege antreffen, hatte man ihn von Sosnowki fast weggetrieben. Er hatte sich darum beworben, die Sosnowkische Heerde weiden zu dürfen; aber so sehr er auch stöhnte, so viel er weinte und sich anstrengte durch seine Armuth und das Waisenthum seines Kleinen die Herzen zu rühren, so wollte man ihn doch nicht als Hirten und wünschte ihm Glück auf den Weg.

„Wir kennen dich, Brüderchen!“ sagten die Sosnowker, „giebt man dir, so fragst du noch einmal; giebt man dir wieder, so wirfst du es weg. So bist du schon in der Wiege gewesen. Gott befohlen!“

Durch diese Weigerung in die äußerste Noth und in eine fast verzweiflungsvolle Lage gebracht, entschloß sich Joachim seine Zuflucht zu einer entfernten Verwandten seiner Mutter zu nehmen. Diese Verwandte war mit einem Fischer verheira-

thet, welcher auf der an den Bergen gelegenen Seite der Oka wohnte, ungefähr sieben oder acht Werste von Sosnowki. Wenn Joachim nicht für den Knaben zu sorgen gehabt hätte, so würde er diesen Vor-
 satz um Alles in der Welt nicht gefaßt haben, denn schon von seiner Jugend her hatte ihm der Mann dieser Verwandten eine unüberwindliche Furcht einge-
 gefloßt. — Der Fischer war ein geschäftiger, rascher Mann, ein starker, tüchtiger Bauer, der sich mit unnützen Dingen nicht abgab, die Arbeit über Alles liebte und es nicht leiden konnte, wenn die Leute sich einen Hemmschuh an die Hände legten. Joachim wußte, daß der Mann der Verwandten ihm nicht sehr gewogen war; der Fischer hatte ihm schon mehrere Mal die Wege gewiesen. Aber auf der andern Seite sah Onkel Joachim, daß das Kind rasch aufschloß, stark verwöhnt wurde und daß es dringend nöthig war, ihn irgendwo als Hand-
 werker unterzubringen. Dieser Umstand überwog seine Furcht und bestimmte ihn, seine Schritte nach der Oka zu lenken. Seine einzige Sorge war nur, daß der Fischer es verweigern würde, das Kind zu sich zu nehmen. Sich quälend mit Gedanken, welche sich alle auf das Kind bezogen, hörte Onkel Joachim dennoch nicht auf, dem Knaben zuzurufen und ihn mit Drohungen zu überhäufen. —

„Ach du Aufrührer! du Schelm, der du bist!“
 stöhnte er mit seiner klagenden Stimme; „ein Gewissen hat er nicht, der Räuber! Da sehe nur Einer, wie er verwöhnt ist, und Furcht hat er vor

Niemand! — — sieh nur, wohin es ihn trägt! — —“ fuhr er fort, stehen bleibend und dem Knaben sogar mit einer Art Neugier zusehend, wie er von einem Hügel auf den andern sprang. „Da sehe Einer den Teufelsjungen! ein Meister ist er! — — ja was Meister! ehe du dich's versiehst, wird der Hallunke in ein Loch stürzen — und ich werde ihn herausholen müssen! — O du...! — warte doch ein bißchen! — wenn ich dich nur erst habe, da will ich dir's schon eintränken!“ — Als Antwort hob der Junge mit beiden Händen die hohe Schaaffellmütze (dieselbe, welche Joachim ihm geschenkt hatte, als er eine Woche alt war und welche ihm jetzt noch auf die Nase fiel) auf, warf sie in die Luft und fing sie mit der Spitze des Stiefels auf, um sie abermals in die Höhe zu schleudern. „Nun da haben wir's! da thu' dem Schlingel Einer etwas!“ rief Onkel Joachim mit einem Ausdruck, der deutlich zeigte, daß er den Streich des Knaben mehr bewunderte, als daß er darüber erzürnt gewesen wäre. „Heda! Gregorchen! steh' 'mal still, nicht diesen Weg! — komm zurück, komm zurück, sag' ich dir! Hörst du nicht?“ — wiederholte Onkel Joachim, den Arm drohend erhebend, nachdem er vergeblich gewartet hatte. „Kehr' um! geh' nicht weiter, sag' ich! — komm hierher! — Da! nun ist er mitten durch den Schnee gewatet! So biege doch um auf den Weg, du verzogenes Kind du! — — Hab' ich dir deshalb die Stiefeln gekauft? he?“ fuhr der Alte mit weinerlicher Stimme fort; „muß

ich ihm noch Stiefeln kaufen, daß er die Pfützen damit austritt! — Ich selbst zog Bastchuhe an — löcherige Bastchuhe und ihm habe ich Stiefeln gegeben; aber er — ach du Ausbund von einem Kind! du Räuber! du Erz-Räuber!“ — beschloß er, selbst von dem kaum zu erkennenden Wege abkommend und geschäftig den Knaben verfolgend, welcher ohne anzuhalten fortfuhr zu laufen, augenscheinlich fortgerissen durch das Vergnügen, seine neuen Stiefeln zu ruiniren. —

Zweites Kapitel.

Der Morgen des Festes der Verkündigung.

Der Weg, auf welchem Onkel Joachim und der Knabe herabkamen, diente im Winter einzig und allein als Verbindung für das Haus des Fischers mit Sosnowki. Und da der Verkehr mit diesem letzteren sehr gering war, indem der Fischer größtentheils seinen Fang nach der Stadt Kolomna, oder den Dörfern, die auf der Wiesenseite der Dfa liegen, brachte — so war der Weg gänzlich verfallen und unsere Reisenden waren gezwungen, fast auf's Gerathewohl weiter zu gehen. Als Wegweiser diente ihnen eine alte Eiche, welche in der Ferne, schwarz, auf einem kahlen Hügel emporstarrte. Dieser Richtung zugehend, erreichten Joachim und sein ungehorsamer Führer endlich den Fuß des Berges, hinter welchem sich die Dfa ausbreitete.

Die Sonne hatte noch nicht Zeit gehabt um den Berg zu biegen und die Seite desselben, welche

von den Reisenden abgewandt war, war noch in Schatten gehüllt. Dieser Umstand verbesserte den schneeigen Weg merklich. Onkel Joachim näherte sich dem Gipfel. Mit jedem Schritt wurde der glänzende, unerreichbar weite Horizont ihnen sichtbarer. Noch ein Schritt und Onkel Joachim befand sich auf dem Gebirgsrücken, einem Abhang gegenüber, der steil zum Fluß hinab ging.

Von diesem Platz aus überschaute man einen, wie es schien, endlosen Raum: Dörfer, die an zwanzig Werste weit hinter der Oka lagen, schienen ganz nahe zu sein; hinter ihnen zog sich, dunkelblau, ein Fichtenwald, hier und da von schneeigen glänzenden Linien durchschnitten. Näher unten dehnten sich mehrere Seen aus, bedeckt mit Schnee wie die Wiesen, sich aber dennoch von ihnen unterscheidend durch den grauen Saum ihrer waldigen Ufer; sie sahen aus wie kleine längliche Zirkel, einige von ihnen hatten ungefähr drei Werste im Umkreis. Hundertjährige Eichen, die sich einzeln zwischen den Seen erhoben, schimmerten wie Punkte. Millionen von Dohlen freisten über den Wiesen und Seen; ihr Geschrei verlor sich in der Luft und gab noch völlig das Gefühl der ganzen unendlichen Größe dieser Ausdehnung, welche, übergossen von den Strahlen der Sonne, sich in den unsichtbaren, leicht mit Nebel bedeckten Horizont verlor. — Die Wirkung des eingetretenen Thauwetters war besonders bemerkbar auf den Abhängen des steilen Ufers, welche der Sonne zugewendet waren. Die

kleinen Bäche murmelten überall; jede Wagenspur und jeder Riß verwandelte sich in einen Bach, welcher sein trübes, gelbes Wasser der Ofa zuführte, welche schon anfing blau zu werden und sich durch einen erdigen Saum von ihren schneeigen Ufern abzeichnete. Hier und da starrten schwarze Wurzeln der Sträucher, die sich von ihren Schneehäusen befreit hatten, empor. Die warmen Strahlen der Sonne, den dunklen Wald durchbrechend, beleuchteten die jungen, glänzenden Zweige, die aussahen, als ob sie mit rothem Lack bestrichen wären; verhärteter Schnee, der von unten durch's Wasser abgenagt war, knisterte, brach und rollte in den Abgrund; mit einem Wort: Alles zeigte, daß der Frühling nahe und der Winter wegzöge.

„Ha, wie es in den Schluchten schon sein Wesen treibt, als wären wir bereits mitten in der heiligen *) Zeit!“ sagte Joachim, die flache Hand vor das Auge legend und sich nach allen Seiten umsehend nach dem Knaben, welcher, niedergeduckt auf die Beine, Steine in's Wasser warf.

„Wieder neue Streiche? — Sieh doch, steh! — Ach! ach, du Herr! Sei doch nur einen Augenblick ruhig. Wohin läufst du denn schon wieder? Ach! — wohin? ach! ach! — komm hierher, du unverschämter Junge! Da! da läuft er wieder! — komm hierher! — da hinaus gehen wir, dahin! —

*) Ostern.

da!" rief der alte Mann, mit der linken Hand auf den Fuß des Abhangs zeigend.

Von dem Punkte, wo Joachim stand, war das Haus des Fischers durch einen steilen Vorsprung des Ufers verborgen. Es zeigte sich erst, als der alte Mann sich dem Rande des Abgrunds näherte; dieser letztere ging breit auseinander wie ein Amphitheater, auf einer erhabenen Fläche, welche das Wasser, sogar in den stärksten Ueberschwemmungen, nicht bedeckte. Die Wohnung, die in der Tiefe dieses Amphitheaters lag, bestand aus einer Hütte und mehreren Schoppen, welche durch geflochtene Zäune vereinigt waren; die Fenster der Hütte wendeten sich nach dem Fluß. Ein Theil der Fläche hinter der Hütte bildete den Rükchengarten, dünne Streifen, welche schwärzlich durch den Schnee blickten, bezeichneten erkennbar die Beete. Hinter dem Rükchengarten, an dem Fuß des mit Kiesel bedeckten Abhanges, standen Weiden, unter deren aufgehobenen Wurzeln und zwischen großen Steinen hindurch ein Bach hervorsprang, der, durch die Erdhaufen, welche den Fuß des Abhangs bedeckten, hindurchrieselnd, die Besitzung des Fischers umfloß, sich dann in viele Arme theilte und rasch zur Oka hinabeilte, seine Ufer mit vielen kleinen Kieseln bestreuend. Der geflochtene Zaun des Rükchengartens war mit bunter Wäsche und weißen Hemden behängt. Er schloß sich nicht dicht an die Hütte, sondern zwischen ihnen war eine kleine Quergasse, in welche die hintere Pforte führte.

Von dieser Pforte führte ein Pfad zum entgegengesetzten Theil des Rükchengartens, übersprang den Fluß, erhob sich, zwischen Gebüsch sich durchwindend, auf die steile Höhe und lief aus auf dem Rande des Abgrunds.

Diesen Weg jetzt betretend, sah Joachim sich von Neuem nach dem Knaben um und, nachdem er sich überzeugt hatte, daß derselbe in nicht zu großer Entfernung ihm nachfolge, nickte er beifällig mit dem Kopfe und begann herunterzusteigen.

Je mehr sie sich der Wohnung des Fischers näherten, desto ruhiger wurde der Knabe. Er richtete seine schwarzen, tiefliegenden, neugierigen Augen auf das Dach der Hütte und dann von Zeit zu Zeit mißtrauisch auf Joachim; doch folgte er Letzterem und versuchte sogar sich ihm zu nähern. Endlich, als sie den Bach überschritten und den Rükchengarten erreicht hatten und nun Stimmen, von der andern Seite der Hütte her, sich vernehmen ließen, lief er plötzlich zu dem alten Mann heran und hielt ihn fest.

„Ha, ha! jetzt kommt er und drängt sich an, der verwöhnte Junge! Ach da sieh doch 'mal!“ rief Joachim, das Gesicht zusammenziehend, als ob er das Kind necken wollte. „Haha, mein Söhnchen, hast du dich erschrocken? Nun er fremde Stimmen hört, fängt er an zu schmeicheln! Die Fremden da sind nicht deine Bekannte, he? Nun ist er furchtsam, drängt sich an! Ja sieh, Gregorchen, hier spaßt man nicht! o! hier spaßt man

nicht,“ fügte er mit ermahnender Stimme hinzu; „willst du hier Bissen treiben, so wird es nicht gut! Gleb Sawinitich liebt dergleichen nicht und du — du wirst dich in's Unglück bringen, ganz und gar in's Unglück; wenn du so fortfährst, so bringst du dich in's Unglück!“ — Joachim sagte dieses Alles mit halber Stimme und so, als gäbe er alle diese Rathschläge eigentlich sich selbst; seine scheuen Blicke und sein ganzes Gesicht zeigten auch hinlänglich, daß er sich vor der Zusammenkunft mit dem Fischer nicht minder fürchtete als der Knabe.

„Nun, gehen wir! Warum denn warten? Gehen wir, Gregorchen!“ sagte er endlich unentschlossen.

„Ich werde nicht gehen,“ rief plötzlich der Knabe, sich los reißend.

Aber Joachim erfaßte seine Hand.

„Was, du gehst nicht? Dummer Junge! Was fürchtest du denn eigentlich? Wir gehen, sag' ich.“

„Ich will nicht, ich gehe nicht!“ schrie der Knabe, mit den Füßen stampfend.

„Ei! willst du schon wieder deinen Willen haben? wieder Streiche machen? wart' nur, wart' nur, ich werde schreien: Onkel Gleb! der wird dir's geben! da von dem trocknen Reis wird er eine Ruthe machen und dich auspeitschen — laß uns gehen, sag' ich — ehe so etwas passirt.“ —

Joachim befreuzte sich, nahm den Knaben an der Hand und ging vorwärts, indem er seinem

Aeußern das kläglichste Aussehn gab und sehr hinkte, um nicht zu schnell anzukommen. Für diesen Augenblick war jedoch seine Furcht grundlos, denn der Fischer war nicht vor der Treppe seines Hauses. Hier befand sich nur die Frau von Gleb Sawinitich, eine schon bejahrte und gebeugte Alte und neben ihr stand ihr jüngster Sohn, ein freundlicher blonder Knabe von ungefähr acht Jahren, der einen aus Brodteig gemachten Vogel in den Händen hielt. Um diesen Vogel noch natürlicher zu machen, waren ihm Haferkörner anstatt der Augen und der Nase eingesetzt. Eine Menge solcher Vögel füllten den Rock der Mutter, den sie mit der einen Hand zusammengefaltet hielt zu einem Behälter, während die andere Hand einen Vogel nach dem andern herausnahm und in die Luft warf. *)

„Die Lerchen sind angeflogen kommen! die Lerchen sind angeflogen kommen!“ rief sie, indem sie die Bilder dieser ersten Frühlingsvögel auf die benachbarten Dächer und Schoppen warf: „die Lerchen sind angeflogen kommen! da, da, noch einer! steh doch, Johannchen! steh doch, mein Falke! **) Da noch einer,“ fuhr sie fort, indem sie sich geschäftig um den Knaben her bewegte, der bereits während der Zeit seine Lerche verzehrt hatte und nun, la-

*) Eine Frühlingsfittre im Gouvernement Tula.

**) Einer der mannichfaltigen russischen Zärtlichkeitsausdrücke.

chend in die Hände schlagend, mit gierigen Blicken den Bewegungen der Mutter folgte.

Aufgemuntert durch diese friedliche Scene, schritt Onkel Joachim vorwärts und erschien vor der Alten in derselben Minute, wo sie ihre letzte Lerche emporwarf.

Er verbeugte sich tief vor ihr.

„Mütterchen — Anna Samelewna“ — sagte er mit klagender, bittender Stimme, „gieb meinem Jungen da eine Lerche; bitte, gieb! er ist etwas schüchtern! — sieh ihn nur! — gieb ihm eine Lerche, Verwandte!“

„Väterchen! o Czarin des Himmels! Joachimchen, bist du es?“

„Ich bin's, Mütterchen!“ erwiderte Joachim, kläglich den Kopf auf die Seite hängend. „Wie hat Gott dich begnadigt!“ fügte er hinzu, indem er seufzte und den Kopf auf die andere Seite legte.

„Wir leben so durch die Gnade der himmlischen Czarin! — Nun und du, Better, von wo bringt dich Gott her?“

„Aus Sosnowki, Mütterchen, aus Sosnowki. — Ach, ach, ich bin gekommen dich zu besuchen. Du gehst 'mal hin, sagte ich zu mir, siehst, sage ich —“

Hier hielt Joachim inne, denn vor seinen Augen erschien in der Thür die drohende Gestalt von Gleb Sawinitich.

Die Sonne beschien den Fischer von Kopf bis zu Fuß, und ließ Alles an ihm bis auf das kleinste Fältchen seiner hohen Stirn unterscheiden. Er war

ein großer, breitschultriger Bauer mit rothem, offenem Gesicht und einem Ausdruck, der Energie und Eigensinn verrieth, aber durchaus nicht böse war. Seine Züge waren streng und regelmäßig, wurden aber gemildert durch große hellgraue, scharf blickende Augen; er hatte glatte, spöttisch lächelnde Lippen und eine ungewöhnlich geistvolle Stirn, die von prächtigem schwarzlockigem Haar, das mit Grau untermischt war, umgeben wurde. Sein Aeußeres verrieth eher einen Lebemann als einen Menschen von rauhen, groben, ungeselligen Sitten. Man brauchte ihn indeß nur in Augenblicken zu sehen, wo irgend etwas Unerwartetes ihn aufregte, seine Lippen nicht mehr lächelten, seine Augen vor Zorn glühten und die Stirn sich runzelte, um sogleich zu wissen, daß mit ihm nicht zu spaßen war. — In diesem Augenblick aber befand er sich augenscheinlich in heiterster Gemüthsstimmung. Er hielt in beiden Händen neue Fischreusen, welche ihm weit über die Schultern emporragten und ging den Angekommenen lustig entgegen.

Die Frau trat zur Seite, um ihm Platz zu machen und hielt eilig die Schürze vor den kleinen Sohn, der bereits eifrig in die zweite Kerche hineinbiß.

„Ei, ei! geht's gut, Schwager? Es ist hübsch von dir, daß du uns mit deinem Besuche beehrst!“ rief der Fischer, spöttisch mit dem Kopfe nickend.

„Guten Tag, Gleb Sawinitich!“ sagte Joa-

chim mit einer Stimme, als hätte er eben erst Vater, Mutter und sein ganzes Vermögen verloren.

„Guten Tag, Schwager! Nun erzähle doch, woher du kommst? Ei! und du bringst auch ein Kind mit! Ist das der, welcher, wie sie sagen, von der Soldatenfrau nachblieb? Ja er ähnelt dir ein wenig in den Zügen, wird nur stämmiger, fester sein als du — aber im Ganzen wirklich wie du! Ei, mein Junge, warum sperrst du denn den Mund so auf?“ setzte der Fischer hinzu, indem er sich zu Gregor niederbeugte, welcher ihn mit großen Augen ansah. „Better Joachim, ist er mit dem großen Munde geboren?“

„Den hat er sich angeschrien!“ antwortete Joachim naiv.

„Ei! wie so denn? Hast du ihn so oft geprügel? he? Ach Better, es wäre gar nicht übel, wenn du auch dabei so ein wenig“ — — sagte lächelnd der Fischer, „nun aber: Gott sei mit dir! Erzähle doch, woher so in der Frühe? Noch vor Sonnenlicht hast du uns beehrt mit deinem Besuch. Nun, es ging ja immer schlecht; man befindet sich nicht gut; es ist schlimm mit den Leuten leben; 's ist nicht auszuhalten bei ihnen!“ fügte er hinzu, sich vor Lachen ausschüttend, so daß seine Fischreusen von einer Seite zur andern schwankten.

„Nein, Gleb Sawinitich, wie sollte ich denn von den Leuten fortlaufen, wenn nicht“ — — —

„O! du wirst freilich sagen, daß die Leute schuld sind“ — — —

„Ja, die Welt ist schlimmer geworden, Gleb Sawinitich, so ist es,“ sagte Joachim seufzend. „Wann habe ich zur Arbeit gefehlt? Bin ich nicht ein Arbeiter? Niemand hat von mir blaues Pulver gesehen noch sonst etwas Schlechtes! Aber ich muß immer an Allem schuld sein! Nein die Welt ist anders geworden, Gleb Sawinitich. Junges Volk ist aufgewachsen, so ist es! So z. B. da komm' ich nach Sosnowki, bleibe da acht Tage, schlage mich so durch, wollte ihre Heerden hüten. Bin ich etwa nicht ein Schäfer? Kenne ich etwa das Geschäft nicht? — Aber sie wollen mich nicht; sie nehmen einen Jungen! Ach ja, das ist einmal mein Schicksal! Als ich das erfuhr, dachte ich bei mir: du sollst 'mal hingehn, sage ich zu mir, und Gleb Sawinitich besuchen — — — Er ist ja mein Verwandter — — vielleicht, sage ich zu mir, erbarmt er sich seiner. Gleb Sawinitich, sei ihm wie ein leiblicher Vater,“ sagte Joachim sich tief gebeugend und mit der linken Hand Gregor's Kopf vor Gleb niederdrückend; „hilf! ernähre ihn!“ —

Aber der Fischer sah aus, als ob er die letzten Worte Joachim's nicht gehört hätte; er drehte sich um, legte die Fischreusen auf die Erde und, indem er sich mit der flachen Hand über den Kopf fuhr, sah er nach der Oka und dem fernen Ufer.

„Welche Hitze hat uns der Herrgott gegeben!“ sagte er, sich nach allen Seiten umsehend; „ha es fließt schon! ein prachtvoller Tag! Das hat Alles der Thauwind zu Wege gebracht — — der Früh-

ling ist vor der Thür! — Spazierst schon, Mütterchen Oka, du unser Aller Ernährerin! — Gelobt sei der Herr! Die Alten sagen: wenn auf Mariä Verkündigung schönes Wetter ist, so wird das Fischlein sich herrlich fangen lassen."

Während dieses Monologes blinzelten die Frau Gleb's und Onkel Joachim sich einander zu und gaben sich Zeichen; endlich machte der Letztere einen Schritt vorwärts und hustete.

"Was ist dir?" fragte unwillkürlich der Fischer. "Väterchen! Gleb Saminitich! hilf, sei ihm ein Ernährer!"

"Was willst du von mir, Better? Was bist du für ein lästiger Mensch! Immer wieder die alte Leier: hilf — hilf! Gewiß hat dich der Winter wieder in Sommerkleidern ertappt; dann geht's dir an den Kragen, dann pochst du wieder an fremde Thüren: hilf, hilf! nun wie soll ich dir denn helfen? Denke nur selbst nach." —

"Aber laß mich doch nur ausreden — — — Mütterchen Anna Sawelewna, erbarme dich doch — erzähle du ihm" — — —

Die Alte blickte auf ihren Mann, senkte aber schnell wieder den Kopf und zupfte an den Falten ihrer Schürze.

"Geh' in die Hütte!" sagte der Fischer nach einem langen Schweigen, sich ungeduldig im Nacken kratzend, "jetzt habe ich keine Zeit — Ach du...! Müßig leb' ich, auf dem Ofen lieg' ich," fügte er mit einem halb spöttischen, halb verächtlichen Blick

auf Joachim hinzu, welcher sich geschwind mit seinem Knaben zu der Hütte wandte, gefolgt von der Alten und ihrem Sohn.

Gleb Sawinitich folgte ihm mit den Blicken; als Onkel Joachim in der Thür verschwand, machte der Fischer eine ungeduldige Bewegung mit der Hand und sagte, indem er mit dem Kopf schüttelte: „Unnützer Mensch!“

Dann nahm er seine Fischreusen unter den Arm und ging mit festem Schritt zum Ufer, wo zwei bis drei Rähne umgestürzt lagen und ein aufgehängtes Netz in der Sonne trocknete.

Drittes Kapitel.

Die Familie des Fischers.

Die Familie des Fischers war zahlreich. Außer der Frau und dem achtjährigen Knaben bestand sie noch aus zwei Söhnen, von welchen der Älteste, ungefähr sechsundzwanzig Jahre alt, bereits verheirathet war und zwei Kinder hatte. Onkel Joachim fand alle Glieder der Familie in der Hütte. Ein Jeder war mit irgend einer Arbeit beschäftigt.

Am Eingange hatte der zweite Sohn, ein Bursche von neunzehn Jahren, Platz genommen. Er war der vollendete Typus jener untersehten, stämmigen Burschen mit vollen, gerötheten Wangen, gekräuselter blondem Haar, weißem kurzem Hals und breiten starken Händen, deren Anblick uns ganz unwillkürlich die Frage thun läßt: wie können unsere hauptstädtischen Stutzer sich überhaupt nur lebendige Wesen nennen? Dieser Junge, der ganz sicher ohne Mühe zehn solchen Stutzern das Genick

brechen konnte, war übrigens von sanftem, stillem, wenngleich fröhlichem Aussehen. Neben ihm lagen mehrere dicke Birkenäste, von welchen er mit einem Beile runde gewichtige Stücke zu Schwimmhölzern für Fischerneze abhieb. — Das Aeußere des älteren Sohnes Peter war von ganz andrer Art; eine riesenmäßige Größe, lange Glieder und eine schmale Brust zeigten keine große physische Kraft an, dagegen verriethen seine Züge die Energie und den Eigensinn, durch welche sich der Vater auszeichnete; sonst war jedoch wenig Aehnlichkeit zwischen ihnen. Das Gesicht Peter's hatte finstere, grobe Züge; pechschwarze Haare, die wüst um die Stirn herumhingen, tiefliegende schwarze Augen, gebogene dicke Augenbrauen und eine ungewöhnlich dunkle Haut gaben ihm das Aussehn eines Zigeuners, welcher eben durch einen Ort gezogen ist und die Leute betrogen hat. Peter und seine Frau saßen mit dem Rücken nach dem Fenster, welches die Sonnenstrahlen hereinließ, auf der Erde; auf Beider Knieen lagen Netze, welche mehrere Mal den ganzen Umkreis der Hütte umschlangen und sich in der hinteren Ecke zu einem Berg aufthürmten, der beinahe die Wiege erreichte, welche an einer bewegbaren Stange, die in den Querbalken der Decke eingeschoben war, hing. Ein dünnes Ziehseil war mit dem einen Ende an die Stange angeknüpft, mit dem andern um die rechte Hand der Frau Peter's geschlungen und erlaubte ihr so das Kind zu schaukeln, ohne ihre Arbeit zu unterbrechen. Dieser ein-

fache Mechanismus war von Gleb Sawinitich erfunden, der streng darüber wachte, daß in seinem Hause Niemand müßig sei. Das älteste Kind Peter's, mit einem Stück Brod in den Händen, welches ein Frühstück für einen dreißigjährigen Tagelöhner hätte abgeben können, wälzte sich auf den Fischernezen zu den Füßen der Mutter.

Peter, seine Frau und sein Bruder sprachen zuweilen; alle Drei, besonders aber Peter, sahen sehr unzufrieden aus. Die Ausbesserung der Neze rückte tüchtig vorwärts, die Schwimmhölzer vermehrten sich unter dem Beil von Basil (so hieß der zweite Sohn); aber es war zu erkennen, daß er die Arbeit ungern verrichtete. Basil ließ das Beil öfters niedersinken, kniete dann nieder und schaute durch die aufgestoßene Thür hinaus auf den Flur, von wo aus man den Hof und das Thor überschaute, welches letztere nach der Dka zu hinausging. Peter sah seltner von der Arbeit auf, er knüpfte Masche auf Masche und förderte sein Werk rasch, ungeachtet des Mißvergnügens, welches sich deutlich auf seinem braunen Gesicht malte. Von Zeit zu Zeit stieß er seine Frau ein wenig an den Ellenbogen, und diese, wahrscheinlich bekannt mit der Bedeutung der Stöße, stand auf, that, als ob sie zur Wiege gehe und warf rasch einen Blick durch's Fenster; dann setzte sie sich wieder zur Arbeit.

Das Erscheinen eines fremden Gesichtes erregte natürlich die Aufmerksamkeit der Hüttenbewohner. Nicht wenig trug dazu die alte Anna bei.

Für sie war der Gast ein Gegenstand wirklicher Freude. Außer den verwandtschaftlichen Banden, die zwar entfernt aber der Alten doch theuer waren, knüpften sie an Joachim auch die Erinnerungen an die Jugend, an das Dach, unter welchem sie geboren war und ihre Kindheit verlebte, an ihre Familie — mit einem Wort: an Alles das, was sich Jahrhunderte hindurch nicht vergißt und auch im vertrocknetsten Herzen sich noch frisch erhält. Belebt durch diese Erinnerungen, bestürmte sie Onkel Joachim mit Fragen, liebte ihn auf alle Weise und endlich gar nicht mehr wissend wie sie ihm ihre Freude ausdrücken solle, fing sie an ihm ein Frühstück zu bereiten. Unterdessen waren Peter und Basil, welche Joachim nicht zum ersten Mal begegneten, nach und nach mit ihm ins Gespräch gekommen. Zuerst drehte es sich nur um Fragen, wie es Diesem und Jenem gehe, wie die Wege seien, was man hier und dort sage u. s. w., endlich wurde das Gespräch allgemein. Das jüngste Söhnchen Gleb's, welcher bis dahin mit stummer Neugier auf den Reisegefährten Joachim's geblickt hatte, setzte sich nun zu diesem, der die Gesellschaft mit scheuen Blicken betrachtete, fing an zu lächeln und zog endlich vorn aus seinem Kleid eine Pfeife aus glasirtem Thon hervor. Aber alle diese Versuche, Bekanntschaft anzuknüpfen, wurden durch die Alte unterbrochen, welche plötzlich hinter dem Ofen hervorkam mit einem Topf in der einen, einer Schale und Löffeln in der andern Hand. Vorsichtig setzte sie ein Bein nach

dem andern über das Netz, das jetzt den ganzen Boden der Stube einnahm, und gelangte endlich an den Tisch.

„Iß ein wenig, Väterchen; iß, Joachimchen,“ sagte sie, indem sie ihre Last auf den Tisch stellte. „Ich denke, du mußt müde sein von dem Wege; denn die Wege sind jetzt schlecht. Gieb auch dem Kinde von der Grütze, damit es lustig wird — — — Setz’ dich, mein Herzchen! — — — aber wie heißt er denn?“

„Gregorchen, Mütterchen Anna Sawelewna — Gregorchen!“

„Setz’ dich, komm, Gregorchen, setz’ dich, mein Falke!“

„Ach du unsere Mutter! ach! ach! Anna Sawelewna, wie sollen wir Gott für dich bitten? Ach du gute Muhme!“ sagte Joachim, die Hände ausbreitend und die Alte freundlich ansehend.

Aufgemuntert durch den freundlichen Empfang, löste sich die mit fettiger Gerstengrütze geschmierte Zunge Joachim’s und plapperte nun ohne Unterbrechung und zwar ohne Seufzen und Stöhnen, was in der Abwesenheit des strengen Gleb Sawinitsch auch vollkommen unnöthig war. Er erzählte mit merkwürdiger Lebendigkeit alle seine Unglücksfälle vom Tage seiner Geburt an. Aus seinen Worten ging klar hervor, daß die Welt gänzlich verändert sei und die Leute sich verschlechtert hätten von der Zeit an, wo er sein Vermögen verlor und gezwungen

war, als Tagelöhner zu dienen. War er denn nicht ein tüchtiger Arbeiter? War er nicht fleißig? Ja was hilft das Alles! Nicht nur, daß ihm Keiner Lohn giebt, auch nicht einmal Dank wissen sie's ihm! Dann ging Onkel Joachim zu neueren Erlebnissen über und erklärte, indem er sein Leben bei der Soldatenfrau mit Stillschweigen übergang, seine gegenwärtige Lage. Er wiederholte seine Geschichte mit den Bauern von Sosnowki und schloß damit, daß, wenn Gleb Sawinitich sich seiner nicht annehme, sich nicht erbarme über seine verwaiste Lage, so wisse er nicht mehr, wohin er sich wenden solle.

„Für mich selbst — was ist da noch viel zu hoffen? Wie lange wird's noch mit mir dauern? Geh unter, alter Hund, dort ist die Thür!“ fuhr er fort, mit der Hand um sich schlagend. „Von mir spreche ich nicht, aber da ist, was mir leid thut,“ sagte er, auf Gregor zeigend, „ihn möchte ich in irgend einem Geschäft unterbringen. — Und um auch das zu sagen: wie viel Brod würden wir denn von Gleb Sawinitich essen? wie viel haben wir denn nöthig? Es versteht sich doch, daß wir nicht umsonst hier wären, Brüder; nicht umsonst, Mütterchen Anna Sawelewna! Man weiß doch, daß ich nicht auf dem Ofen liegen werde; wohin man mich schicken würde, was man mir zu machen gäbe, es würde gethan werden. Bin ich nicht ein Arbeiter? Nun und der Junge da auch. Gewiß jetzt hat er nur erst Flügelchen, kann noch nicht hoch hinaus, aber wenn er erwachsen sein wird, wenn er euer Fischer=

handwerk erlernt hat, da werdet ihr eine Hülfe an ihm haben! Ich werde mich doch nicht umsonst anbieten! Und über den da wollt' ich ein bißchen mehr mit Gleb Sawinitich reden — seht nur, was für ein starker Bursche er ist! Ich meine, er könnte ihn nicht zurückweisen. Und ich will ja auch nicht um's Geld, nur um's Brod dienen." —

Peter schüttelte zweifelnd den Kopf. „Geh, be- rede dich mit ihm, mit dem Vater; sag' ihm das Deinige, er wird dir das Seinige sagen,“ bemerkte er, indem er sein gebräuntes unzufriednes Gesicht zu dem Gast wandte. „Wenn er einmal etwas im Kopfe hat, so überredest du ihn nimmermehr. Zum Exempel: in meiner Sache, da hat er sich widersetzt! Nein und immer nein! und warum? Hundert Werste von hier wollte mich ein Mann haben, der auch Fischer ist und mit den Fischen Handel treibt. Er ist ein reicher Mann, hat wohl an vierzig Werste gepachtet hier am Ufer und noch drei Seen dazu; die Anstalt ist groß und es sind viel Fische da; sie sagen: er allein verkaufe in Kolomna tausend Fische, während die Anderen fünf verkaufen. Nun der will mich haben und will mir ein gutes Stück Geld geben. Ich sage das vor einigen Tagen dem Vater. Nein und wieder nein, Anderes habe ich nicht von ihm gehört. Und weshalb denn? Ich würde ja ihm das Geld zukommen lassen. Gesezt, der Mann gäbe mir anderthalbhundert Rubel im Jahr — und er wollte mir so viel geben — nun so hätte ich doch etwas ins Haus gebracht. Aber jetzt, was ist

denn jetzt? Daß ich hier lebe, ist Niemand nütze; es ist vertheufelt dumm! Und da hat man noch die eigne Familie auf dem Halse, die Kinder — was ist das nicht für eine Noth! Aber sagst du's dem Vater, so schilt er — „du wirst's vertrinken!“ sagt er oder er sagt sonst etwas. Da lebt man hier gerade noch so wie damals, als man noch auf allen Bieren herumkroch! Verfluchtes Leben! — Ja da unserer Mutter würde es wohl leid sein, wenn wir gingen, aber sie selbst wird sagen: hier ist nichts für uns zu machen! Die Einrichtung ist so klein, man kann nur eben leben — die Arbeit ist nichts — der Gang jämmerlich — der Bruder Basil bliebe hier, der könnte allein fertig werden, könnte er's nicht, so miethete man für ein Kleines noch einen Arbeiter — da, zum Exempel, er könnte dich nehmen — so wäre es vollauf für das bißchen Arbeit. Ja da red' aber Einer! Er hat sich's einmal in den Kopf gesetzt: nein und nein und da magst du reden so lange du willst; es hilft nichts.“

In diesem Augenblick knarrte die Hothür.

„Väterchen kommt!“ flüsterte die Frau Peter's, half der Alten schnell das Frühstück vom Tisch räumen und eilte dann wieder an ihr Netz. Alle verstummten und arbeiteten eifrig. Die Hausfrau stellte sich zum Ofen und klapperte mit den Töpfen, als wenn nichts vorgefallen wäre.

Auf der Schwelle der Hütte zeigte sich der alte Fischer. Wir erwähnten schon, daß Gleb Sawinitich sich in vorzüglicher Gemüthsstimmung befand; seine

Heiterkeit war, ungeachtet er den ganzen Morgen gearbeitet hatte, nicht vermindert.

„Frau,“ sagte er, indem er ein Bündel Reisholz, alter Aeste und getrockneten Schilfs auf den Boden warf; „da hast du Brennvorrrath; als ich am Ufer zurückging, sammelte ich's. Nun, habt ihr viel gethan? Ich weiß, ihr arbeitet alle mehr mit der Zunge — — — zeigt her! — Nun, heute ist's gut! Die Schwimmhölzer sind herrlich und das Netz ist nun brauchbar. Aber viel habt ihr doch nicht fertig gemacht! Morgen kostet's noch eine Stunde, um das Netz zu beendigen! Ja — ja! der Tag geht auf — da steht man auch auf, ist ein bißchen — der Tag geht fort, da geht man auch schlafen — Ach ihr....!“

„Wir hatten doch keine Maulaffen feil,“ brummte Peter, ohne den Kopf zu erheben. „So viel du uns austrugst, machten wir, wenn nicht noch mehr,“ setzte er fast flüsternd hinzu.

„Machten wir, machten wir, haben wir gemacht! Da ist Einer, der soll mir ein besserer Arbeiter werden als ihr,“ sagte Gleb, indem er seinem jüngsten Sohn zunickte, und da ist noch Einer“ (dabei zeigte er auf den Enkel, der sich auf dem Netz herumwälzte). „Der Herr hat schon große Wärme gegeben; die Sonne mein's so gut, mein Hemd ist zum Ausdrücken! Ich bin ganz außer Athem, als wären wir im Hochsommer!“ fuhr er fort, indem er sich auf der Bank bei dem Tisch niederließ und sich fortwährend den Anschein gab, als bemerke er Joachim nicht.

„Ich denke, du mußt müde geworden sein, Gleb Sawinitich,“ sagte Onkel Joachim mit schmeichelnder Stimme.

„Müde? wovon denn?“ erwiderte der Fischer halb gleichgültig, halb verächtlich. „Nein Schwager, unser Einer ermüdet nicht so leicht; unsere Knochen sind nicht ausgekocht; wir nehmen alle Arbeit auf uns. Und wenn man auch einmal ein bißchen müde wird, ist das ein Unglück? Da ist man, schüttelt die Müdigkeit ab und dann geht's wieder vorwärts. — Aber Frau, anstatt daß wir leeres Stroh dreschen, gieb 'mal das Mittagessen her — es ist Zeit — Schwiegertochter, hilf ihr! Aber erst gieb mir einmal den Burschen her, der dort aus der Wiege die kleinen Fäuste streckt — hierher! — welcher Junge! was für dicke Fäuste! Das laß ich gelten!“ sagte der Fischer, indem er den Enkel auf die Arme nahm und ihn mit den nackten Füßchen auf seine Knie stellte.

Während der ganzen Zeit, wo die Schwiegertochter mit der Hausfrau den Tisch bestellte, wendete sich Gleb nicht ein einziges Mal zu Joachim, obgleich er ihm manchen Seitenblick zuwarf. Es war augenscheinlich seine Absicht, kein Gespräch aufkommen zu lassen, und seinem Gast keine Gelegenheit zu geben, ihm Eröffnungen zu machen. Erst als die Hausfrau die heiße Kohlsuppe mit den kleinen Fischen darin auf den Tisch stellte, fing er an mit ihm zu sprechen.

Viertes Kapitel.

Hinter der Kohlsuppe und der Grütze.

„Nun, Schwagerchen, setz' dich, rücke näher herbei!“ sagte Gleb, lustig mit dem Löffel auf den Rand der Schüssel klopfend; „oder haben dich die Frauen schon bewirthet?“

Die Alte, die sich gerade hinter dem Rücken ihres Mannes befand, blinzelte Joachim aus Leibeskräften zu. Joachim ergriff sogleich den Löffel, brachte ihn in die Kohlsuppe und sagte:

„Nicht ein Mohnförnchen *) ist bis jetzt in meinen Mund gekommen, Gleb Sawinitich.“

„Nun, was zierst du dich denn? So is doch! Oder willst du vielleicht erst gebeten sein? Und der Junge da ist doch auch keines Edelmanns Sohn, wird nicht vom Zusehn satt, laß ihn sich auch setzen. Er sieht fast aus wie ein Schaaf; er sagt ja kein Wort.“

*) Eine russische Redensart.

„Ja, Väterchen, er ist noch dumm,“ antwortete Joachim, indem er zugleich Gregor, der sich nicht vom Plaze rührte und unverwandt auf den Boden blickte, anstieß. „Ja sieh, Gleb Sawinitich,“ hub er, augenscheinlich verlegen, wieder an, indem er scheu nach dem Fischer hinblickte, „wenn ich ihn ansehe — zum Beispiel — denke ich an ihn — so — so bin ich in Sorgen — er ist freilich noch jung — wie viel Jahre hat er denn? — aber doch — es wäre Zeit, ihn irgend etwas lernen zu lassen — der kleine Junge ist verständig wie Einer — er ist dir brauchbar zu jedem Geschäft!“

„Na, daß du das sagst, ist natürlich; einem Jeden ist das Seinige auch ungewaschen weiß! Aber weshalb sorgst du denn so für ihn? In welchem Verhältniß steht er denn eigentlich zu dir? Ist er dein Sohn oder nur ein Verwandter?“ unterbrach der alte Fischer, listig blinzeln, Joachim's Rede.

„Er ist mein Pflegesohn,“ murmelte Onkel Joachim, kläglich das Gesicht zusammenziehend.

„So so, dein Pflegesohn! hm! Väterchen, ich hörte einmal ein altes Liedchen singen“ (und hier schüttelte der Fischer spöttisch den Kopf und fuhr schnell fort): „Vater, Mutter hat es keine, die Sage sagt: in einer Blase, trug's eine Kräh' herein! — Ist's so etwas?“

Dabei wollte er sich ausschütten vor Lachen, und wendete sich dann wieder zu seinem Gast:

„Nun erzähle doch, was willst du mit dem Jungen anfangen?“

„Onkel Joachim sagt — sagt — er habe Lust — sagt — zu unserm Fischerhandwerk — sagt — den Jungen — sagt — zu bringen,“ sagte plötzlich Basil stotternd, indem er sein frisches rothes Gesicht zeigte.

„Du Wibbold! Sagt! sagt!“ antwortete lächelnd der Fischer und dann sich wieder zum Gaste wendend, fuhr er fort: „Unser Geschäft, Onkel Joachim, ist ein schlechtes Handwerk. Der Fischer hat es schwerer als der Landmann; der geht am Morgen auf's Feld und wirft das Körnchen aus und wo er's hinwarf, da hat er Mittags Brod. Unsereinem wird's nicht so leicht; der Fischer wie der Jäger brauchen mehr Raum. Dazu ist unser Saamenkörnchen ein lebendiges; es pflanzt sich fort, wo es will und giebt sich selbst in unsere Hände; da geh' mal Einer und suche und jage danach! Im Anfang ist's ein schweres Geschäft; doch das thut nichts! Alles ist's am Ende! Es ist immer nur schwer die Vorderräder fortzuschieben, sind die einmal im Gange, so rollt der Wagen von selbst.“

„Wenn du die Gnade hättest, Gleb Sawinitich,“ begann Joachim mit kläglichem Stimm, „würde ich Gott ewig für dich bitten! Erbarme dich der armen Waise, sei ihm Vater, nimm ihn zu dir, beschäftige ihn!“

„Wo soll ich mit ihm hin? — ich kann die Meinigen kaum unterbringen.“

„Gleb!“ rief Joachim, indem er seine thränenvollen Augen zu dem Fischer erhob, „steh, jetzt ist

er noch ein kleines Kind, hat noch nicht viel Kräfte — aber er wird wachsen — er wird dir einst ein tüchtiger Arbeiter sein!“

„Wenn er dir gleicht, so wird er nimmermehr ordentlich arbeiten lernen und wenn er hundert Jahre alt würde!“ sagte der Fischer, indem er den Knaben scharf ansah.

„Väterchen Gleb Sawinitich, was habe ich denn gethan?“

„Oh nicht gar viel, das muß man sagen.“ Gleb überblickte hierauf den Kreis der Familienmitglieder, sah auf den jüngsten Sohn und dann wieder scharf auf Gregor.

„Wie alt ist der Junge?“ fragte er nach einigem Schweigen.

„Von Nicolai fing er das achte Jahr an,“ antwortete Joachim eilig.

„So ist er mit meinem Johann von gleichem Alter?“

„Sie sind ganz von gleichem Alter, Gleb Sawinitich,“ erwiderte Joachim mit solch kläglichem Stimme, als ob er für die beiden Knaben um's tägliche Brod bitte.

„Nun,“ sagte der Fischer nach einigem Zögern, „den Knaben da kann man behalten.“ —

„Wie soll ich Gott für dich bitten!“ rief Joachim fröhlich, indem er geschwind Gregor's Kopf herunterbog und sich selbst tief verbeugte; „du unser Wohlthäter! unser Vater! Und ich, ich alter Mann — werde mich bald in's Grab legen, aber zu welchem

Geschäft du mich brauchen willst, wo du mich hinschickst, was du zu machen befehlst —"

Ein unerwartetes schallendes Lachen Gleb's unterbrach Onkel Joachim's Rede.

„Ha ha! — ei ei! Väterchen, ist's möglich? Wie, Schwager, du bist gekommen, um dich bei mir als Arbeiter zu vermiethen? — nein, mein Schwagerchen, ich danke schön!" —

„Ich schwöre dir" —

„Was denn?"

„Wie vor dem Herrgott schwör' ich dir — wenn ich's nicht halte" —

Der Fischer lachte noch stärker als vorher. „Nein, Schwagerchen, du bist sehr gütig, aber ich danke; wir kennen deine Schwüre! Gottlob! wir begegnen uns nicht zum ersten Mal. Ach, Onkel Joachim! du Einfaltspinsel! nein, das hätt' ich nicht vermuthet, nicht errathen, daß du dich mir als Tagelöhner vermiethen wolltest! Ach du Spaßvogel — du Wibbold! Bei Gott, das ist zu hübsch!"

Onkel Joachim hatte die ganze Zeit still gesessen, jetzt schlug er sich plötzlich so stark an den Kopf, daß Basil genöthigt war ihm die Hände zu halten.

„O ich Dummkopf! — o ich Verfluchter!" rief er aus, indem er verzweifelt den Kopf schüttelte.

„Was habe ich gethan! Schlagen sollte man mich alten Hund; mit Stöcken sollten sie mich tauglich machen! — Väterchen Gleb Sawinitich," rief er plötzlich, indem er die Hände nach dem Knaben aus-

streckte und bei jedem Wort stecken blieb: „Was soll ich denn — wie kann ich denn — ohne ihn — ohne ihn da — bleiben? Väterchen!“ —

„Das ist deine Sache; so wie du's weißt, so mache es,“ antwortete der Fischer trocken. — „Man hat's ja erlebt, wie du es treibst; von Jugend auf hast du das Garn gewebt mit Knoten darin und nachher sagst du: da, Ernährer, wickle es los! Ich sage dir: den Jungen nehm' ich — meinethalben; aber dich — dich kann ich nicht brauchen.“

Joachim ließ die Hände fallen und senkte den Kopf wie ein Mann, dem man sein Todesurtheil vorgelesen hat. Zwei Minuten lang saß er unbeweglich, dann blickte er auf Gregor, bedeckte das Gesicht mit den Händen und weinte bitterlich.

Der Fischer sah voll Verwunderung erst auf ihn, dann auf den Jungen; darnach blickte er seine Söhne an, aber als er sah, daß sie alle niedergeschlagen dasaßen, machte er eine ungeduldige Bewegung und begab sich wieder an die Kohlsuppe. Seine Frau stand beim Ofen und trocknete sich die Augen mit dem Ärmel ab.

Mehrere Minuten lang herrschte völliges Schweigen, das nur von dem Lärm des einzigen sich bewegenden Löffels unterbrochen wurde.

„Ja ja, Peterchen, so ist es,“ sagte Gleb endlich, augenscheinlich in der Absicht den Eindruck des vorhergehenden Gesprächs zu verwischen; „der Frühling kommt, es ist Zeit sich um die Boote zu kümmern; ich war eben jetzt dabei darnach zu sehen

— es ist viel Arbeit da, den Rahn werden wir neu überziehen müssen und das große Boot muß ganz kalfatert werden. Der Frühling stellt sich frühzeitig ein, noch eine oder zwei solcher Wochen und, ehe du dich's verstiehst, fängt der Fluß an Bassen zu treiben; ich sah heute schon, daß er hier und da vom Ufer loszugehn beginnt. Und nicht einmal zu reden von dem hölzernen Geschirr," *) fügte er, nach und nach wieder in seine gewöhnliche lustige Laune gerathend, hinzu; „ich glaube, dies Jahr wird's heißen: Wirf nur dein Netz, so trägst du's Fischlein fort! Ja an Fischen, wenn anders Gott sie geboren werden läßt, scheint kein Mangel zu werden; allen Anzeichen nach werden wir einen guten Fang bekommen."

Peter, der während des ganzen Mittagessens hartnäckig geschwiegen hatte, fuhr jetzt mit der Hand durch die Haare, erhob den Kopf und sagte:

„Das sagtest du voriges Jahr auch, Väterchen; da sollte der Frühling auch frühzeitig kommen und der Fang sehr gut sein, aber wir fingen, wie du weißt, nicht allzuviel."

„Was willst du denn mehr? soll man dir die Fische auf Wagen zufahren?" erwiderte der Vater ziemlich ruhig, gegen alle Erwartung der Anwesenden, welche wohl wußten, daß Oleb den Widerspruch, besonders von Seiten der Kinder, nicht liebte. —

*) So nennen die Fischer die kleinen, gewöhnlich gebrauchten Rähne.

Gott sei gelobt, man muß ihm auch dafür danken! (Gleb beklagte sich deffenungeachtet das ganze vergangne Jahr darüber, daß der Fischfang so schlecht sei.) Bis jetzt sehe ich keinen Mangel; wir bringen die Enden mit den Enden zusammen, was weiter wird — das ist freilich dunkel, das weiß man nicht. Die Hauptsache in jedem Geschäft ist die Ordnung. Es ist wahr: das Haus ist ein altes Loch, aber es steht doch noch gerade — durch Ordnung allein ist unsereiner stark! — Sieh 'mal an! Führenweise wollte er die Fische haben! Ei du wohlweiser Mann! wenn wir von unserm gemietheten Gebiet die Fische mit Wagen wegführten, so hätte man uns wohl ein Tausend Rubelchen mehr abgefordert; die Sosnowkier Gesellschaft weiß zu rechnen; sie wird ihren Vortheil nicht aus den Augen lassen. Wir bezahlen ja in Allem nur hundert Silberrubel, — wie der Fang, so die Pacht. Oder was dachtest du?"

„Ach, dagegen streite ich ja nicht!“ —

„Nun dann ist's gut. Aber das wird Alles so leicht hingeschwächt! Warte noch, du schwimmst noch nicht tief; laß dem Barte noch eine Weile Zeit zu wachsen, dann kannst du mitsprechen!“ erwiderte Gleb, indem er sich selbstzufrieden im Kreise seine Familie umsah und auch auf Joachim blickte, welcher traurig den Kopf hängen ließ und mit den Augen blinzelte.

„Davon habe ich ganz und gar nicht gesprochen,“ begann Peter von Neuem; „ich sage aber, für un-

sere große Familie wäre es gut, wenn mehr verdient würde; der Arbeiter sind genug, ich, du, Bruder Basil — aber es ist keine Arbeit da für die vielen Hände — das sage ich." —

„Ei, Peterchen, ich sehe nun, wohin du willst — flug bist du, das muß man zugestehen; du wirst — wie man zu sagen pflegt — den Hecht untertauchen lehren. Es ist nur Schade, daß deine Reden nicht sehr tief sind; du erreichst den Boden mit dem Finger.“

„Erreiche du ihn meinetwegen; ich sagte dir, wie's ist.“

„Ha ha! du willst wohl, daß ich dir sage, was du eigentlich meinst? Willst du? Nun, es jucken dir die Füße, du möchtest fortlaufen und bist verdrießlich, daß ich dir nicht erlaube dahin zu gehn, wohin es dich zieht, — he?“

„Nun wohin zieht es mich denn?“

„Ach was du für ein Schlaufopf bist! Wohin es dich zieht? In die Vorstadt der Fischer, dorthin.“ Bei diesen Worten leuchtete Gleb's Gesicht von Heiterkeit, er blickte den Sohn scharf an und lachte.

„Nun, und wenn's so wäre, wenn's mich in die Fischervorstadt zöge — ich meine doch — ich werde doch nicht umsonst hingehn,“ versetzte Peter stoßend.

„So? — na wie viel versprochen sie dir denn?“ fragte der Vater lächelnd.

„Ich sagte dir's ja schon,“ erwiderte Peter ungeduldig, indem er sich abwendete.

„Ja du erzähltest mir Alles haarklein. Höre doch, Schwager Joachim, was für ein Söhnchen ich habe! — Laß das ewige Stöhnen, hör' lieber unseren Gesprächen zu. Anderthalbhundert Rubel versprochen sie ihm! He? du heulst und klagst immer, daß die Welt jetzt so arm an guten Menschen sei; ich sage dir, ich kenne Einen,“ sagte Gleb lächelnd und nach Peter hinschielend, „wenn man ihm ein Gläschen Wein anbietet, so schlägt er's nicht aus — so ein guter gefälliger Mensch ist er! — Nun, Frau, trag' einmal etwas Anderes auf! Stelle die Grütze auf den Tisch; so. Also, Peterchen, in die Vorstadt der Fischer willst du? wie?“ fuhr lustig lachend der Vater fort.

„Hör' auf, Väterchen, ich sprach nicht um dich lachen zu machen,“ sagte Peter, indem er die Haare schüttelte und dreist dem väterlichen Blick begegnete; „ich sag' es dir im Ernst: es ist besser für dich, daß du mich auf die Arbeit gehen lässest und du weißt es selbst recht gut, du willst nur deinen Willen haben.“

Der alte Fischer runzelte die Stirn; dies dauerte aber nur eine Sekunde, dann wurde sein Gesicht wieder heiter.

„Nun dein Wille soll geschehen!“ sagte er. „Aber, wenn du gehst, wer bleibt statt deiner dann im Hause?“

„Du bleibst und Bruder Basil; und wenn ihr Beide nicht auskommt, so miethest du einen Arbeiter — das kommt dir immer noch billiger.“ —

„Und den Arbeiter bezahlst du aus deinem Beutel?“

„Ich bekomme dort anderthalbhundert Rubel, einen Arbeiter miethest du für die Hälfte — mancher würde auch noch weniger nehmen.“

Gleb fuhr mit der flachen Hand über die hohe Stirn und wurde nachdenklich; der Gedanke war ihm schon einigemal gekommen, den Sohn auf Arbeit gehn zu lassen und einen wohlfeilen Tagelöhner zu miethen. Die Vortheile waren zu sichtlich; aber die grobe, heftige Gemüthsart Peter's verhinderte ihn bis jetzt diesen Gedanken zur Ausführung zu bringen. Der Vater fürchtete, daß er von dem Lohne des Sohnes keinen Groschen würde zu sehen bekommen. Dennoch war er in den letzten Tagen fest entschlossen gewesen, den Sohn gehn zu lassen; er that es nur darum nicht, weil der Sohn zuerst wieder davon gesprochen hatte, mit einem Wort: er that es aus Eigensinn nicht.

„Gut,“ sagte er, „ein Arbeiter ist wirklich billiger, vorausgesetzt, daß du das erarbeitete Geld in's Haus bringst; — wo willst du denn aber einen Arbeiter finden, der für so geringen Lohn arbeitet?“

„Nun, Onkel Joachim zum Beispiel! Er sagt

selbst, er würde um's Brod dienen. Gefällt er dir nicht? — er ist doch noch nicht alt." —

Onkel Joachim richtete sich in die Höhe.

„O! was mein Alter betrifft," sagte er, indem er sich zurecht schüttelte.

„Hör' auf, Schwager, leeres Stroh zu dreschen; deiner Jahre sind nicht viel, aber es ist auch nicht viel Verstand in dir; warum behält dich denn Niemand — he?"

„Ach, Gleb Sawinitich! Väterchen!" sagte Joachim mit einer Lebhaftigkeit, die man kaum hätte von ihm erwarten sollen, „ich würde schon zufrieden leben — ich wär' schon zufrieden — aber — ich sagte es dir ja schon vorher — heut zu Tage verachtet man alte Leute." —

„O für einen arbeitsamen Menschen findet sich überall ein stark befahrner Weg," unterbrach ihn Gleb.

„Das ist es eben, daß es nicht so ist, Gleb Sawinitich," erwiderte Joachim. „Man kommt zu Einem. Nein, sagt der; wenn etwas vorfällt, so ist es eine Sünde, so einem alten Manne einen Vorwurf zu machen; einem Jungen kann man eher einen Puff geben. Ach und dann giebt's der Jungen heut zu Tage so viele, Gleb Sawinitich! Will ich denn etwa bloß auf dem Ofen liegen?*) Wo

*) Die Ofen in einer russischen Bauernhütte sind so groß, daß sie den vierten Theil der Hütte einnehmen und zugleich als Lager dienen.

es zu erndten, zu ackern oder sonst etwas zu thun giebt — ich werde niemals dahinten bleiben.“

„Wenn man dich reden hört, so sollte man meinen, du seist als ein fertiger Arbeiter auf die Welt gekommen. — Ich kenne dich aber besser! du versprichst viel und hältst wenig. Das kommt daher, weil, wie du selbst erzählt hast, man dich zu wenig geprügelt hat in der Jugend. Wenn man dich zu rechter Zeit streng zur Arbeit angehalten hätte, so wärst du jetzt ein Mann. Du hast genug renommirt! Wie willst du denn ein fremdes Geschäft führen, da du deinem eignen nicht vorstehen konntest? Dein Vater scheint dir nicht zu viel gethan zu haben, aber was ist die Folge davon? es ist dir weder Pfahl, noch Hof, noch Thier geblieben, nicht einmal ein Gottesbild, um zu beten; kein Stück Brod zu beissen; du schlenderst herum wie ein alter Landstreicher in der weiten Welt und klopfst an alle Thore. Und was ist aus dir geworden? Zu was bist du zu gebrauchen?“

„Väterchen! Gleb Sawinitich,“ rief Onkel Joachim, indem er sich von seinem Platz erhob, „laß mich doch nur ausreden — höre, was ich dir sagen werde. Glaubst du an Gott? Da vor dem Heiligenbilde will ich dir das Versprechen geben,“ fuhr er fort, indem er sich rasch zu der rothen Ecke*) wandte und sich bekreuzte, „Gott strafe mich

*) So wird die Ecke genannt, wo die Heiligenbilder hängen.

mit Krankheit, er erschlage mich auf der Stelle, er lasse meine Hände und Füße vertrocknen, wenn ich dir in irgend etwas nicht gehorche; was du befiehlst, werde ich thun; wohin du mich schickst, dahin werde ich gehen; keinen Widerspruch sollst du von mir hören! Sei mir wie ein leiblicher Vater, Gleb Sawitsch! Mache, daß ich ewig für dich zu Gott bitten kann!"

Als Antwort hierauf winkte der alte Fischer nur mit der Hand und erhob sich von seinem Plaze.

„Nun, Kinder,“ sagte er, sich plötzlich zu den Söhnen wendend, welche, seinem Beispiel folgend, aufgestanden waren und sich vor dem Heiligenbilde befreuzt hatten, „es ist Zeit zur Arbeit, nehmt das Beil und die Hede und geht an's Ufer.“ —

Peter und sein Bruder gehorchten ohne Widerrede, nahmen die Beile und gingen aus der Thür.

Gleb folgte ihnen mit den Augen.

„Nun und du, Schwager, gehst du auch mit uns?“ fragte Gleb gezwungen, indem er sich zu Joachim wandte, welcher mit aufgehobnen Händen und offnem Mund da stand. „Es ist Alles eins, zur Nacht kommst du doch nicht mehr nach Sosnowki, du mußt doch die Nacht hier bleiben — aber bis heute Abend ist noch viel Zeit; nimm das Beil — da muß es ja wohl auf der Bank liegen.“

Joachim stürzte, ohne sich umzusehen, auf den bezeichneten Platz zu, da er aber das Beil dort nicht fand, rannte er in geschäftiger Verwirrung

durch die Hütte und suchte. Gleb's Frau war eben so eifrig bemüht um den verlorenen Gegenstand und gebedrte sich nicht minder ungeschickt als ihr Verwandter.

Währenddem stand Gleb in der Thür und verwandte kein Auge von Onkel Joachim und der Frau.

Endlich schüttelte er ausdrucksvoll den Kopf, lächelte und ging aus der Hütte.

Fünftes Kapitel.

G l e b S a w i n i t s c h.

Der alte Fischer stand sehr früh auf, wie alle einfachen Leute. Im Sommer und im Frühling erwachte er zugleich mit den Lerchen, im Herbst und Winter mit der Sonne. An dem Morgen, welcher auf oben erwähnte Unterredung folgte, wachte er noch früher auf als gewöhnlich. Es war dies die erste Nacht, die er wieder in freier Luft zubrachte.

Unsere russischen Bauern fangen, gerade an dem Feste von Mariä Verkündigung, an auf dem Hofe zu schlafen. Ungeachtet in dieser Zeit die Morgenfröste oft kälter sind als selbst im Winter, so verlassen die Familien alsdann doch die Hütten und ziehen hinaus in die Vorhäuser und Schoppen; selbst die Säuglinge (diese freilich nicht aus eigener Wahl) folgen ihren Eltern dahin nach. Niemand als kränkliche alte Männer und Frauen bleiben auf dem Ofen liegen. Dieser Umzug geschieht,

wie man sieht, ziemlich frühzeitig. Alle, die Kleinen und die Großen, krümmen sich vor Kälte unter den zerrissenen Schafspelzen, drängen sich Einer an den Anderen und klappern mit den Zähnen; aber was ist da zu machen? Es ist seit undenklichen Zeiten so der Gebrauch.

Daß die Kälte Gieb aufgeweckt habe, ist indeß nicht vorauszusetzen. Mit der Hitze ist es eine andere Sache! Die Hitze, wie er selbst sagte, überwältigte ihn oft; die Kälte brachte aber auch nicht die kleinste Wirkung auf ihn hervor.

„Wenn es Einen im Anfang auch ein wenig peinigt, was thut das? daran ist ja nichts gelegen; die Kälte stärkt den Menschen nur,“ sagte der alte Fischer oft und was konnte sie, in der That, auch einem Menschen anhaben, der im Spätherbste, zu der Zeit, wo die Oka sich schon mit dünnem Eis zu bedecken pflegt, einige Stunden des Tags bis an die Knieen im Wasser zubrachte? —

An dem bezeichneten Morgen bestätigten das Gesicht und die Kleidung des Fischers hinreichend seine Behauptung. Ungeachtet des ziemlich starken Frostes war er nur mit einem Hemde bekleidet. Sein Aeußeres hatte auch nicht den leisesten Ausdruck von einem sich angethanen Zwang oder von mürrischer Laune, wie sie zu kommen pflegt, wenn Jemand nicht ausgeschlafen hat. Es schien im Gegentheil, als sei er mit den angenehmsten, glücklichsten Gedanken erwacht. So wie er sich von dem alten

Schlitten, der unter einem Schoppen stand und ihm als Bett diente, erhob, war es sein Erstes, auf den Himmel zu blicken.

Die Morgenröthe nahm nur erst, leise aufsteigend, den Rand des Himmels ein; die dunklen Schoppen, welche Gleb von allen Seiten umgaben, ließen ihm die blasse Sichel des Mondes, die sich zum Untergang neigte und die letzten Sterne sichtbar werden, welche leise, einer nach dem andern, erloschen, als wären sie ausgeblasen von dem kaum fühlbaren Winde, welcher der Vorläufer des Tages ist. Feierlich und langsam stieg der Morgen herauf; Alles versprach einen ebenso schönen sonnigen Tag wie der vorhergehende gewesen war. Nachdem er einige Minuten, sichtlich mit seinen Beobachtungen sehr zufrieden, still gestanden hatte, ging der Fischer zu dem Vorhaus, welches auf den Hof hinaus ging. Hier hing, unter dem kleinen Vordach von Stroh, an zwei schiefen Säulen befestigt, ein alter irdener Topf mit vier Mündungen; daneben, auf einem Querbalken, hing ein Handtuch, vom Frost mit einer Rinde umgeben, welche es für den Gebrauch untauglich machte. Gleb zerbrach mit den Fingern die Eisnadeln, welche an dem Topfe hingen, nahm ihn in die eine Hand, bespritzte mit der andern daraus sein Gesicht mit Wasser, drückte das eine Ende des Handtuchs mit den Händen weich und fing an sich die ohnehin schon rothe Nase und Backen zu reiben. Nach dieser Ceremonie, welche allem Anschein nach keinen bestimmten Zweck hatte und wahr-

scheinlich aus Gewohnheit vollbracht wurde, wandte sich der alte Fischer gen Osten und betete.

Sein Gesicht, vor einer Minute noch so heiter, nahm augenblicklich das Aussehn ernster, andächtiger Sammlung an. Die Morgenröthe erglühete inzwischen. Die weißen Streifen Lichts, die sich im Osten zeigten, färbten sich mit Purpur und umfaßten den ganzen Horizont; der Widerschein wuchs und goß sich über den Himmel aus. In der Ferne zeigten sich, erst noch dunkel, nach und nach aber immer mehr beleuchtet, Wälder und Dörfer, hier und da mit wellenartigen Nebelstreifen bedeckt. Endlich trat auch der Hof des alten Fischers selber aus der Dunkelheit hervor. Das rothe Licht, welches durch die Spalten des Zaunes drang, erlaubte schon die Bootshafen, die Tonnen, die alten Fischreusen und andere Zubehör des Fischerlebens, mit welcher die dunklen Ecken des Hofes angefüllt waren, zu unterscheiden. Bei alledem war es doch noch sehr früh. Die Ruhe war noch nicht unterbrochen von einem jener Töne, welche gewöhnlich den Aufgang der Sonne bewillkommen; die Hühner und Tauben dachten noch nicht daran ihre Stimmen laut werden zu lassen; sie hatten ihre Herberge auf dem Rand eines alten löcherigen Rahms genommen, der auf dem höchsten Querbalken des Schoppens stand; da saßen sie, die Köpfe unter die warmen flaumigen Flügel geschoben und schloffen. Ueberhaupt schlief noch Alles auf dem Hofe des alten Fischers, nur der Hausherr selbst schlief

nicht. Als er sein Gebet beendigt hatte, begab er sich sogleich an die Arbeit. Der Arbeit war so viel gerade nicht, denn wohin er blickte, überall herrschte die strengste Ordnung; Alles stand an seinem Platz. Ein guter Hausherr ist jedoch nie zufrieden.

Man sehe nur in den Dörfern die Geschäftigkeit der Hausherrn, welche man „die überladenen Alten“ nennt. Sie verbringen die ganzen Tage, vom Morgen bis zum Abend, auf ihrem Hofe. Das Besizthum, das Vermögen scheinen nicht allzu groß zu sein: ein Schoppen, eine Vorrathskammer, ein Hafenspflug, eine Telega, ein Paar alte Pferde, eine kleine Kuh oder drei Schafe — dies Alles erfordert gewiß nicht allzu viel Arbeit; aber der Alte wandert den ganzen Tag in seinem Hofe umher und findet auch immer etwas zu thun — er ist nicht einen Augenblick müßig. So ging's auch unserm Fischer; der Unterschied bestand nur darin, daß sein Gesicht fast immer Befriedigung und Heiterkeit ausdrückte, während dies nicht immer der Fall bei anderen Hauswirthen ist. Trotzdem hatte er nie große Ursache gehabt sich zu freuen.

Den ganzen Abend und sogar noch einen Theil der Nacht dachte er über das gestrige Gespräch nach. An seinen Sohn Peter, die Wahrheit zu sagen, dachte er nicht viel; es war schon längst bei ihm beschlossen, ihn in die Vorstadt der Fischer zu schicken, und nur der Eigensinn hatte ihn bis jetzt verhindert diese Absicht auszuführen. Alle seine Gedanken richteten sich vielmehr auf Onkel Joachim

und seinen Knaben und jemehr er über die Sache nachdachte, desto erfreulichere Resultate zeigten sich ihm. Er hatte schon gestern eingesehen, wie vortheilhaft es sein würde, ihn zu sich in's Haus zu nehmen; aber, wie das so seine Gewohnheit war, er hatte sich's nicht merken lassen. Nicht umsonst jedoch trug er ihm verschiedene Geschäfte auf; er wollte ihn prüfen, denn als Tagedieb wollte er ihn nicht behalten. Wie Onkel Joachim auch sein mochte, immerhin konnte er Neze ziehen und flechten und ein Ruder führen. Er mochte sich's überlegen, wie er wollte, es war und blieb ein gutes Geschäft. Dafür, daß Joachim nicht die Hände in den Schooß legen und sein Brod mit Sünden essen sollte, dafür wollte Gleb schon sorgen.

Gleb Sawinitich, wie fast alle Leute, die durch die mühevollen Arbeit eines ganzen Lebens zu einigem Wohlstand gekommen sind, hielt fest an seinem Besitz. Er würde sich z. B. schwer entschlossen haben, für Andere ein Stück von dem Brod abzuschneiden, welches für seine Familie gebacken war. Eine langjährige Erfahrung, welche ihn gelehrt hatte, wie schwer man Brod erwirbt, der eigne gewissenhafte Fleiß, die große Liebe zu seiner Familie, zu den Seinigen — Alles dieses entwickelte in ihm unwillkürlich jenen groben Egoismus, welchem man öfters bei unseren Bauern, die Familienväter sind, begegnet. Uebrigens bezogen sich die Berechnungen des Fischers hauptsächlich auf den Knaben, welchen der Verwandte seiner Frau ihm zugeführt hatte.

Mag die Familie des gemeinen Mannes auch noch so groß sein, ein Knabe ist ihr nie eine überflüssige Last. Wohl aber ist dies ein Mädchen; darum nimmt man auch ohne viele Thränen von ihr Abschied, wenn sie sich verheirathet und giebt ihr noch eine Aussteuer dazu. Mit einem Knaben ist es eine andere Sache; ein Knabe ist eine Stütze und eine Hoffnung für's Haus. In den meisten zahlreichen und dabei wohlhabenden Bauernfamilien findet man einen Pflegesohn. Viele fluge Bauern geben sogar dem ärmern, mit einer großen Familie gesegneten, Nachbar Geld, damit er ihnen einen Sohn zur Erziehung überlasse; sie verpflichten sich die Abgaben für das Pflegekind zu zahlen und alle Steuerpflichten für dasselbe zu übernehmen. Ja es giebt Beispiele, daß der Pflegevater das fremde Kind an Sohnes Statt annimmt, es mit der eignen Tochter verheirathet und ihm das Haus und die ganze Wirthschaft übergiebt. Aber solche Beispiele sind Ausnahmen von der allgemeinen Regel. Gewöhnlich ist das Schicksal eines solchen Pflege Sohns nicht sehr zu beneiden — er ist ein fremder Mensch im Hause! — So wächst er auf, ohne ein Herz, das ihn liebt, ohne ein freundliches Wort; kein liebevoller Blick erleuchtet seine kindlichen Jahre, von Jugend auf gewöhnt er sich an harte Reden, an lieblose Worte und an jedes Unrecht. Jahre vergehen, aber die Zeit verbessert das Schicksal der armen, bitter einsamen Waise nicht. Er trägt sein schweres, oft seine Kräfte übersteigendes Kreuz und

geht entweder für den Sohn vom Hause unter die Soldaten oder stirbt vor der Zeit als Proletarier, ohne Obdach und ohne Brod.

Ein solches Schicksal erwartete freilich den kleinen Gregor nicht im Hause des Fischers. Die Frau Gleb's war eine gutmüthige, gottesfürchtige alte Frau, zudem war der Knabe auch für sie wie ein Verwandter, ein Umstand, der bei unserm Bauernstand immer einen großen Einfluß auf die Bewohner einer und derselben Hütte ausübt. Gleb war gleichfalls kein böser Mensch. Er war nur streng, unnachsichtig gegen unnütze Dinge, vor allen aber konnte er keine faulen Menschen leiden. In Beziehung auf den anzunehmenden Pflegesohn bewegten sich demnach auch verschiedene Pläne in seinem Kopfe, aber bei alledem versprach das Schicksal Gregor's doch nicht sehr hart zu werden.

Gleb bemerkte es gar nicht, wie der Morgen anbrach, wie die Hühner und Tauben aufwachten und wie nach und nach sich Alles belebte. Bei dem ersten Ton aber, der sich in der Vorhalle hören ließ, erhob er den Kopf und wandte sich sogleich nach jener Seite. Er sah seine Frau, welche die Treppe mit dem Wageholz und den Eimern herabkam, und ging ihr, vergnügt in den Bart lächelnd, entgegen.

„Wie früh bist du aufgestanden! Wohin geht's denn?“ fragte er mit seiner gewöhnlichen guten Laune.

„Du siehst's ja, ich will Wasser holen,“ antwortete Anna mürrisch, indem sie die wackelnden Stufen der Treppe hinabstieg.

Tante Anna befand sich an diesem Morgen in sehr schlechter Gemüthsverfassung. Die Art, wie Gleb ihren Verwandten empfangen hatte und besonders seine Erklärung, welche dem armen Joachim die letzte Hoffnung nahm unterzukommen, brachte die Alte auf's stärkste gegen ihren Mann auf. Das spöttische Gesicht Gleb's erbitterte sie vollends und sie wäre in diesem Augenblick ganz geneigt gewesen, dem Herrn Gemahl mit dem Tragholz und den Eimern eine gute Lehre zu geben. Dahin kam's jedoch nicht, sie beschränkte sich vielmehr darauf die Augen niederzuschlagen und ihrem Gesicht einen mürrischen, beleidigten Ausdruck zu geben; es war dies das einzige, freilich schwache Zeichen geheimer Unzufriedenheit, welches sich Anna in Gegenwart Gleb's erlaubte. Im Verlauf ihrer achtundzwanzigjährigen Ehe war es ihr nicht gelungen, das Gefühl der Furcht und Schüchternheit zu bestiegen, welches sich ihrer stets in Gegenwart ihres Mannes bemächtigte. Die übrigen Glieder der Familie theilten dies Gefühl. Und das war nicht zu verwundern; denn Gleb war ein Mann von unbeugsamem Charakter, fest wie Feuerstein und dazu noch leidenschaftlich und heftig. Ob es die Frau war oder die Kinder, das war ihm gleich, er hielt sie Alle unter gleicher Zucht. In diesen achtundzwanzig Jahren machte er sich entweder über Frau und

Kinder lustig (wenn er bei guter Laune war), oder er ließ sie es Alle gleich entgelten, wenn ihn der Zorn packte. Dann ging ihm Jeder aus dem Wege, um ihm nur nicht unter die Augen zu gerathen. In den häuslichen und Familien-Angelegenheiten durfte Niemand die Stimme erheben; die Frau durfte nicht einen Topf ohne sein Wissen kaufen; die zwanzigjährigen Söhne durften nicht eine Werst vom Hause gehen, ohne ihn um Erlaubniß zu fragen. Merkwürdig war es jedoch dabei, daß der alte Fischer nur selten Lärm im Hause machte und noch seltner seine Hände gegen Einen von ihnen erhob, sondern gewöhnlich in heiterer Gemüthsstimmung war.

Nach ihrer Erklärung, an's Wasser gehen zu wollen, wollte sich Tante Anna entfernen, aber Gieb vertrat ihr den Weg.

„Ich sehe, du gehst nach dem Wasser,“ sagte er lächelnd; „wo ist denn die Schwiegertochter? Die liegt wohl noch und ruht sich aus, klagt und stöhnt und dir thut das natürlich sehr leid; — ja, 's wird aber doch nicht anders werden, sie wird aufstehn und Wasser schöpfen müssen. Setze die Eimer hin und komm mit, ich muß zwei Worte mit dir sprechen.“

Nachdem er dies gesagt hatte, wandte sich der Fischer zu der hintern Pforte, die nach dem Rükchengarten hinausging. Die Alte setzte die Eimer nieder und folgte, nicht ohne einige Verwirrung, ihrem Manne.

„Hör 'mal an,“ sagte er, als Beide sich in dem Garten befanden und die Pforte hinter ihnen geschlossen war, „was sagst du dazu: sollen wir unsern Peter fortlassen oder nicht?“

„Das weißt du am besten, dein ist der Wille,“ antwortete Anna, während in jedem Zuge ihres gutmüthigen Gesichts sich Erstaunen malte.

Es war das erste Mal, daß Gleb sie um Rath frug, aber eben dies erregte den geheimen Zorn der Alten noch mehr; sie vermuthete, daß dies Alles nicht absichtslos geschähe, sondern irgend ein listiges Vorhaben sich dahinter verstecke.

„Ich sehe nicht ein, warum wir ihn fortlassen sollten,“ sagte Gleb, indem er seinen forschenden Blick auf die Frau richtete, welche gesenkten Hauptes vor ihm stand. „Nutzen sehe ich dabei gar keinen; er wird sich nur verwöhnen. Nun, was meinst du?“

„Was soll ich sagen,“ antwortete Anna, die recht wohl wußte, daß was sie auch sagen möchte, ihr Mann doch seinen Willen durchführen würde.

„Ei, es könnte ja sein, daß er einmal mit dir über die Sache gesprochen, daß er vielleicht gesagt hätte: Geh, bitte den Vater.“

„Nicht ein Sterbenswörtchen hat er mir gesagt.“

Gleb sah die Alte mißtrauisch an, dann sagte er, indem er einen besondern Nachdruck auf jedes Wort legte: „Nach meiner Meinung ist es besser, wenn er zu Hause bleibt — wie?“ Gleb wußte sehr gut, daß Mutter und Kinder einander nichts

verschwiegen. Indem er nach der Meinung der Frau forschte, an der ihm gar nichts gelegen war, hoffte er die Gedanken Peter's zu erfahren; da ihm dies aber nicht gelang, ging er sogleich zu einem andern Gegenstande über.

„Sahst du Joachim jetzt nicht?“ fragte er plötzlich.

„Nein, ich sah ihn nicht.“

„Wahrscheinlich schläft er noch. Nun, laß ihn sich gütlich thun, und wenn er aufsteht, so füttere ihn recht.“

Die Alte erhob den Kopf, aber ihr Gesicht, das sich für eine Minute erheitert hatte, nahm geschwind den unzufriedenen Ausdruck wieder an, als Gleb sagte:

„Dann aber laß ihn seiner Wege ziehn. Der närrische Kerl! — hatte sich in den Kopf gesetzt, Arbeiter bei mir zu werden!“

„Ich weiß nicht, warum er dir gar nicht gefällt,“ murmelte Tante Anna, dem Anschein nach alle ihre Aufmerksamkeit auf die Holzspähne richtend, welche am Zaune umherlagen.

„Hol' ihn der Teufel!“ rief Gleb, ohne seinen Blick von der Frau abzuwenden.

„Aber was denkst du denn eigentlich von mir? Hältst du mich für dumm? Gestern sagtest du selbst: du hättest nicht gedacht, daß er so nützlich sein könnte; gestern war Alles gut und heute taugt er wieder zu nichts. Warum fragst du mich denn? —

was soll ich?" sagte sie ungeduldig, indem sie sich zum Fortgehn anschickte.

Gleb wendete kein Auge von ihr und lächelte in den Bart.

„So so! hm! Nach deiner Meinung also müßte man ihn nehmen?"

Tante Anna wandte sich verlegen um und sagte mit milderer Stimme:

„Er ist kein schlechter Mensch, weder ein Tabaksraucher noch ein Säufer."

„Der Hauptgrund, warum man's ihm nicht gut abschlagen kann, ist der, weil er von der Verwandtschaft ist;" bemerkte Gleb listig blinzeln.

„Freilich ist er kein Fremder," versetzte die Alte schnell.

„Ja wohl, das ist es gerade; darüber dachte ich auch nach. Die Verwandtschaft ist wirklich so entfernt nicht: als bei meiner Großmutter die Kopfbinde*) verbrannte, kam sein Großvater, um sich die Hände daran zu wärmen! Ach du Alte," fuhr der Fischer lächelnd fort, „wollt' ich die Schwäger alle zusammenfegen, ich könnt' es nicht, so viele sind ihrer; es giebt wenig solches Lumpenvolk auf der Welt; — na! die Alle in's Haus zu nehmen — da könnte man fett werden!"

Tante Anna spuckte aus als Antwort hierauf.

„Du meinst also, daß man den Knaben nehmen muß?" fuhr Gleb forschend fort.

*) Der Kopfsputz (Pavumit) der russischen Bäuerinnen.

„Nun wahrhaftig, für was für einen Dummkopf hältst du mich denn?“ rief Tante Anna zornig. „Da legt er mir Alles gerade so auseinander, als ob ich ein Kind wäre.“

„Wohin denn? — warte doch!“ sagte der Fischer, indem er die sich zum Fortgehen anschickende Frau an der Hand fest hielt. „Ich sehe, du möchtest gern — — es würde dir recht sein, deinen Verwandten hier zu behalten.“

„Nichts möchte ich! nichts würde mir recht sein — pfui!“ sagte sie, sich heftig zur Pforte hinwendend.

„Na, na, nun ist's genug,“ sagte der Mann, plötzlich die Stimme ändernd; „ich spaßte ja nur und jetzt soll's genug sein damit. Es soll nach deinem Wunsche geschehen, sie sollen Beide bleiben. — Aber sprich nicht davon, bis zur rechten Zeit, hörst du?“

Die Alte sah ihren Mann an und wurde ruhig; es war sichtbar, daß ihr bei den letzten Worten Oleb's das Herz aufging.

„Hörst du, kein Sterbenswörtchen darfst du sagen! Schwache nicht, sonst, wenn ich's erfahre, wird's nicht gut. — — Ei ei!“ fuhr er fort, indem er einige Schritte zu der nächsten Ecke der Hütte machte, hinter welcher die ersten Strahlen der Sonne hervorblitzten, „da ist ja auch das Sönnchen! Wahrhaftig, die da drinnen sind wahre Langschläfer — geh, wecke sie auf; ich gehe unterdessen an's Ufer zu den Booten. Na was stehst

du denn?“ fragte er, als er sah, daß die Frau nicht ging und unschlüssig hin- und hertrippelte.

„Ja wie du Einem Alles auseinander legst! Wahrhaftig, du sprichst mit vielem Sinn, aber was heißt es denn eigentlich?“

Gleb sah sie verwundert an.

„Ja man weiß wohl, daß du mit vielem Sinn sprichst,“ fuhr die Frau fort, „aber nur: man hört es und versteht es nicht! Deutlich genug hast du's gesagt, aber wirst du sie denn auch wirklich in's Haus nehmen?“

„Ach du — pfui du alte Närrin! Was willst du denn noch? Ich habe gesagt: ich nehme sie, und dabei bleibt's. Dacht' ich doch Wunder, was ihr in den Kopf gefahren wäre! Geh!“

Dieses Mal ließ sich Tante Anna die Aufforderung nicht wiederholen und, nachdem sie die Thür geöffnet hatte, hinkte sie eilig in die Hütte.

Im Vorhause begegnete ihr Onkel Joachim mit seinem Knaben. Schritte hörend, hatte Joachim sich beeilt das Gesicht zusammenzuziehen und eine fläglich-demüthige Haltung anzunehmen; beim Anblick der Verwandten aber faßte er wieder Muth, winkte mit dem Kopfe nach der Ausgangsthür und erhob fragend seine abgerupften Augenbrauen.

Die Alte blinzelte bedeutungsvoll, drohte mit dem Finger, sah hinaus auf den Hof, näherte sich dann dem Verwandten und sagte flüsternd:

„Du bleibst, Joachim!“

„Was sagst du, Mütterchen?“

„Bei unserm Herrgott! er hat es selbst gesagt; Anfangs that er bald so, bald so, sprach dies und das — na du weißt ja, wie er ist; er hält Einem gern zum Narren; aber nachher sagte er selbst: ich nehme ihn, sagte er, er mag hier leben.“

Während dieser Erklärung liefen die schlauen Augen Gregor's schnell vom Vater zur Tante Anna und umgekehrt; bei den letzten Worten der Alten zeigte sich in jedem Zuge seines Schelmengesichts tiefes Erschrecken; er zupfte Onkel Joachim am Ärmel und fing endlich an ihn mit aller Macht zu zerren und zu ziehen.

„Joachimchen,“ fuhr inzwischen die Alte fort; „du mußt aber auch in der Arbeit etwas leisten.“

„Das werde ich, Mütterchen, das werde ich! Seit wann liege ich denn auf dem Ofen? — ich —“

„Ja ja, nun nun, Verwandter! Mit der Bedingung, sagte er, werde ich ihn nehmen, daß er arbeitet! Du weißt selbst, er ist ein strenger Mann, was er einmal gesagt hat, dabei bleibt's.“

„Ich weiß, Mütterchen, weiß das Alles. Ach du Liebe! du unsere Verwandte, wie sollen wir nur genug Gott für dich bitten! Ach du — — Was willst du denn, Gregorchen? Warum ziehst du mich denn am Ärmel? — Sehe nur Einer den Spitzbuben! Laß doch los!“ rief Joachim, sich plötzlich zum Knaben wendend.

„Laß uns gehn — laß uns gehn; ich will nicht hier bleiben!“ schrie der Junge, indem er

noch heftiger an Joachim's Armel riß und zwar ebenso aus Zorn als aus Furcht, wie es schien.

„Wohin willst du denn? Ach du Ausbund von einem Kinde! bleib!“

„Ich will nicht, ich will nicht!“ schrie der Knabe.

„Sei ruhig, mein Söhnchen,“ sagte Tante Anna, indem sie sich beschwichtigend zu Gregor wandte, „warte, ich werde dir Pfannkuchen geben; komm in's Haus, sollst Pfannkuchen haben, mein Goldkind!“

„Ich will nicht, will nicht in's Haus, laß uns gehn!“ schrie Gregor, sich an den Rockfalten Joachim's hängend, indem er ihn zu sich herunter bog und mit den Füßen stampfte.

In diesem Augenblicke hörte man die Schritte von Gleb Sawinitich auf der Treppe. Die Alte stürzte über Hals und Kopf in das Haus hinein.

„Ei steh da, Schwager Joachim, guten Tag!“ sagte der Fischer, in das Vorhaus eintretend.

„Was macht ihr denn hier? Was ist dir denn, was willst du denn nicht, wie ich dich eben schreien hörte?“ sagte er zu dem Knaben, der vor Schreck erstarrte und bleich wurde wie Kalk.

„Ach es ist nur so — Väterchen, Gleb Sawinitich — ein Dummkopf ist er“ — murmelte Joachim, sich von dem Knaben losmachend.

„Aber was will er denn nicht, he? Ich hörte doch eben: ich will nicht, ich will nicht! Was will er denn nicht, he?“

„Ach du unser Ernährer!“ stotterte Joachim verwirrt, „er will sich nicht waschen, er fürchtet das Wasser — es wird wohl kalt sein. — Wasche dich, sag' ich — aber er schreit: ich will nicht.“ —

„Ho ho! Dem soll bald geholfen werden,“ sagte der Fischer, indem er Gregor ergriff und ihm den Kopf niederbog. Da nimm einmal das Wasser, das dort in der Ecke steht, Schwager, und nun gieb's hierher, den wollen wir doch gleich ein bißchen waschen. Nun Junge, vorwärts den Kopf; gieß zu!“ schloß er, indem er die flache Hand ausstreckte.

„Brr!“ — murmelte Gregor, den Kopf schüttelnd.

„Gieß zu!“ befahl Gleb.

Onkel Joachim, dessen Gesicht sich in der kläglichsten Weise zusammenzog, gehorchte.

„Brr! — brr — rr! Väterchen!“ schrie Gregor.

„Thut nichts, du lügst, es ist nichts weiter als ein bißchen kalt Wasser — gieß nur zu!“

„Brr — rr — rr!“

„Nun wohl bekomm's, wisch' dich ab, geh!“ sagte Gleb, Gregor loslassend, welcher sich in die Ecke flüchtete und jämmerlich wehflagte. „Da hast du's: ich will nicht! Ist Einem noch nicht 'mal bis zu den Knien gewachsen und schon: ich will nicht! — Nun, Schwager, nun ist's Zeit, einen Bissen zu nehmen; vor dem Essen ist's Einem leicht, aber nach dem Essen doch noch leichter. Na kommt,“

schloß der Fischer, indem er die Thür der Hütte öffnete.

Während des Frühstückes wurde die heitere Laune des Fischers durch nichts gestört. Bei alledem aber berührte er durchaus nichts, was irgendwie eine Beziehung zu seinem Gespräch mit der Frau gehabt hätte; er verrieth seine Absichten weder mit Wort noch Blick. Nach beendigtem Essen, als Peter und Basil die Hütte verließen und Peter's Frau und Tante Anna, den Hebel und die übrigen Geräthschaften tragend, zum Flusse gingen, wandte sich Gleb zu Joachim.

„Höre, Väterchen, ich will dir etwas sagen! Ist dir's recht, so bleib noch einen Tag bei uns; du hast ja doch wohl nichts zu versäumen. Du kannst uns in dieser Zeit ein wenig behülflich sein, he? Was meinst du? Willst du? Gut, so nimm das Beil und komm mit mir.“

Joachim ergriff das Beil, ging zur Thür und setzte sich burschikos den Hut auf. Gleb sah ihm nach, wandte sich dann zu Gregor und Johann, welche in verschiedenen Ecken saßen, drohte ihnen mit dem Finger und sagte:

„Hört, Kinder, macht keine Streiche! Wer das thut, wird kein Haar auf dem Kopfe behalten.“ —

Sechstes Kapitel.

Gregor.

Niemals in seinem langen, aber unnützen Leben hatte Onkel Joachim so viel gearbeitet, als an dem Morgen, wo er, ermutigt durch die Worte der Tante Anna, im Hause des Fischers zu Gaste blieb. Die Lehre der Alten stand ihm beständig vor Augen. Die Angst, es Gleb in allen Stücken recht zu machen und der heiße Wunsch sich in Aller Augen als einen ordentlichen Arbeiter zu zeigen, spornte ihn an, seiner Hände nicht zu schonen und wirklich tüchtig zu arbeiten. Gleich einem Bach, der einige Werste lang kaum bemerkbar in dichtem, morastigem Grasboden fortfroch und, hinauslaufend auf einen Abhang, plötzlich sich in eine Menge murmelnder, schnell dahinbrausender Bächlein theilt, so eilte Onkel Joachim geschäftig von einer Seite zur andern, schleppte Fischreusen herbei, sammelte Schilfrohr zu Brennmaterial, behaute Pfähle, reinigte

den Platz um die Boote her vom Schnee, kurz er legte überall Hand an und war nicht eine Minute unthätig. Bisweilen, wenn er über seine Kräfte gearbeitet hatte und sich räuspernd still stand und Athem schöpfte, begegnete er dem aufmerksamen Blicke Gleb's; dann arbeitete er sogleich wieder frisch darauf los. Aber endlich war er in der That total erschöpft, der Schweiß tropfte wie grobe Erbsen von seinem Gesicht, die Beine bogen sich wie Lindenbast, die Arme hingen herunter wie verrenkt. Sein Eifer entging der Aufmerksamkeit Gleb's freilich nicht; aber, dem Anschein nach, blieb dieser vollkommen gleichgültig dabei. — Die Meister sind überhaupt selten freigebig mit Lob. „Die Prahlerei geht Hand in Hand mit der Nachsicht (denkt der Meister, der diese Regel wahrscheinlich aus der Beobachtung seiner eignen Natur gezogen hat); er wird sich gleich zu viel einbilden, wohl gar sich über dich selbst erheben.“ — Solche Gedanken kommen den Meistern, wenn es sich um die Arbeiter handelt. Der russische Bauer steht, was die praktischen häuslichen Fragen betrifft, gewiß Niemand nach. Nachlässig, gleichgültig und sorglos in Allem, was nicht gerade seine persönlichen Verhältnisse betrifft, verwandelt er sich zu Hause in ein unermüdliches Lastpferd und fordert dann ebensoviel von Andern, als er selbst leistet. Es giebt kein Volk, welches sein Eigenthum so sehr vertheidigen, seinen materiellen Vorthail so bewahren wird, als das russische Volk. Das: es ist nichts, viel-

leicht, fürchte nicht und irgendwie, was der russische Bauer so oft sagt, wiederholt sich auch bei ihm im eignen Hause, dann aber drücken diese Worte eher Eile, den Wunsch mehr zu erarbeiten, vortheilhafter zu verkaufen, aus als: Sorglosigkeit oder Nachlässigkeit. In einer Weise producirt der Bauer ja nur für die Gemeinde, für die Gesellschaft, da weiß er, daß der Markt Alles verzehrt: Fleisch, wenn Fleisch da ist und Anderes, wenn kein Fleisch da ist. Aber geht man auf den Hof eines Familienvaters und sieht sich die Arbeit an, die für seinen eignen Bedarf bestimmt ist, dann bemerkt man, daß Alles den Stempel der Dauer trägt und für langen Gebrauch berechnet ist und daß Alles mit einer weisen Oekonomie gefertigt wird; hier wird jeder Beis Schlag gethan mit dem Bewußtsein, daß es sich darum handelt, die Arbeit gut zu machen, aber nicht: irgendwie. Bei guten Hausherrn geht keine Brodrinde verloren. Hat man das Korn in die Erde geworfen, so soll es siebenmal mehr Frucht geben; ist von ihm auf Rechnung genommen worden, so soll mit Zinsen wiederbezahlt werden; hat Einer einen Lindenbast verlangt, so mag er einen ledernen Riemen dafür wiedergeben; so viel man ißt, so viel soll man auch erarbeiten. Die Arbeiten des Tagelöhners richten sich nach der Menge der von ihm verschlungenen Grütze und der Anzahl der ihm als Gehalt zukommenden Kopfen. Darum ist es auch selten, daß der Hausherr lange mit seinem Arbeiter zufrieden bleibt und ebenso sel-

ten ist es, daß ein Tagelöhner lange bei einem Herrn aushält.

Uebrigens fallen diese Eigenheiten des russischen Bauern nur von fern so sehr in die Augen und scheinen tadelnswerth; in der That unterscheidet er sich darin aber nur durch die Form, welche bei einfachen Leuten etwas gröber, weil — aufrichtiger ist, von anderen Menschen. —

Aber beschäftigen wir uns wieder mit Joachim, welcher jetzt zwischen Gleb und dessen ältesten Söhnen sitzt und Boote kalfatert.

Die Sonne hatte den Himmel bereits zur Hälfte umbogen und die Arbeit neigte sich zum Ende, als der jüngste Sohn Gleb's zu den Arbeitenden kam.

Sein verweintes Gesicht, seine verwirrten Haare, sein an zwei oder drei Stellen zerrissenes und mit Roth beschmutztes Hemd, zogen sogleich die Blicke der Anwesenden auf ihn.

„Was hast du, Johann?“ fragten der Vater und Basil in einem Athem.

„Das muß etwas mit meinem Gregor sein — sie sind beide noch Kinder — was wird's denn groß sein!“ sagte Joachim vorbeugend, da er beim ersten Blick merkte, daß Gregorchen hier im Spiele sei.

„Das nenn' ich ungezogen sein!“ sagte Gleb, das Söhnchen musternd, aber gar nicht mit strengen Blicken. „Sieh! das Hemd ist auch ganz verdorben! Die Mutter kann nicht nähen und waschen genug, aber so einem Spitzbuben ist Alles gleich;

und bist noch nicht einmal einen einzigen Flicken werth. Na diesmal soll's noch so hingehen, aber passiert's wieder, so werdet ihr Beide, du und Gregor, „Eichengrüße und Pastete mit Birkenöl“ schmecken, das versichere ich dir! Gestern haben sich die Buben erst gesehen und heute prügeln sie sich schon!“

„Aber ich habe ihn nicht angerührt,“ sagte der Knabe, mit dem Ärmel die Thränen abwischend, die ihm auf seine runden rothen Backen flossen.

„Also er hat dich durchgehauen? Nun warte nur, wenn wir nach Hause kommen, da wollen wir ihm die Jacke ausklopfen. Aber nun höre auf zu weinen!“ —

„Er hat mich nicht gehauen!“ versetzte eilig der Knabe.

„Was hat er dir denn sonst gethan?“

Der Knabe stotterte verwirrt: „Er — er — mich — da — da auf einmal — schlug —“

„Es muß wohl, irgendwie, unvermuthet gekommen sein,“ sagte eilig Onkel Joachim.

„Gut,“ sagte Gleb, „er schlug dich, aber du, was thatest du?“

„Ich that nichts,“ antwortete Johann treuherzig.

„Du gabst ihm nichts wieder?“

„Nein.“

Gleb und alle Anwesenden lachten.

„Weshalb prügelte er dich denn aber?“ fragte Gleb, augenscheinlich nur in der Absicht, um sein Lieblingskind erzählen zu machen.

„Ich weiß es selbst nicht,“ antwortete Johann seufzend. „Ich spielte auf dem Hofe und er stand auf der Treppe. Laß uns spielen, sagte ich zu ihm, aber er stieß mich und sagte: Prügeln will ich dich — der böse Junge! Dann sagte er wieder: Geh, Väterchen ruft dich! Ich sah nach der Pforte und sah, daß du mir nicht riefst und fing wieder an zu spielen. Da rief er wieder: Geh! und als ich nicht ging, da schlug er mich — nun da ging ich —“

„Ach, du bist aber auch ein Hasenfuß!“ sagte lächelnd der Vater; „Gregor hat sich über dich lustig gemacht, über dich erbärmlichen Schwächling. Was soll ich denn aus dir machen? Wehrtest dich nicht einmal! Wie willst du denn ein Fischer sein? Geh zu den Weibern! Dort sind sie; bei der Gelegenheit werden sie dich auch abwaschen,“ schloß der alte Fischer, indem er spottend mit der Hand nach einem Haufen von Steinen zeigte, hinter welchem ununterbrochen der Lärm des Holzhauens ertönte und zuweilen Anna's oder der Schwiegertochter Köpfe hervorsahen.

Der Knabe senkte beschämt den Kopf und schlich schweigend zur Mutter.

„Nun das muß ein schöner Kerl sein, dein Junge, Schwager Joachim, und dir nicht ähnlich,“ fing Oleb an, indem er sich von Neuem zur Arbeit wandte; „da sehe nur Einer, wie er meinem Jungen mitgespielt hat! Und was für ein schlauer Fuchs er ist! Thut, als ob er nicht vom Boden

auffehn könnte und sagt doch: Geh! Väterchen ruft! Na, der wird Streiche machen!"

„O ja, Väterchen! — ich glaube er wird sich jetzt aus Furcht in irgend eine Ecke verkrochen haben oder in einen Korb und wird nicht wagen mit den Augen zu zwinkern; das wird gekommen sein, wie's bei Kindern gewöhnlich kommt — haben sich erst gezankt — nun da laß sie sich prügeln; aber sonst ist Gregor sehr demüthig, o sehr demüthig!" antwortete Onkel Joachim, indem er sich in diesem Augenblick besonders bemühte die Billigung Gleb's zu verdienen, obgleich er trotzdem fortwährend unruhige Blicke nach der Seite warf, wo sich Gregor befand.

Johann, währenddem von der Mutter gewaschen und geliebkost, hatte Zeit gehabt seinen Kummer zu vergessen und bald mischte sich seine helle fröhliche Stimme in den Lärm des Holzfällens, welchem von der anderen Seite des Platzes das Klopfen der vier Hämmer antwortete, die beim Ralfatern des Bootes thätig waren. Die Sonne stand bald im Mittag.

„Laßt's genug sein, Kinder," sagte fröhlich der Fischer, indem er mit der Hand über den Rand des Bootes strich; „es ist keine Sünde uns jetzt auszuruhen und ein Bischen zu Mittag zu essen. Bis ich den Frauen gerufen habe, geht noch einmal über den Rand des Bootes. Gott liebt die Arbeit!" schloß er, indem er zu den Frauen ging und sie in die Hütte schickte. „Nun, Kinder, rührt

die Hände," fügte er hinzu, sich wieder zu den Arbeitern wendend, „macht schnell, ich will euch helfen. Vorwärts, braver Schwager Joachim, so! leg' das Berg auf — immer mehr; so!

Und die vier Hämmer, wie angetrieben von dem fröhlichen Lachen des alten Fischers, klopften rühriger als vorher.

Plötzlich erhob sich, vom Hofe her, ein durchdringender, verzweifelter Schrei.

In derselben Secunde stürzten Anna, die Frau Peter's und Johann aus der offenen Pforte heraus.

„Feuer, Feuer! es brennt!“ schrieen Alle, verzweifelt die Hände ringend.

Die Hämmer fielen aus den Händen der vier Arbeiter, welche starr vor Schrecken waren.

Gleb, lebhafter als die Andern, ermannte sich zuerst; aber er war blaß wie Leinwand.

„Gott sei mit uns!“ murmelte er, indem er sich mit zitternder Hand bekreuzte; die Söhne und Onkel Joachim liefen zur Hütte. Eine Secunde später folgte ihnen Gleb.

Im Hofe entstand ein abscheulicher Wirrwarr.

Die Frau Peter's lief wie toll aus einem Winkel in den andern, die alte Anna lag mitten im Hofe, schlug die Hände über'm Kopfe zusammen und schrie:

„Herr mein Gott! — in welches Unglück sind wir gerathen! — ohne Obdach — ohne Zuflucht — wie die Waisenfinder — wo sollen wir unser Haupt niederlegen!“ —

Es war nirgends eine Spur des Feuers sichtbar. „Wo brennt es denn?“ schrie Peter, auf dem Hofe umherstürzend. Peter schien plötzlich um einen Kopf gewachsen zu sein, sein schläfriges, mürrisches Aussehn war verschwunden, seine schwarzen Augen funkelten, alle seine Züge athmeten Kraft und Energie.

„Wo brennt es?“ fragte er noch einmal.

„In der Hütte.“

„In der Hütte — in der Hütte!“ rief Johann.

„Väterchen!“ rief Peter, sich zum Vater wendend, der eben in den Hof eintrat, „geh’ zum Erddamm und schlag’ das Fenster ein, ich gehe mit dem Bruder in die Hütte.“ —

Damit eilte er die Treppe hinauf und verschwand in dem Rauch, der kugelförmig aus dem Vorhause herausquoll, so wie sich nur die Thüre öffnete. Dank dem schnellen Einschlagen der Fenster und dem Deffnen der Thür zertheilte sich indeß der Rauch bald und erlaubte Peter sich umzuschauen. Flammen waren nirgends sichtbar. Mitten in dem schwefligen, heißenden Gestank, der die Hütte erfüllte, unterschied Peter deutlich einen dichten, weiß strömenden Rauch, der unter der Bank, welche an das Fenster angelehnt war, hervorkam. Er eilte nach dem Plaze, zog einen Korb mit glimmenden Spänen und Berg hervor, schleppte ihn in’s Freie und zerstampfte ihn mit den Füßen.

In der Hütte ward es sogleich hell. Nachdem

sich Peter überzeugt hatte, daß keine Gefahr weiter vorhanden sei, ging er ruhig nach dem Hofe.

„Sei ruhig, Mütterchen,“ sagte er zu der Alten, „es ist Nichts — hör’ auf zu klagen, sieh’ selbst zu.“ —

„Mein Gott! himmlische Czarin!“ rief die Alte auf die Knieen fallend und sich furchtsam nach allen Seiten umsehend, als traute sie ihren Augen nicht.

„Geh’, überzeuge dich!“ wiederholte Peter. Dann ging er zum Vater, welcher wie eingewurzelt neben Onkel Joachim stand.

„Es ist Nichts, Väterchen!“ sagte Vater; „es ist diesmal noch so abgelaufen; aber wer — wer hat es uns angesteckt?“ sagte er, finster die Augenbrauen zusammenziehend. Er erzählte dann umständlich die Ursache des kaum verhüteten Unglücks.

„Wo ist Gregor?“ rief Gleb, als ob ihm plötzlich ein Licht aufginge. „Wo ist Gregor?“ wiederholte er, sich rasch zu Joachim wendend und die Fäuste erhebend.

Joachim öffnete den Mund, wollte antworten, vermochte es aber nicht; er zitterte am ganzen Leibe und rang wie wahnsinnig die Hände.

Peter und Basil eilten den Knaben zu suchen. Nach zehn Minuten kehrten Beide zurück, der Knabe war nirgends zu finden.

„Dann hat er es gethan,“ sagte der Fischer.

„Väterchen!“ rief verzweifelt Onkel Joachim, indem er auf die Knie fiel.

„Ja, du wirst freilich nun wieder sagen: er — wie bekannt — ach er — ist ja noch ein Kind. Ja wohl, laß mich ihn nur haben! Geht, fangt ihn — es giebt ja nur einen Weg! Aber er ist schnell; ein erschrecktes wildes Thier läuft weit.“ —

Onkel Joachim sprang auf und wollte davonlaufen, aber der Fischer hielt ihn zurück und sagte:

„Wohin? — bleib! Basil läuft schneller als du!“

Mit der Gefahr war auch Gleb's Schrecken verschwunden; er war wieder er selbst und errieth sogleich, daß Joachim, geängstigt über das Geschehene, mit dem Knaben zusammen fortlaufen könnte; das paßte aber nicht in Gleb's Plan. Dem Knaben konnte man mit einer Tracht Prügel solche Streiche abgewöhnen, ohne ihn deshalb aus den Händen zu lassen. Das Volk, nicht nur das russische, sondern das Volk im Allgemeinen, steht bereitwillig über begangene Fehler hinweg, welcher Art sie auch sein mögen. Nach dem ersten Ausbrausen hatte sich das Verhältniß Gleb's zu Joachim und seinem Knaben durchaus nicht geändert. Die Bauern sind wie die Kinder: Furcht, Haß, Versöhnung und Freundschaft, Alles das wechselt bei ihnen mit außerordentlicher Schnelligkeit. „Der Knabe ist verwöhnt, er hätte beinahe ein Unglück angerichtet, man muß ihn bessern,“ dachte der Fischer.

Basil war unterdessen fortgeeilt, um den Flüchtling zu suchen.

Onkel Joachim setzte sich auf den Erddamm, bedeckte sein Gesicht mit den Händen und schüttelte

jammernd den Kopf. Er war ohnehin nicht gern in das Haus des Fischers gegangen; in diesem Augenblick dachte er auch gar nicht an das Betragen des Sohnes, sondern nur daran, daß man ihn bestrafen würde. Onkel Joachim, der, wie er selbst gesagt hatte, zufrieden sterben wollte, wenn nur Gieb ihm Brod und Obdach geben und den Knaben ein Handwerk lehren wollte, hätte jetzt gern Allem entsagt, wenn er damit Gregor's Strafe hätte abwenden können. Bei dem kleinsten Geräusch erhob er den Kopf und seine thränenvollen Blicke richteten sich auf den Weg, der zum Gipfel des Abhangs führte. Er war übrigens nicht der Einzige, der sich so anstellte. Tante Anna und ihr Sohn Johann nahmen nicht weniger Antheil an dem Schicksal, welches Gregor erwartete. Die Alte, deren Furcht sich völlig verloren hatte, verließ alle Augenblicke die Arbeit und lief aus dem Thore. Johann drängte sich an den Zaun, zitterte und konnte kaum die Thränen zurückhalten, indem er ebenfalls unverwandt auf den Weg blickte.

Endlich zeigten sich auf dem Gipfel des Abhangs zwei Punkte und bald darauf konnte man Basil unterscheiden, der Gregor herbeischleppte.

Nach einigen Minuten hörte man im Hofe Peter's rauhe Stimme rufen:

„Wir haben ihn, Väterchen! er bringt ihn!“

Gieb, begleitet von seiner ganzen Familie außer Johann, ging nach dem Erdaufwurf.

In den Zügen des Fischers zeigte sich weder Zorn noch Strenge. Die Fröhlichkeit war der Angst gefolgt und war desto stärker, je größer das Gefühl der Gefahr gewesen war. Gleb war noch fröhlicher, als gewöhnlich.

Er blickte lächelnd auf Joachim, legte die Hand in Form einer Röhre vor den Mund und schrie zum Berg hinauf: „Bring' ihn hierher, Basil — schneller! — halt ihn fest! Nun warte, Bürschchen, ich will dir ein Schwitzbad geben!“ schloß er, indem er die Augenbrauen zusammenzog.

„Väterchen! Gleb Sawinitich, begnadige ihn!“ schluchzte mit erstickter Stimme Joachim.

„Begnadigen? — nein! Schwagerchen; ehe ein Krebs nicht pfeifen lernt, begnadige ich ihn nicht. Er hat seine Tracht Prügel verdient, und er soll sie haben. Wissen muß er doch, daß Feuer anlegen kein Spaß ist.“

„Vater — Verwandter — schlage ihn nicht — schlage ihn nicht, Ernährer! Erschrecke ihn nur! — dann wird er sich bessern!“ —

„Laß es gut sein, Väterchen, er wird sich auch so genug fürchten,“ bat Anna.

„Na, in deinem Kopf ist auch kein Fünkchen Verstand, schweig,“ versetzte Gleb.

„Mütterchen, du hast Unrecht,“ sagte Peter, der wieder finster und unzufrieden aussah, wie vorher. „Der muß durch Furcht gebessert werden. Der Vater wird ihn nicht umbringen.“

Jetzt langte Basil mit Gregor an.

Der Knabe hatte gar kein menschliches Aussehen mehr. Seine entblößte Brust athmete schwer, die Beine brachen unter ihm zusammen; die schwarzen, wild herumirrenden Augen, die zerstreuten Haare, die zusammengepreßten Zähne gaben ihm etwas Boshaftes und Unbändiges. Er glich einer wilden Raube, welche man so eben eingefangen und in den Käfig gesperrt hat.

„Aha, Spitzbube, bist du da!“ rief Gleb, dem bei dem Anblick des Knaben doch unwillkürlich die Lippen zitterten. „Ich will dich lehren Späne unterlegen und Häuser anzünden!“ Dabei faßte er den Knaben und zog ihn nach der hintern Pforte.

„Väterchen, Gnade!“ schrieen Joachim und Tante Anna.

„Väterchen,“ schrie auch Johann, unerwartet aus einer Ecke springend und den Vater am Arme haltend, „laß ihn, laß ihn!“ Dabei liefen ihm die hellen Thränen über die Wangen und er versuchte Gregor mit sich fortzuziehen.

„Geh,“ sagte der Vater streng, stieß die Bittenden von sich und ging mit Gregor in den Küchengarten. Peter und Basil hielten die Thüre zu.

„Gleb Sawinitich, fürchte doch Gott!“ schrie die Alte.

„Väterchen! Gnade!“ schrie Joachim auf die Knie fallend.

„Väterchen! laß ihn!“ schluchzte Johann.

Alles diesem Geschrei antwortete die Stimme Gleb's und das klägliche Winseln Gregor's. End-

lich öffnete sich die Pforte wieder und Gieb und seine Söhne traten heraus.

„Still, ihr Dummköpfe; worüber heult ihr? das wird ihm eine gute Lehre sein,“ sagte er, mit der Hand über die hohe Stirn fahrend, die darauf wieder heiter wurde. Wenn auf die Erbse kein Frost kommt, so wächst sie über den Zaun. Nun wollen wir aber zu Mittag essen.“ —

Onkel Joachim hätte sich gern durch die Pforte geschlichen, als er aber dem Blick des Fischers begegnete, wagte er es nicht und ging mit den Andern in die Hütte. Während des Mittagessens sprach er jedoch kein Wort, dagegen geberdete er sich so unruhig, als wäre er selbst ausgepeitscht worden. So wie das Essen vorüber war, schlüpfte er unbemerkt in den Garten. Als er Gregor sah, der in einer Ecke stand, blickte er sich furchtsam nach allen Seiten um und eilte dann zu ihm.

„Du Unverschämter! was hast du gethan! du Räuber! du Verfluchter!“ schalt Joachim, indem er drohend die linke Hand erhob, während die Rechte ein Stück Pfannkuchen aus der Brusttasche zog, das er bei Tische unbemerkt zu sich gesteckt hatte.

Aber Tante Anna war ihm schon zuvorgekommen; der Knabe hatte bereits einen ganzen Pfannkuchen und ein Stück Brod in den Händen. Dieser unerwartete Umstand beruhigte den Alten sichtlich; er arbeitete deshalb auch den ganzen Nachmittag ebenso eifrig, wie er am Morgen gearbeitet hatte.

Von dem Vorgefallenen war keine Rede mehr. Es änderte, wie gesagt, nichts in den Absichten des Fischers und obgleich er weder mit Wort noch Blick Joachim Hoffnung machte, behielt er ihn doch von einem Tage zum andern im Hause.

Eine und eine halbe Woche nach dem Fest der Verkündigung begab sich Peter in die Vorstadt der Fischer. Da verschwanden alle Zweifel in der Seele Joachim's, er durfte sich ja nun als wohlbestellten Tagelöhner von Gleb Sawinitich ansehen.

Leider genoß er, und zwar durch seine Schuld, dieses Glück nicht lange. —

Siebentes Kapitel.

Der Meister - Arbeiter.

Es war kaum ein Monat in's Land gegangen, seit sich Joachim bei Gleb angestiedelt hatte, da erhoben sich schon über dem Dache des Hauses Staarkäfige. Man mußte zugestehen, daß diese Käfige allen Bauten dieser Art hätten zum Muster dienen können: das spitz zulaufende Dach, das runde Fenster, die Treppe und sogar das Bündel Ruthen, welches malerisch an der Seite befestigt war, — Alles sprach unwiderleglich für Joachim's Meisterschaft. Freilich hatte er auf die Arbeit zwei volle Tage verwendet, einen auf die Bereitung der Bretchen, den zweiten auf die Befestigung des Ganzen auf dem Dache, und wenn man den Eifer Joachim's bei dieser Arbeit ansah, so hätte man denken sollen, er wolle sich selbst in einen Staar verwandeln und in dem Käfig Platz nehmen. Aber trotz der Zierlichkeit der Arbeit erntete Joachim nur

Spott und Hohn dafür: Gleb und Basil wurden nicht müde, sich über ihn lustig zu machen. Aber das ist, man weiß es ja, noch immer das Schicksal großer Geister gewesen! Man urtheile selbst, wie sehr Gleb und Basil im Unrecht waren.

Der Frühling stand vor der Thür, die Vögel begannen schon aus den warmen Gegenden zurückzukehren; hoch im blauen Aether wiegte sich bereits die Lerche und ließ sich zuweilen singend auf die Stellen nieder, wo der Schnee geschmolzen war. Die Schwalben und die „weißen Fische“ oder Seeschwalben, wie man sie an der Dka zu nennen pflegt, flatterten über den Fluß herüber und hinüber, welcher eben jetzt, nach wochenlanger Ueberfluthung, in seine Ufer zurücktrat. Die Kornkrähen zeigten sich und die Staare flogen wie Gewitterwolken daher. Wie konnte man denn da der Kästche entbehren? Zudem erklärte ja Joachim, daß er dieselben nur zum Vergnügen der Kinder gemacht habe. Aber Gleb und Basil glaubten ihm nicht und verspotteten ihn nach wie vor. Onkel Joachim beachtete dies jedoch nicht sehr; im stolzen Selbstbewußtsein arbeitete er weiter und mit jedem Tage erkannte man mehr, wie sehr er sich abmühte. Bald erklangen im Hause und in der ganzen Umgegend die Töne jener Rohrpfeifen, welche er so gut zu machen verstand. Unaufhörlich belästigte das Piepen und Krachen dieser Instrumente die Ohren Gleb's. Es wäre noch zu ertragen gewesen, wenn nur Gregor und Johann, denen die Neigung zur

Musik einmal angeboren war, sich damit beschäftigt hätten; denn diese schwiegen, wenn sie den alten Fischer von fern erblickten. Aber auch die Kinder Peter's hatte Onkel Joachim mit Rohrpfeifen versorgt und so war Gleb, der ihnen das Vergnügen nicht rauben wollte, gezwungen, das unausstehliche Gepiepe ruhig mit anzuhören. Er bezeugte übrigens Joachim seine Unzufriedenheit nur durch Witzworte und Lächeln; ebenso spottete und lächelte er nur auch über andere nützliche Erfindungen des trefflichen Arbeiters. Seit einiger Zeit zeigten sich nämlich in der Kleidung Onkel Joachim's bemerkbare Verbesserungen. Auf seiner Mütze, einer Composition von drei verschiedenen Flicken mit weißen Faden zusammengenäht, erschien plötzlich ein Ueberzug von blauem Tuch; Gregor erhielt ein neues Hemd und sonderbarer Weise waren die Stücke an den Schultern und Ärmeln*) offenbar von demselben Kattun, welchen Gleb im vorigen Jahre seiner Frau zu einer Schürze geschenkt hatte. Außerdem traf dieser Gregor fast immer mit einem Stück Pfannkuchen in den Händen, wenn auch an diesem Tage gar kein Pfannkuchen im Hause gegessen worden war. Wenn der alte Fischer seiner Frau begegnete, so lächelte er nur in den Bart. Diese Nachsicht kam daher, weil er sich täglich mehr davon überzeugte, welch' eine gute Acquisition er an

*) Diese pflegen bei den russischen Bauern von anderem Stoff zu sein als das Hemd.

seinem Pflegesohne gemacht habe. Der Knabe war frech, aber er zeigte ungewöhnliche Klugheit, Stärke und Behendigkeit und versprach ein ebenso kräftiger als gewandter Arbeiter zu werden. Was Joachim anbetraf, so schwanden freilich Gleb's Hoffnungen bald ganz; er konnte nichts als Staarkäse machen; denn wenn er auch arbeitete, daß ihm der Schweiß in Strömen vom Gesicht floss und er zuletzt stöhnend auf die Bank im Hause niederfiel, so sah man doch nie, daß er wirklich etwas zu Stande gebracht hätte.

„Ach du Schwager Joachim! Brüderchen, stolz erhobst du dich, aber niedrig setztest du dich hin! Die Zügel hast du in den Händen, aber die Fuhre steht weit hinter dem Berge. Du bist und bleibst ein Bruder Taugenichts!“ sagte Gleb, indem er abwehrend mit der Hand winkte.

Ob es nun Onkel Joachim endlich langweilte, immer und immer wieder dasselbe zu hören oder ob er in der That schon ganz heruntergekommen war, genug sein Arbeitseifer erkaltete und seine Gemüthsstimmung verdüsterte sich merklich. Früher war er lustig, polterte und spielte mit den Kindern oder ging vor die Thür, um sich mit den Staaren zu belustigen: „Das Männchen ist gut,“ sagte er, „wenn nur das Weibchen keinen dummen Streich macht! Da sitzt die Narrin auf den Eiern, kann's nicht erwarten, bis die Jungen herauskommen — i da kann Einem ja die ganze Arbeit verloren gehen!“ Und dabei sang er so lustig, daß sich Alle

vor Lachen die Seiten hielten. Jetzt war's anders; er ließ den Kopf hängen, als ob ihn Jemand beleidigt hätte, oder als ob er sich mit einem geheimen Gedanken trüge. Alles war ihm gleichgültig geworden, sogar die Staarkäse, obgleich da Alles nach Wunsch ging und das Weibchen keinen dummen Streich machte, sondern mit der Zeit eine Menge junger Vögel ausbrütete, die ihre Köpfchen aus dem Fensterchen steckten. Onkel Joachim freute sich darüber aber nicht.

„Was hast du, Väterchen?“ fragte ihn öfters Tante Anna, die das einzige Wesen in der Familie des Fischers war, zu welchem Onkel Joachim das freundschaftliche Verhältniß beibehielt. „Du bist nicht froh — du bist doch nicht krank? Gott verhüte das! — sprich, Verwandter!“

„Nein, Mütterchen,“ sagte dann Joachim traurig; „der Herr hat noch Geduld mit meinen Sünden — nimmt meine Kräfte noch nicht; nur mit Einem hat er mich gestraft.“

„Womit denn, Väterchen?“

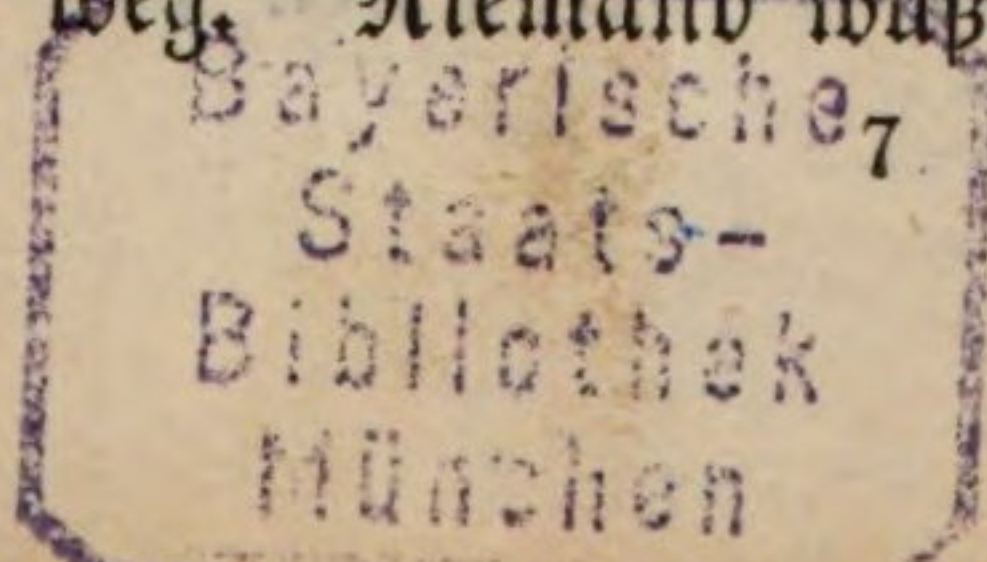
„Ach, Mütterchen,“ erwiderte Joachim mit kummervollem Lächeln und schwer seufzend, „das Alter hat er mir zugesandt. Nicht daß ich schon zu alt wäre — was sind denn meine paar Jahre? — aber in den Augen der Leute bin ich nichts als ein alter Kerl. Und wenn man hundertmal ebensoviel arbeitet als ein Junger — 's hilft Alles nichts: bald ist dies nicht recht, bald jenes nicht. Ja wenn nur die Alten so sprächen, dann wär' es noch im-

mer so beleidigend nicht — aber es thun's auch Solche, denen die Milch auf den Lippen noch nicht getrocknet ist, auch sie lachen in den Bart! Dein Basil z. B. — wie oft hänselt mich der Bursche! Nein, Mütterchen, so ist's heutzutage: lebst du bis zum Alter, so verachtet man dich. Ich habe es immer gesagt, Mütterchen: die Jungen gönnen uns das Leben nicht und es sind ihrer so viel geworden in der Welt, das ist es!“

Die Abneigung gegen Basil datirte bei Onkel Joachim von dem Tage an, wo dieser Gregor herbeischleppte, und sie wuchs immer mehr. Dazu kam, daß Basil, einestheils durch das Beispiel des Vaters ermuthigt, und dann weil er sah, daß Joachim sich darüber ärgerte, sich immer ungenirter über diesen lustig machte; Joachim gerieth oft in solchen Zorn, daß Alle, selbst Johann und sein eigener Gregor, sich vor Lachen wälzten. Endlich wurde er flug und ging dem Spötter aus dem Wege.

So lange Joachim sich wenigstens noch ein bißchen bemühte, ging Alles leidlich gut. Gieb schwieg, da er einsah, daß er nicht viel von ihm fordern könne; er sah nur darauf, daß der Schwager nicht ganz umsonst sein Brod esse. Aber endlich that Joachim gar nichts mehr, sei es, daß er des Verhältnisses überdrüssig war oder daß er gänzlich ohne Ueberlegung handelte, genug er verließ nicht selten früh das Haus und ließ sich den ganzen Tag nicht sehen. Manchmal blieb er sogar vier, fünf Tage oder noch länger weg. Niemand wußte, wo=

Die Fischer.



hin und weshalb er ging. Wenn man ihn fragte, so antwortete er mürrisch: er sei in Geschäften ausgewesen, habe kleine Schulden eingeholt, habe sich nach Etwas erkundigen müssen, oder auch: Dieser oder Jener habe ihn gebeten zu Besuch zu kommen, um Frau und Kinder zu sehen und dergleichen. — Wer Joachim kannte, wußte, daß dies Alles leere Ausreden seien. Er kam fast immer müde und matt, mit zerrissenen Bastschuhen und mit Schmerzen im Kreuz nach Hause zurück. Dann legte er sich gleich auf den Ofen, stöhnte, seufzte und klagte so sehr über Rückenschmerzen, daß man glauben mußte, er habe von seinen Schuldnern nicht Geld, wohl aber eine tüchtige Tracht Prügel erhalten. —

„Höre, Bruder,“ sagte endlich Gleb, der die Geduld verlor, „wie steht's mit deinen Versprechungen? Faullenzler giebt's die Hülle und Fülle, wenn man sie alle in's Haus nehmen wollte, so könnte man selbst aus demselben gehn! Du denkst wahrscheinlich, weil Gott dem Menschen Mund und Bauch gab, so gäbe er auch Brod? Nein Bruder, so ist's nicht! Ich sage dir das Eine: willst du hier bleiben, so arbeite. Im eignen Hause kann man leben wie man will, ist man aber bei Andern, so thut man nach ihrem Befehl und willst du das nicht, so mache dich auf den Weg — Gott befohlen!“

Joachim antwortete nichts; er setzte sich zur Arbeit, aber er war finster und mürrisch. Am Abend, nach dem Essen, begegnete er Tante Anna im Vorhaus und, offenbar um sie reden zu ma-

chen, schüttelte er ängstlich den Kopf und sagte mit fläglichem Ton:

„Leb' wohl, Mütterchen Anna Sawelewna!“

„Was, Väterchen, wo willst du denn hin? Christus sei mit dir!“ erwiderte erstaunt die Alte.

„Mütterchen, die Zeit ist gekommen fortzugehn,“ sagte Joachim; „heute sagte er: mache dich fort, geh' weg, ich brauche dich alten Narren nicht, du issest dein Brod mit Sünden! Nun, Mütterchen, Gott sei mit ihm! Die Welt ist nicht ohne gute Menschen — ich werde vielleicht an einem andern Orte besser zu gebrauchen sein —“

„Still, Joachimchen, mein Lieber,“ sagte Tante Anna, welche wohl wußte, daß Gleb Recht hatte und daß Joachim sein Brod nicht verdiente; aber er dauerte ihr doch und sie bestrebte sich ihn zurückzuhalten. „Wie kommt dir denn das in den Kopf? — wirf es heraus! Bei fremden Leuten hast du's noch schlechter, da vergehst du vor Gram, denn da bekümmert sich Niemand um dich — ein Verwandter ist ja bekanntlich kein Fremder.“ —

„Danke dir, Mütterchen, für dein freundliches Wort,“ erwiderte Joachim. „So lange ich lebe, werd' ich dir das nicht vergessen. Aber dein Wille, daß ich hier bleiben soll, ändert an meinem Schicksal nichts. Er sagte selbst: geh', und ich sehe, daß ich bei euch unnütz bin. — Warum, Mütterchen, soll man ein schlechtes Pferd füttern? Seit ich bei euch bin, hörte ich nichts als Vorwürfe und bitteren Spott; und ich habe doch nichts Böses gethan —“

ein Dieb bin ich nicht, ein Säufer auch nicht, weshalb denn so ungerechte Beschuldigungen? Was man befahl, that ich so gut wie Einer, wohin man mich schickte, ging ich; manchmal schlief ich die Nacht nicht — Gott sah meine Arbeit — ich bemühte mich genug, verleugnete mich selbst, aber es war Alles nicht recht, Mütterchen; — nun das ist eben mein böses Schicksal!“ —

Tante Anna wollte ihm zureden, aber Joachim war unerschütterlich in seinem Vorsatz; er sagte geradezu, er möchte nicht länger im Hause des Fischers bleiben und wenn er nur noch wenige Tage zu leben hätte, um einen neuen Ort aufzusuchen.

Die Gelegenheit blieb nicht aus.

In dieser Zeit war einer der kleinsten Seen an der Wiesenseite der Dka von einem freien Fischer übernommen worden, der sich hier angesiedelt hatte. Gleb und der neue Fischer machten, Dank der nahen Nachbarschaft, Bekanntschaft mit einander. Der See befand sich nur zwei Werste von Gleb's Wohnung und man brauchte nur die Dka zu übersetzen, einige Schritte über das sandige Ufer, das von Weidengebüsch eingefaßt war und dann noch dreiviertel Werst durch die Wiesen zu gehen, so war man bei einander. Der neue Nachbar hatte wenig Aehnlichkeit mit Gleb. Konrad, so hieß er, war schon vom Alter gebeugt und von der ruhigsten, mildesten Gemüthsart; nur darin waren die Beiden sich ähnlich: sie waren thätig und verstanden ihr Handwerk. Konrad erwarb sich gleich beim ersten

Besuche die Liebe Gleb's und seiner ganzen Familie, vor Allen aber warf Onkel Joachim seine Zuneigung auf ihn. Dieser war gleich mit sich einig, daß er keinen bessern Hausherrn finden könnte und war überzeugt, daß Gott selbst ihm den guten Konrad geschickt habe. Zum Unglück ging die Sache aber nicht so schnell. Aus den Erzählungen Konrad's erhellte, daß er noch mit dem Anbau beschäftigt sei und erst im Herbst mit dem Fischfang beginnen werde, jetzt also keines Arbeiters bedürfe. Dagegen war nichts zu machen, man mußte eben warten. Zum Glück war der Herbst schon vor der Thür, welches die langen, weißen, faserigen Fäden bewiesen, die in der Luft herumflogen, so wie die wilden Gänse, die in langen Reihen täglich über die Dfa zogen. Damit Gleb ihn nicht vor der Zeit aus dem Hause schicke oder dem neuen Herrn eine üble Meinung von ihm beibrächte, arbeitete Joachim wieder, zu welchem Entschlusse auch die Furcht mitwirkte, die ihm Gleb in der letzten Zeit erweckt hatte. Er bramarbasirte nur gegen Anna und die Kinder, vor ihnen ergoß er sich in Klagen, aber Gleb gegenüber erschien er stets mit kläglichem Gesichte und arbeitete, bis ihm der Schweiß vom Gesichte rann. Endlich kam der Herbst. Schon strömte der Regen, schon fiel der erste Schnee, aber Joachim wußte noch immer nicht, unter welchem Vorwande er Gleb verlassen sollte. „Sag' ich ihm ohne Umstände, ich will gehen, so wird er böse und jagt mich auf der Stelle weg. Fliehe ich —

Gleb findet mich nicht nur zwei Werste weit, er würde mich auf dem Boden des Meeres finden; mich auf den Ofen legen und warten, bis er mich aus dem Hause prügelt — das ist auch schrecklich — der Teufel weiß, was da zu machen ist."

Das Schicksal selbst erbarmte sich endlich über Joachim. Dies geschah so:

Es war einer von den kalten Regentagen, wie sie zu Ende des Herbstes eintreten, wo auch der erfahrenste Landmann nicht weiß, ob's schon Winter ist oder ob der Herbst noch dauert. Der Schnee fällt in dichten, flebrigen Flocken; vom stürmischen, feuchten Winde gejagt, fallen diese auf die Erde, verwandeln sich entweder in Pfützen, oder ballen sich zu feuchten Schneehaufen zusammen; graue, schwere Regenwolken fliegen plötzlich über den Himmel und verhüllen die Sonne, welche die Gegend nur düster beleuchtet; die kahlen Sträucher stehen traurig da, hier und da zittert noch ein einzelnes, wie eine Rolle zusammengewickelter Blatt; noch trauriger windet sich der schneeige Weg, durchschnitten von schwarzen morastigen Flecken; die Ofen schlängelt sich wie ein kaltes blaues Band durch die Landschaft, weiterhin ist sie mit weißen Flocken belegt, welche sich wie die Falten eines Leichentuches bewegen, das bereit ist die Erde zu bedecken. —

An einem solchen Tage hielt es Gleb für dringend nöthig zu Großvater Konrad zu schicken, um Geld zu holen für Stroh, welches dieser von ihm zur Bedeckung des Daches entnommen hatte. Der

Zahlungstermin war seit einer Woche bereits vorüber und wenn auch Gieb nicht an der Ehrlichkeit des Alten zweifelte, so hielt er es doch für besser, das Geld in der Tasche zu haben. Er schickte also Onkel Joachim dorthin. Das Wetter würde ihn nicht gehindert haben selbst zu gehen, aber die Zeit war ihm zu kostbar. Sein nachlässiger Arbeiter dagegen versäumte nicht viel; außerdem erbot er sich auch selbst, den Gang zu machen. Er drückte geschwind die Mütze in's Gesicht, hüllte sich in seinen Graurock und war bald im Schnee verschwunden.

Niemand erwartete ihn bald zurück. Man wußte, daß er die Gelegenheit benutzen und sich beim Nachbar auf dem Ofen tüchtig ausruhen werde. Bis zur Dämmerung dachte also Niemand an ihn. Als aber die Nacht hereinbrach, das Wetter immer schlechter wurde, sich der Schnee in Regen verwandelte und es von den Dächern wie Bäche floss, zu alledem der Wind laut um die Hütte heulte, die Schoppen erschütterte und die Thüren zittern machte, da murmelte Mutter Anna ängstlich:

„Wo er nur bleibt? Gott sei uns gnädig, es wird ihm doch kein Unglück begegnet sein?“ — und sie legte sorgfältig die Kienspäne zurecht.

„Ach du Mütterchen,“ erwiderte lächelnd Gieb, der an der Thürschwelle ein neues Ruder hobelte, „das ist leicht zu errathen: der Gute ist eingefroren, liegt auf dem Ofen beim Nachbar.“

Alle lachten, nur Anna nicht. Da hörte man

plötzlich hinter der Thür der Hütte ein dumpfes Stöhnen.

Gleb stieß mit der Faust die Thür auf und rief: „Wer da?“

„Ich — ich — oh, oh!“ antwortete eine zitternde, kaum vernehmliche Stimme, in welcher Alle sogleich die Onkel Joachim's erkannten.

Die Hausfrau ergriff schnell einen Rienspan, ging hinaus und kam nach einem Augenblick mit dem Verwandten herein.

Joachim war wirklich wie erfroren, das Wasser floß von ihm wie aus einer Dachrinne. Er zitterte wie Espenlaub und konnte kaum auf den Beinen stehen.

„Nun nun, du bist ja ganz gebrochen,“ sagte Gleb, indem er sich auf das Ruder stützte, um aufzustehen. „Bringst du denn wenigstens das Geld?“

„Uh — uh — uh!“ stöhnte Joachim, während er mit der zitternden Hand das Geld aus der Brusttasche zog.

„Gut,“ sagte Gleb; „nun mach' dich schnell auf den Ofen — du hast heute viele Mühe gehabt, Schwager. Morgen wirst du dich dafür entschädigen, denke ich, du wirst auf dem Ofen liegen bleiben und ausruhn.“

An diesem Abend gab Joachim noch vielen Anlaß zum Lachen, zur großen Unzufriedenheit der Tante Anna, welche nicht aufhörte ihren Verwandten zu beklagen und zu bedienen. Aber die frohe Laune Gleb's verwandelte sich doch in einige Un-

ruhe, als er am andern Morgen bemerkte, daß sein Arbeiter wirklich ganz ernstlich krank war.

„Da hat man sich mit ihm geschleppt, als man zehnmal Ursache hatte ihn zum Teufel zu jagen,“ dachte der Fischer, „nun wird man auch noch Sorge davon haben! Was wird man nun mit ihm machen, wenn er den ganzen Winter krank liegt? Was das auch für ein Mensch ist! So ein bißchen Regen und ganz außer sich davon, ganz krank! Ach ich sag’ es immer: er ist zu Nichts nütze.“

Das Vorgefühl täuschte Gleb auch nicht. Onkel Joachim war in solchem Zustande, daß man voraussehen konnte, er werde, wenn überhaupt, sobald nicht wieder aufstehen. Er lag wie eine Scheibe auf dem Ofen zusammengerollt, aß nichts und klagte nur immer über Durst. So vergingen mehrere Tage.

Eines Abends, als die Familie des Fischers gegessen hatte und zur Ruhe gehen wollte, hörte man plötzlich vom Ofen her ein ängstliches Stöhnen.

„Was ist dir?“ fragte Gleb ungeduldig.

„Väterchen,“ sagte Joachim mit matter Stimme, „ich fühle — oh — ich fühle — mein Tod — ist nahe — ich kann nicht sterben — Väterchen — ohne Buße.“ —

Gleb winkte Basil mit dem Kopfe, ging mit ihm aus der Hütte und befahl ihm so schnell als möglich nach Sosnowki zu gehn, um den Priester zu holen. Einen Augenblick später eilte Basil in Wind und Wetter fort. Er kam erst spät in der Nacht

mit dem Priester zurück. Nachdem der Kranke gebeichtet und das Abendmahl empfangen hatte, war er ruhiger und mehrere Stunden lang hörte man nichts von ihm. Dann aber stöhnte er von Neuem, er rief Einem nach dem Andern bei Namen. Alle, auch Basil, umgaben ihn, nachdem sie ihn auf die Bank unter dem Heiligenbild getragen hatten. Niemand weinte, aber kein Gesicht zeigte Gleichgültigkeit. Alle sahen schweigend und nachdenklich auf das bleiche, durchfurchte Gesicht des Alten, das nur schwach von dem grauen Herbsttag beleuchtet wurde.

„Wie ist dir, Verwandter?“ fragte Anna leise, sich zu ihm niederbeugend.

„Gre — Gregor!“ war Alles, was der Sterbende hervorbrachte.

Gleb nahm den Knaben und stellte ihn der Bank gegenüber.

Joachim richtete einen trüben, erlöschenden Blick auf ihn, erhob ein wenig den Kopf und wollte noch etwas sagen, schluchzte aber wie ein Kind und fiel kraftlos mit dem Kopfe zurück, während die Hände etwas in der Nähe suchten.

„Sei ruhig, mein Falke! du betrübst dich! Vielleicht ist Gott noch gnädig!“ sagte Anna, indem sie ihr Gesicht mit der Schürze verhüllte.

Onkel Joachim schüttelte den Kopf, wendete sich wieder zum Knaben und richtete von Neuem den erlöschenden Blick auf ihn.

„Sieh — Gre — gor,“ brachte er endlich mit großer Anstrengung hervor, „da — ich bald —

gehe — du bleibst — allein; gehorche ihm in Al-
 lem — verehere ihn wie einen Vater — leb' wohl —
 Gregor — Gregor!"

Onkel Joachim nahm die Hand des Knaben,
 legte sie auf seine Brust, schloß die Augen und
 schwieg. Aber über seine bleichen, eingefallenen
 Wangen flossen Thränen in Strömen. Auch von
 der Seite, wo Anna stand, hörte man verhaltenes
 Schluchzen.

„Gleb“ — begann Joachim wieder, aber mit
 kaum hörbarer Stimme, indem er mit den Augen
 den Fischer suchte, der doch vor ihm stand, „Gleb —
 Tante — Anna — seid Eltern — der armen
 Waise — da ist noch — ein neues Hemdchen —
 und Stiefelchen — in der Kammer, gebt's der
 Waise — Alles ihm — o Gregor — oh, oh!
 Herr — Gott!“ —

Er wollte noch etwas sagen, aber seine Worte
 verwirrten sich; seine trüben Augen suchten den
 Knaben, endlich brachen sie. Gleb bekreuzte sich,
 faltete die Hände des Verstorbenen, nahm das
 Heiligenbild und legte es ihm auf die Brust.

Die Kinder, bleich und zitternd vor Furcht,
 liefen heulend aus der Hütte; nur Gleb, Anna,
 Basil und Peter's Frau blieben darin. Anna lag
 schon auf den Knieen, umfaßte die Beine des Ver-
 storbenen und murmelte Gebete.

Gleb schickte Basil zum Großvater Konrad mit
 der Bitte: die Psalmen vorzulesen und er selbst be-

schäftigte sich sogleich mit den Zubereitungen für die Beerdigung.

Auf der Treppe begegnete er Gregor und Johann. Beide wischten sich die Augen und schluchzten.

„Sei still, Gregor,“ sagte der Fischer, ihm freundlich den Kopf streichelnd, „weine nicht; Thränen helfen hier nicht — es ist Gottes Wille.“ —

„Wie sollte ich nicht weinen?“ erwiderte Gregor bitterlich schluchzend, „sieh doch, den einen Stiefel hat er noch genäht und den anderen nicht, nun wird der fertige auch liegen bleiben.“

„Nun, wenn du dich über weiter nichts be-
trübst — dummer Junge! Aber warum weinst du
denn?“ fragte er seinen Sohn Johann.

„Ach der Onkel — da — der — thut —
mir — so — leid,“ schluchzte dieser.

Gleb unterdrückte einen Seufzer, fuhr sich mit der flachen Hand über die hohe Stirne und ging langsam hinaus, um einen Sarg für Joachim zusammenzuschlagen.

Achtes Kapitel.

Gregor und Johann.

Traurig weht der Wind an dem kalten, regnerischen Herbsttage. Mit geschäftiger Unruhe durchstößt er Busch und Gesträuch, als wenn er etwas Vergessenes oder Verlorne suchte. Er fährt in jeden hohlen Baum, in jede Spalte, hebt jedes verwelkte Blatt, jedes Gräschen auf und wie der Wanderer, der, zurückgekehrt zur Heimath, anstatt der wohnlichen Hütte nur Ruinen findet und traurig weiter zieht, so eilt auch der Wind weiter zum dunklen Walde und trägt auf seinen Armen große Lagen grauer Wolken — seinen gesammelten Reichtum. Aber der entblätterte Wald, eingehüllt in ein nebeliges Leichentuch, begegnet ihm nicht mit freundlichem Gespräch, schüttelt ihm nicht freundlich den lockigen Kopf entgegen. Das verzweifelnde Gebrüll des Windes verwandelt sich dann plötzlich in gramvolles Weinen und Murren. Graue Wolken

neigen sich tiefer und tiefer und die Wege und Wälder werden mit Abschiedsthränen besprengt. Und dann von Neuem, wie wenn er ärgerlich wäre über seine Schwäche, bläst der Wind mit einem Hauch die Wolken zusammen, stürzt auf den Waldsaum los, dreht sich als Wirbelwind und läuft weiter, indem er feuchte gelbe Blätter mit sich fortführt. Dieses traurige Wehen preßt das Herz zusammen; der fortwährende Regen ist sogar dem Landmann verdrießlich, der doch an schlechtes Wetter gewöhnt ist. Aber da naht nun endlich die alte Matrone; der Winter macht sich auf die Beine, die Fröste kommen von den „eisernen Bergen“ angeflogen. Der Fluß steht still. Bald erklingt das Rad auf dem gefrorenen Wege, die beeisten Nadeln blitzen fröhlich in der Sonne, die langen Eiszapfen hängen wie Franzen um die Fenster und Dächer der Hütten. Der erste Schnee fällt. Lärmende Haufen von Kindern laufen auf den weißen Gassen; aus den Schieffensterchen schauen die runzligen Gesichter der alten Großmütter, welche sich bekreuzen oder fröhlich die Hände mit den Fausthandschuhen zusammenschlagen und hinter dem Thor auf die Väter und Großväter zeigen, welche beinahe ebenso weiß sind wie der in dichten Flocken fallende Schnee. Die Zeit des allgemeinen Ausruhens ist gekommen. Die Arbeiten sind geendigt, das Dreschen ist vorbei. Mit Mühe bringt man jetzt den Bauer aus seiner warmen Hütte, die in Stroh eingehüllt, mit Stangen unterstützt und von Schnee bedeckt ist. Oder muß er

sich doch entschließen in den Wald zu fahren und nach dem vom Winde gefallnen Holz zu sehen, so eilt er gewiß immer so schnell als möglich zur warmen Hütte zurück. Sein leerer Schlitten fliegt gleitend die Hügel und Abhänge herab und ungeduldig sieht er unter seiner Matte hinaus in die schneeige Weite. „Aus dem Wege!“ Ha und da blitzt schon durch die Dämmerung das Feuer, freundlich erhebt sich die kräuselnde Rauchsäule aus dem röhrenähnlichen Schornstein. Immer mehr schreit er die Kracke an; aber die Kracke selbst wittert schon den Stall und läuft in vollem Galopp den Abhang hinunter. Süß ist es doch: nach Sommer und Herbst mit all' ihren vielen Mühen nun auszuruhen.

Beim Fischerhandwerk ist es anders. Der Fischer ist freier als der Landmann, aber dafür ist sein Handwerk auch beschwerlicher. Er kennt keine Ruhe im Winter. Auf den Seen haut er Löcher in das Eis, damit der Fisch nicht ersticke ohne Luft. Auf den Flüssen räumt er den Schnee weg, ersieht, wo der Hecht, an das Eis angedrängt, schläft, betäubt ihn durch einen Schlag, bricht das Eis auf und trägt seine Beute davon. Das liebe Korn liegt in der Scheune, liegt, bis die Preise gut sind, was man ruhig abwarten kann; der Fisch aber ist ein lebendiges Geschöpf, erst muß man ihn fangen, dann auch noch absetzen. Da lauf' nun erst auf den Markt, bequeme dich den Preisen an, heute will man ihn lebendig, morgen gefroren; die kleinste

Wärme, so braucht man ihn nicht. Das Brod ist immer nöthig, der Fisch nur zeitweise.

Und doch, wie freute sich auch Gleb, wenn er den lieben langen Tag beim Geschäft gefroren hatte und Abends zurückkehrte vom Ufer zu der Hütte und sich hinsetzte, um seine Netze zu flechten! An solchen langen Winterabenden gedachte man noch manchmal des Onkels Joachim. Aber nach und nach wurden diese Erinnerungen feltner. Nur noch dann und wann wiederholte der Eine oder der Andere eine Aeußerung des „Meister = Arbeiters“, wie sie ihn scherzend nannten, und Niemand zog mehr die Augenbrauen dabei zusammen, Alle lächelten, sogar die gutmüthige Tante Anna und der Pflege = sohn, der endlich anfang sich an seine neue Heimath zu gewöhnen.

Die Annäherung Gregor's an die Familie des Fischers ging langsam; er blieb auch nach dem Tode Joachim's noch derselbe halb wilde, verstockte Knabe, der von unten heraussah und nicht sprach, besonders nicht in Gegenwart Gleb's. Aber es wäre ja völlig abnorm gewesen, wenn ein Knabe von seinen Jahren, der fünf lange Wintermonate hindurch so eng mit Leuten zusammengelebt, nicht nach und nach sollte vertrauter geworden sein, umsomehr, da Alles an ihm, sogar der Blick von unten herauf, der Scharfsichtigkeit und List verrieth, einen ungewöhnlichen Charakter befundete. Es war in der That so. Denn als der Sommer kam und als man ihm erlaubte, mit Johann in voller Freiheit in der Um =

gegend umherzulaufen, da entwickelte sich seine lebhafteste und ungestüme Gemüthsart, die bis dahin nur durch die Persönlichkeit Gleb's gewaltsam niedergehalten worden war, ungemein schnell. Die Freiheit und die frische Luft schienen sein Blut in Feuer zu verwandeln, er war wie ein junger Wolf, der in die Felder gelassen ist. Dies neue Leben und die freie Umgebung waren ihm offenbar mehr nach dem Sinn, als die langweiligen Dörfer und rauchigen Hütten, in denen er mit Joachim seine erste Kindheit verlebt hatte. Hier verlor selbst die Furcht vor Gleb ihre alte Macht über seinen Muthwillen. Die Frau Peter's und Basil fürchtete er nicht im Geringsten. Tante Anna, die ihn zuweilen ermahnen wollte, lachte er aus. Er beherrschte Johann, gerade, als wäre er das liebste Kind des Hausherrn und der Andere die arme Waise, die man um Gottes willen in das Haus genommen hätte. Er schlug ihn sogar nicht selten ohne alle Ursache. Einmal ging die Sache so weit, daß Johann sich bei der Mutter beklagte; was er übrigens gar nicht nöthig gehabt hätte, denn die blauen Flecke an seinem Körper sprachen laut genug. Anna erzählte es dem Vater und dieser probirte am Abend die Fischreusen auf Gregor's Rücken. Den folgenden Morgen fehlte Anna ihre Scheere und ihr Garn. Man suchte — umsonst; erst nach einigen Tagen fand man die verlorenen Gegenstände zwischen den Beeten des Rüchengartens, wohin sie offenbar eine freche Hand geworfen hatte. Gregor

ward tüchtig durchgeprügelt; aber am andern Tage ertönte seine Stimme schon wieder laut im Hofe, er machte wieder dumme Streiche. In den Spielen verstand es sich, daß er immer der Erste war; so wie aber Gleb für eine Teufelei Rechenschaft verlangte, da war Gregor nicht der Anführer gewesen, dann schob er alle Schuld auf Johann. Trotzdem folgte ihm Johann auf Schritt und Tritt und beklagte sich nur sehr selten über seine unfreundliche Behandlung. Vielleicht fürchtete er ihn, wahrscheinlicher aber ist es, daß er ihn mit der ganzen Stärke seines kindlichen Herzens liebte.

Wir kommen jetzt zu einem Umstand im Leben der beiden Knaben, der, könnte man sagen, ihr künftiges Schicksal entschied.

Es war an einem schönen Junitag, da schaukelten sich Beide in dem Rahne, welcher am Ufer mit Stricken an einem alten Ruder festgebunden war, das im Sande saß. Vielleicht weiß aber der Leser nicht, wie ein solcher Fischerfahn beschaffen ist, der gar nicht einem gewöhnlichen Boote gleicht. Es ist dies ein schmaler beweglicher Rahn mit einem Verdeck, in welches eine Luke eingeschnitten ist. Unter diesem Verdeck hat nur ein einziger Mann Platz, vorausgesetzt, daß er sich ausstreckt. In der Sommerzeit hat der Fischer keine andere Wohnung; seine Nächte verbringt er im Rahn. Am Abend nimmt er die Zingelbarsche mit, fährt auf den Fluß, bindet die Enden des Strickes an den Rahn und wirft einen kleinen Anker aus; dann befreuzt er sich,

streckt sich auf den Boden des Berdecks aus, deckt sich mit dem Schaffell zu und schließt die Luke. Hier, leicht sich schaukelnd in seinem beweglichen „hölzernen Gefäß,“ welches der leisesten Welle nachgiebt, schläft er den süßesten Schlaf.

Gregor saß auf dem Hintertheil des Rahns, ließ seine bräunlichen mageren Beine über Bord hängen und schlug mit ihnen im Wasser herum. Johann saß in der Luke und nur sein frisches rothes Gesicht schaute heraus. Der blonde Kopf des Knaben, von den feurigen Strahlen der Mittagssonne beleuchtet, erschien noch lieblicher und zarter zwischen den schwarzen, grob verpichten Brettern des Berdecks.

„Weißt du was, Johann?“ sagte Gregor, plötzlich das linke Bein über Bord ziehend und sich wie ein Reiter auf das Hintertheil des Schiffes setzend.

„Nun?“

„Laß uns auf die andere Seite fahren.“

„Aber Väterchen?“ sagte Johann, indem er erschrocken auf den Gefährten sah.

„Er ist ja nicht zu Hause, er ist in Sosnowki.“

„Aber wenn er zurückkommt?“

„Dummkopf! bis dahin sind wir längst wieder da.“

Ohne die Antwort Johann's abzuwarten, sprang Gregor plötzlich auf das Ufer; aber er konnte die Schlinge des Strickes nicht über das Ruder hinüberwerfen und zog nun aus Leibeskräften an diesem.

„Rühr' dich doch vom Plaze, sonst werd' ich dich todt prügeln,“ schrie er, indem er Johann mit der Faust drohte, der, erschrocken über die Beweglichkeit, aus der Oeffnung kletterte.

„Ach Gregor, was machst du! Es ist ja gefährlich!“

„Was?“

„Nun — wir da — wenn es uns nun in den Wirbel trägt? Der Vater sagt auch — sagt: es zieht Einen da so hinein, da werdet ihr untergehn,“ sagte Johann, indem er ängstlich auf das gegenüber liegende Ufer zeigte, wo zwischen Weidengebüsch der Stamm einer Silberpappel hervorragte.

„Ach was, stoß dahin; wir werden schräg rudern. Hast du nicht gesehen, wie es Basil macht? Der Fluß läuft hier hinaus und wir rudern dorthin — ganz schräg, dorthin zu den kleinen Eichen am See.“

„Ja du denkst, der Fluß ist schmal; wir kommen nicht hinüber,“ sagte Johann.

„Und du denkst, er ist breit? Ach du dummer Kerl!“ sagte Gregor ungeduldig.

Die Breite eines großen Flusses betrügt wirklich den Blick. Es scheint, als ob da hinüberzuschwimmen gar nichts wäre. Aber sieht man eine Barke auf der Oberfläche des Wassers, oder einen Mann auf dem gegenüberliegenden Ufer, dann erkennt man erst die ganze Größe der Entfernung. Die Barke scheint ein Holzspan, die Stimme des Menschen erreicht kaum dein Ohr.

Das Ruder wollte nicht nachgeben, es stak zu tief im Sande; Ungeduld und Aerger malten sich in dem braunen Schelmengesicht des Knaben; er packte das Ruder mit beiden Händen und schüttelte es zähneknirschend nach allen Seiten, während Johann unentschlossen an der Luke stand und ängstlich bald nach dem Gespielen, bald nach der Hütte sah.

Endlich stürzte das Ruder.

„Gregor, laß es lieber!“

„Warte!“ rief dieser zurück, ergriff das Ruder, schob den Kahn mit der Brust auf's Wasser und sprang auf das Verdeck. Alles das geschah in einem Nu, und ehe Johann zur Besinnung kam, waren sie schon weit vom Ufer. Aber so sehr auch Gregor das Ruder handhabte, so viel er Johann befahl den Kahn etwas zu neigen, bald nach der einen Seite, bald nach der andern, die Strömung des Flusses trug sie doch in entgegengesetzter Richtung von den Eichen. Das Herz fing Beiden heftig an zu klopfen, als sie sich so weit weg vom Hause sahen und als plötzlich der Kahn, von der Strömung ergriffen, sich drehte und sich den schwarzen Stämmen der alten Silberpappeln näherte. Gregor schrie auf, ließ das Ruder los und klammerte sich an den Rand des Bootes. Johann verbarg sich unter dem Verdeck; Beide weinten. Die Verzweiflung währte jedoch nicht lange.

„Wir sind durch den Wirbel!“ rief plötzlich Gregor.

Johann steckte den Kopf aus der Luke und sah sich schüchtern um, als wenn er aus dem Schlaf erwache. Der alte Stamm befand sich weit hinter ihnen, die Strömung trug sie an das Ufer. Nachdem der Kahn sich noch ein paar Mal gedreht, schoß er schnell in eine jener Buchten, welche das sandige Ufer des Flusses wie mit einem Muster schmücken und blieb in den Zweigen hängen. Die Knaben hielten sich an den Aesten, zogen den Kahn auf's Ufer und sprangen auf den Boden. Die Furcht war verschwunden, sie sahen sich an und fingen an zu lachen.

„Wie sollen wir aber zurück ohne Ruder?“ fragte plötzlich Johann, von Neuem erschreckend.

„Weißt du was?“ sagte Gregor lebhaft, „wir gehen nach dem See zu Großväterchen Konrad, er wird uns hinüberbringen.“

„Ja, ja! aber wo hinaus müssen wir denn gehen?“ fragte fröhlich Johann.

„Komm mit auf die Wiesen, da sehen wir uns um; von hier aus hinter den Büschen kann man den See nicht sehen.“

„Aber wenn wir uns verirren?“

„Ah bah! hast du diese Büsche nicht von unserm Ufer gesehen? sie gehen nicht weit, bald fangen die Wiesen an und dann der See — komm nur.“

Und Beide sprangen fort, indem sie alle Augenblick über Triebsand, Löcher mit Blättern überdeckt, durch Brombeersträucher und Schilf sprangen. Sie wußten nicht, wie sie durch dieses Labyrinth dringen

folten. Ueber ihren Köpfen ragten von allen Seiten hoch in den blauen Himmel hinein die Nester der Bäume, mit Bündeln zottigen Grases bedeckt, welches die Frühlingswasser hierher geschwemmt hatten. Eine unzählige Menge kleiner Wege schlängelten sich nach allen Seiten. Bisweilen öffneten sich Plätze voll feinen weißen Sandes mit weißen Muscheln besäet und eingedrückt von den Pfoten der Fluß-Schnepfen. Die Nähe des Flusses war überall sichtbar. Im Schatten fühlte man die Frische. Der Geruch des feuchten Sandes mischte sich mit dem der Disteln in der Luft.

Nachdem sie sich ganz außer Athem gelaufen hatten, hielten die Knaben endlich an.

„Nun wo ist denn die Wiese? man sieht ja nichts davon,“ sagte Johann, sich den Schweiß abwischend, der über sein hochrothes Gesicht strömte.

Gregor sah sich nach allen Seiten um. In seinen braunen Zügen war nicht die geringste Verwirrung bemerkbar.

„Warte! pft! still! ich höre eine Stimme,“ sagte er plötzlich, die Hand erhebend. Beide standen still.

In der That hörten Beide erst ein leichtes Geräusch und dann ein feines, feines Stimmchen. Die Stimme, die näher kam, sang ein Lied. Bald verstanden die Knaben sogar die Worte:

„Ach, gebogner Baum, du Kirschbaum!

Biegst du dich so sehr, so brichst du“ —

„Höre, Johann!“

„Ich höre.“

Nach einiger Zeit sang die Stimme weiter:

„Mütterlein, sieh aus dem Fenster,

Sieh hier auf dein Waisenkind“ —

„Gehn wir dorthin — dort muß ein Mädchen sein!“ sagte Gregor.

„Laß uns gehn.“

Sie hatten nur einige Schritte gemacht, so befanden sie sich schon bei der Sängerin. Es war ein schönes Mädchen von ungefähr acht Jahren, mit kornblumenblauen Augen, rothen Backen und lächelnden Lippen. Die langen seidnen blonden Haare liefen in goldschimmernden Windungen zu beiden Seiten ihres sonnverbrannten, aber reinen, wie gedrechselten Gesichtchens herab. Sie hatte abgefallenes Holz gesammelt. Das Bündel trockner Aeste lag in ihrem Arm, und ließ, da es sie etwas zur Seite zog, volle sonnverbrannte Schultern sehen, die sich reizend aus den Falten des weißen Hemdchens hervorhoben, welches nur bis zu den Knien ihre schnellen Füßchen bedeckte. Als sie so unvermuthet überfallen wurde, blieb die Sängerin wie angewurzelt stehen, sie blickte scheu auf die Knaben und, mit geöffneten Lippen, ließ sie das Bündel Holz los, welches, Ast bei Ast, auf den Sand fiel.

„Das ist mir ein Mädchen! ei wie sie singt!“ sagte Gregor, sie mit Neugierde betrachtend.

„Wem gehörst du?“ fragte Johann.

Das Mädchen schwieg. Das trockne Holz fiel noch immer zu ihren Füßen nieder.

„Warum antwortest du nicht?“

„Sie hat Furcht, sie denkt, sie ist Räubern begegnet. — Ja, wir sind Räuber,“ rief Gregor, die Arme in die Seite stemmend und die Augenbrauen zusammenziehend.

„Ach warum nicht gar — Räuber!“ sagte das Mädchen, der das freundliche Lächeln Johann's Muth machte.

„Ja, wir sind Räuber,“ wiederholte Gregor.

„Und du? von wo bist du?“ fragte Johann nochmals.

„Von dem See, denke ich,“ antwortete das Mädchen.

„Von welchem See?“

„Was geht denn euch das an? — vom See.“

„Warte, Johann, ich will sie schon reden machen,“ sagte Gregor, indem er auf das Mädchen zuging.

„Rühr' mich nur an!“ rief sie, indem sie einen Zweig ergriff und sich zur Wehr stellte, „hier nahe bei ist der Vater, da hinter dem Gebüsch, der wird dir's geben.“ —

„Aber wer ist dein Vater?“ sagte Gregor, indem er sich umsah.

„Vater Konrad, denke ich, ist es.“

„O den kennen wir ja!“

„Wo seid ihr aber her?“ fragte nun das Mädchen rasch.

„Wir sind vom Fluß, Fischer.“

„Ihr seid Fischer?“ wendete das Mädchen ein, indem sie zweifelnd auf die Knaben sah.

„Glaubst du das nicht?“

„Nein, ihr seid Knaben; Fischer haben Bärte, denke ich.“

„Aber müssen denn alle Fischer Bärte haben?“

„Alle,“ antwortete das Mädchen lakonisch, indem sie sich bückte, um die Hölzer wieder aufzuheben.

„Du sagst, dein Vater sei in der Nähe,“ fragte Johann, warum hört man ihn nicht?“

„Er sitzt dort hinter dem Gebüsch.“

Wirklich hörte man nun auch den Schlag eines Beiles.

„Duna,“ rief plötzlich eine ruhige, gedehnte Stimme, „mit wem schwägest du denn da?“

Das Mädchen nahm die Zweige auf den Arm und ohne die Knaben weiter zu beachten, lief sie fort der Stimme nach.

Gregor und Johann folgten ihr und fanden sich bald am Rande der Gebüsch, wo die Wiesen anfangen, anfangs gelblich, dünn, dann immer grüner, bis sie sich in den weiten Horizont verloren.

Hier, unter dem bläulichen Schatten einer ausgebreiteten Weide, saß ein sechzigjähriger Alter. Seine Haare, weiß wie Schnee, fielen frei auf seine Schultern herab und gaben ihm ein ehrwürdiges patriarchalisches Aussehn, welches erhöht wurde durch den Ausdruck unbeschreiblicher Ruhe, Sanftmuth und Güte, der über seine Züge ausgegossen war. Seine hohe Stirn, seine Schläfen und Backen waren mit feinen Fältchen besäet, wie sie

sich nur nach einem ruhigen Leben bilden. Das Leben dieses Alten spiegelte sich ganz in seinen klaren himmelblauen Augen, aus denen fromme Einfalt schaute. Dies war Großväterchen Konrad, der Fischer vom See und der Vater von Duna. Neben ihm lagen an einer Seite angefangene Fischreusen, an der andern ein Haufen röthlicher Ruthenzweige.

„Ei, was habt ihr denn geschwätzt? Da hört ich immer ta — ta ta — Woher seid ihr, Knaben? wie kommt ihr hierher?“ fragte der Alte, indem er den Kopf schüttelte und freundlich die Knaben ansah.

Diese erzählten nun, indem immer Einer den Andern unterbrach, die Begebenheit von ihrem ersten Mißlingen auf der Schifferlaufbahn und baten Großväterchen, sie wieder über den Fluß zu bringen.

„Das will ich thun, Kinder; aber ein anderes Mal müßt ihr nicht allein auf den Fluß gehen. Sehe einer um Gottes willen, was für Kinder! He? ohne Erlaubniß auf den Fluß fahren! — es ist doch nicht weit bis zum Unglück! Dankt Gott, daß ihr nicht in den Wirbel kamt! Was wird Gleb Sawinitich sagen? Nun, geht an den See und holt mir das Ruder, ich muß euch schon hinüberfahren. Dunachen, Mütterchen, zeig' ihnen den Weg und bleib' dann im Hause, ich fahre sie hinüber und komme dann auch heim. Nun lauft, Kinder, wer der Schnellste ist.“ —

Er sah ihnen eine Weile nach, dann arbeitete er wieder an seinen Fischreusen.

Bald fährten die Knaben zurück, das Ruder und den Fischerhafen schleppend. Die Sonne stand noch hoch am Himmel, als Beide wieder an ihrem Ufer waren. Alles verlief glücklich, Gleb merkte nichts.

Aber die Ueberfahrt über die Dfa und die Begegnung mit der Tochter Konrad's erneuerten sich bald. Dies geschah so. Großväterchen Konrad erbot sich gegen Gleb, die beiden Knaben lesen und schreiben zu lehren. Gleb lachte über diesen Vorschlag, denn ihm war Alles zuwider, was den Arbeiter von seiner nächsten Bestimmung entfernte. Vom Lesen und Schreiben wollte er nichts hören.

„Unsere Aufgabe ist es, das Netz zu ziehen, nicht aber, in Büchern zu lesen,“ sagte er. „Ich habe viele von diesen Büchergelehrten gesehen, die sehr verständig waren; ich werde ein Beispiel davon erzählen. Da war Einer, ein Fischer wie wir, Kobitschka hieß er. Alle Bücher, die er nur irgend aufstreiben konnte, lernte er auswendig, aber er wurde dadurch nicht geschiedter, im Gegentheil wurde er immer untauglicher zur Arbeit. Ehe er las, ging's, so wie er aber sich dem Lesen und Schreiben ergab, so ergab er sich auch dem Saufen. Das Ende vom Liede war: daß er sich überlas und ihm der Verstand davonging. Er schwatzte manchmal solches Zeug, daß auch nicht die Spur von Verstand darin war; wie gesagt, er wurde völlig untauglich. Und das kam Alles von den Büchern.“

Großväterchen Konrad erwiderte nichts, er dachte anders über die Sache. Außerdem wußte

er, daß Gieb sich nur noch mehr seinem Vorhaben widersetzen würde, wenn er von Neuem mit ihm darüber redete. Er fing es also anders an, er lud die Kinder zu sich ein. Die Knaben kamen gern zum Alten. Die Tage, die sie bei ihm verlebten, waren Festtage für sie. Gieb errieth wohl, warum der Alte die Knaben einlud, aber wenn nur der Nachbar ihm nicht widersprach in seiner Meinung über Lesen und Schreiben, so übersah er diese Kniffe gern. Er beschränkte sich nur darauf, die Kinder zu verspotten, nannte sie „Kirchendiener“, „Schriftkundige“ &c., Namen, welche sie freilich nicht im Geringsten verdienten. Das Lesen und Schreiben ging schlecht von Statten. Großväterchen Konrad, in der Einfalt seines Herzens, rechnete auf den Eifer seiner Schüler. Er selbst konnte ihnen nicht viele Zeit widmen. Seine Frau starb bald nach der Geburt der Tochter. Er mußte mit einem gemietheten Arbeiter fertig werden, sowohl für das Handwerk als für den Haushalt. Seine Güte trug aber auch nicht wenig dazu bei, die Kinder nicht allzu eifrig beim Lernen zu machen. Sie wußten sehr gut, daß Großväterchen nur ein bißchen schalt, — daraus machten sie sich nicht viel. Den größten Theil der Zeit spielten sie mit Duna am Ufer des Sees, und lernten deshalb Beide in drei Jahren kaum buchstabiren.

Nach dieser Frist blieb Johann mehr im Hause bei Großväterchen Konrad; er folgte jetzt aufmerksamer den zitternden, runzeligen Fingern des Alten,

wenn diese über die Seiten des ABC-Buchs strichen; aber Gregor machte, wie zuvor, währenddem allerhand Streiche. Er fletterte zehnmal lieber auf die höchsten Gipfel der Eichen, als daß er eine Minute still und aufmerksam bei dem Buche gesessen hätte. Ein sitzendes Leben entsprach seiner lebhaften, streitsüchtigen, unbändigen Gemüthsart nicht. Während Johann und Duna bei Großväterchen Konrad saßen, lief er am waldigen Ufer des Sees umher, nahm Dohlenester aus, fletterte auf die steilen Abhänge am See und hing da ganze Stunden lang über dem Wasser, um Uferschwalben zu fangen — kleine, Schwalben ähnliche Vögel, die in Löchern leben, welche sie in das lehmige Ufer des Flusses und der Seen bohren. Im dreizehnten Jahre führte er das Ruder nicht schlechter als Basil, schwamm über die Dfa hin und zurück ohne zu ermatten und tauchte unter wie ein Fisch. Eine seiner liebsten Beschäftigungen war: die Komarewer Barken zu verfolgen und sich mit den Lootsen und Barkenarbeitern herumzuzanken. Auf dem Verdeck des schwanken Rahnes stehend und rudern schlüpfte er wie ein Al zwischen den engen Zwischenräumen der Barken hindurch und setzte alle Schiffer durch seine Gewandtheit in Erstaunen.

Nach und nach zog Gleb die Knaben zum Geschäft heran. Der Pflegesohn begriff es bald, aber auch Johann blieb nicht zurück, nur daß er stiller dabei war und weder Ausgelassenheit noch Großthuererei zeigte. An den Sonn- und Feiertagen be-

gaben sie sich dann an den See. So wie die Morgenröthe dämmerte, waren sie dort. Die Tochter Konrads war ihre einzige Spielgefährtin. Dann wurde bei Großväterchen das Unterste zu oberst gefehrt und auch die glatte Oberfläche des Sees wurde nicht in Ruhe gelassen, sie durchfuhren sie die Kreuz und Quer. Was aber schlimmer als Alles war, das war, daß es bei diesen Spielen nie ohne Streit abging, wobei die Stimme Gregor's immer am lautesten ertönte. Nicht selten traf auch der Alte seine Duna mit Thränen in den Augen und mit verwirrten Haaren; aber Duna beklagte sich niemals über Gregor, sondern sie vereinigte sich mit diesem, um über Johann herzufallen, obgleich Johann sie stets vertheidigte. Doch wurde dieser Vorzug unmerklicher und ihre Zuneigung zu Beiden anscheinend gleichmäßiger, je mehr sie heranwuchs. Die goldenen Tage der Kindheit gehen so schnell dahin! Gregor und Johann verwandelten sich unmerklich in Jünglinge; sie lösten Basil jetzt ab, welchen der Vater verheirathet und dann in die Vorstadt der Fischer zu Peter geschickt hatte, da er ja nun zwei junge Arbeiter hatte. Gleb konnte sich gar nicht genug über Gregor freuen.

„Was für ein Junge! Wie breitschultrig er ist und was für Hände er hat! Er ist so frech wie ein junger Ochse — nun ohne das geht's nicht — im besten Brod ist Spreu — und man muß doch sagen, daß ich nicht zu nachsichtig bin. Er ist ein Schelm und ich bin ihm auf dem Dache! Aber es

ist nichts zu sagen: er ist trotz alledem ein tüchtiger Junge."

Nicht weniger jedoch freute sich der alte Fischer über seinen Johann, wenn er ihn zuweilen auch im Scherz: „Kirchendiener“ und „Gelehrter“ nannte.

Und Johann gab in der That Gregor, wenn er auch nicht so gewandt und so feck war als dieser, doch weder in Beziehung auf die Arbeit noch die Gestalt etwas nach. Seine hellen, verständigen, gedankenvollen Augen hatten einen geraden und offenen Blick; eine schöne gesunde Röthe spielte auf seinen vollen, leicht von dem ersten Flaum der Jugend umzogenen Wangen; sein klares offnes Gesicht war von blondem lockigem Haar umgeben und spiegelte das einfache, offene Gemüth und eine gewisse Würde des Sinnes wieder. Mit einem Wort: er stellte den edlen, offenen Typus der slawischen Race dar, welchem wir so oft bei unserm gemeinen Volk begegnen, der aber leider so selten seine Entwicklung erreicht.

Ja, der alte Gleb Sawinitich hatte Grund, sich über die Beiden zu freuen. Eines nur wunderte ihn: warum die Bursche so oft zum See, zu Nachbar Konrad gingen? Ja, ja, Alles knacken alte Zähne nicht auf, Alles durchschaut die Erfahrung alter Leute auch nicht! Gleb durchschaute es aber doch; er wunderte sich nur zum Schein und immer, wenn Gregor und Johann vom See zurückkehrten, kniff er seine Augen zusammen, lächelte still und schüttelte den Kopf.

Neuntes Kapitel.

Der See.

Die ganze Familie des Fischers Gleb befand sich in schwerer Sorge. Der Hof lag voll Haufen Stroh. Der Schoppen, der früher an die rechte Seite des vorderen Thores stieß, war abgetragen und seine Theile lagen auf dem Ruheplaze umher. An seiner Stelle stand ein neues hölzernes Gerüst, dessen wie Gold in der Sonne schimmernde Balken, mit Tropfen Harz bedeckt, fröhlich nach allen Seiten sahen, als wenn sie die alten verräucherten Wände der früheren Wohnung auslachten, die traurig an der linken Seite der Pforte anlehnten.

Gleb hatte sich fünf Jahre lang mit dem Plane getragen ein neues Haus zu bauen, ohne ihn zur Ausführung zu bringen.

„Väterchen,“ sagte Mutter Anna oft, „es ist dir, wie es scheint, genug, das Haus in Gedanken aufzuschlagen; aber sieh dir's doch nur an: das

Dach ist auf der Seite ganz gesenkt, die Zimmerdecke ist schlecht; es währt nicht lange, so haben wir ein Unglück; jeden Augenblick kann man's erwarten; es fängt schon an zu rappeln, es wird uns noch Alle todtschlagen. Bau' doch ein neues Haus!"

„Nein, die Hütte steht noch lange,“ antwortete dann Gleb anscheinend gleichgültig.

Aber trotzdem ließ Gleb keines der Flöße vorüber, welches die Bauern von Kostroma auf der Oka trieben, ohne daß er nach dem Preise des Bauholzes fragte; auch war er beständig im Verkehr mit den Zimmerleuten, die oft in Menge das Ufer entlang gingen, wenn sie von Kolomna nach Tula zogen. Er fragte sie sorgfältig, wieviel sie für das Gebälk einer neuen Hütte nehmen würden und erkundigte sich nach dem Preise des Moores; oft schien er entschieden, bestimmte schon das Handgeld, dann aber fing er von Neuem an zu handeln und schob sein Vorhaben auf. So machte er es einige Jahre. Endlich, Gott weiß was in ihm vorging, eines Morgens kaufte er plötzlich ein Floß, miethete Zimmerleute und in drei Tagen errichtete er das neue Haus. Dann wurden die Zimmerleute entlassen. Jetzt blieb nur noch übrig das Dach zu bedecken und die Rahmen der Fenster einzusetzen. Die ganze Familie war eifrig um das neue Gebäude beschäftigt. Gregor saß rittlings auf dem Giebel des Daches mit einem Rechen in den Händen. Ein Bündel Stroh leistete die Dienste eines geraden Hebels, und war nach Art der Brunnen-Kraniche an der

zweigabeligen Spitze einer hohen Säule befestigt, die sich mitten im Hofe erhob. An dem einen Ende des Hebels war die Last angeknüpft zur Erleichterung des Hebebaums, an dem andern Ende, wo das Stroh angebunden war, hing ein Seil herunter, welches Gleb regierte. Nahe bei ihm standen die Frauen Peter's und Basil's, die Ärmel bis über die Ellenbogen aufgeschlagen, und benetzten das Stroh, das zum Ueberdach bestimmt war, mit Wasser. Auf einem von den Fenstersimsen des neuen Gebäudes saß Johann, die Beine in das Innere der Hütte herunterhängend und den Oberkörper herausgebogen nach dem Hof zu. So behaute er den Thürsturz und schlug die Fensterrahmen zusammen. Nicht weit davon, auf einem Strohschober, tummelten sich die Kinder Peter's; der Älteste war neun, der Jüngste, der einst die Faust aus der Wiege zeigte, sieben Jahre alt. Sie sahen alle Augenblicke nach Onkel Johann und immer, wenn der Hammer sich erhob und in der Sonne blitzte, verzogen Beide die Gesichter, machten Purzelbäume und erfüllten den Hof mit Gelächter und Geschrei, welches die fröhlichen Worte Gleb's, der bald den Einen bald den Andern zur Arbeit ermahnte, den Gesang Gregor's auf der Spitze des Dachs, den Schlag des Hammers von Johann und das Klatzen im Wasser von den beiden Schwiegertöchtern begleiteten. Zwischen diesen fröhlichen Gruppen ging Tante Anna, scheinbar theilnahmlos, hin und her. Sie sah fast sorgenvoll aus und lief von der Treppe

zur Vorrathskammer, von da zur hinteren Pforte und von dieser wieder zur Treppe und bei all' diesen Gängen waren nur ihre Beine sichtbar, denn der obere Theil des Körpers verschwand gänzlich unter den Töpfen, Schmiereimern, Sieben, irdenem Geschirr und Trögen, welche sich stets über ihrer Brust, von beiden Händen gehalten, erhoben. Keuchend unter der Last, die sie sich aufgeladen hatte und die ihr die Augen verdeckte, so daß sie nicht sehen konnte, blieb sie plötzlich stehen, weil sie ein Hinderniß in ihrem Wege fühlte.

„Väterchen, ich lasse Alles fallen, hilf!“ schrie die Alte, indem sie erschreckend und athemlos sich zu den Anwesenden wandte.

Alle warfen ihre Arbeit hin und eilten ihr zu helfen, aber das Hinderniß war schon beseitigt und die Alte setzte feierlich ihren Marsch fort. Nach dem Eifer und der Sorgfalt, mit welcher sie ihre Töpfe trug, hätte man denken sollen, das Schicksal des neuen Hauses hinge von dem irdenen Geschirr ab.

Die Zeit verging bis zum Abend. Der Schatten, den die alte Hütte und der andere Schoppen warfen, bedeckte schon den Hof und erreichte das neue Dach, nur der Giebel, wo der Pflegesohn saß, war noch beleuchtet, als Gleb den Schwiegertöchtern befahl, für heute die Arbeit einzustellen.

„Laßt's genug sein, ihr Frauen,“ sagte er, indem er zufrieden auf das Gebäude blickte. „Stroh ist heute nicht mehr nöthig. Morgen fangen wir

die andere Hälfte des Daches an. Bis dahin wird Gregor das Reisholz auslegen. He, Gregor!"

"He — he!" erwiderte dieser vom Giebel.

"Klettere hinüber auf die andere Seite. Es ist nicht viel Zeit mehr. Der Tag geht zu Ende. Morgen mit Tagesanbruch decken wir das Stroh. Halte dich nicht auf mit dem Reisholz — verbinde es stärker mit den Querbalken — schone des Lindenbast's nicht — spute dich; ich will nach Sosnowki gehen, um mich nach dem Ofenseher zu erkundigen. Weiß der Teufel, was es mit dem Manne ist, er sagt immer, er habe keine Zeit — nun vielleicht hat er jetzt welche." — Nach einem Augenblick erschien er wieder auf dem Hofe mit Hut und Stock in der Hand.

"He, Johann!"

"Hier, Väterchen," sagte Johann, indem er von dem Fenstersims sprang.

"Ich vergaß in der Stadt Bretter zu kaufen für die Laden; geh an den See zu Onkel Konrad und leihe welche bei ihm. Er sagte auch, er hätte Nägel."

"Gleich, Väterchen," erwiderte der Sohn fröhlich, "ich werde gleich gehen."

"Warum denn so eilig? Du hast noch Zeit, um zehn Mal dahin zu laufen. Mach' nur erst die Rahmen fertig, dann geh — es ist ja nicht weit, kannst noch vor Nacht wieder zu Hause sein." —

„He, Väterchen,“ schrie Gregor, seinen schwarzen, von der Sonne beleuchteten Kopf unter dem Giebel hervorsteckend.

„Was denn?“

„Wenn du willst, so kann ich nach dem See gehen. Meine Arbeit ist bald fertig.“

„Mach’ du deine Sache und kümme dich um weiter nichts. Die Alten, Bärtigen wissen besser, was Einer thun muß oder nicht. Wem’s gesagt ist, der geht.“

Der Kopf Gregor’s verschwand wieder hinter dem Giebel.

Seit einiger Zeit suchte Gleb es stets zu hindern, daß Gregor so oft am See sei, er schickte vielmehr seinen eignen Sohn dahin. Er hatte natürlich dabei seine Absichten. Er wollte Johann mit der Tochter des Nachbarn verheirathen, da er aber die Schlaueit des Pflegesohns kannte und nicht ohne Grund irgend ein Unglück von seiner Seite befürchtete, wenn er ihm den Willen ließe, so suchte er ihm auf alle Weise die Gelegenheit zu nehmen, an den See zu gehen. Dies war um so nöthiger, als es bis zur Hochzeit noch lange hin war; denn da Gleb für das neue Haus viel Geld ausgegeben hatte, so verschob er die Hochzeit bis zum nächsten Sommer.

„Vergiß also die Bretter nicht, Johann, hörst du? So wie du mit den Rahmen fertig bist, so geh,“ wiederholte Gleb, indem er sich noch einmal nach dem Sohn umwandte, der seine Arbeit wieder

so eifrig aufgenommen hatte, daß die Späne nur so umherflogen.

„Nun und ihr Weiber steht da und thut Nichts,“ sagte der Fischer zu den Schwiegertöchtern, die müßig standen. „Ist das Stroh besorgt, so giebt's andere Arbeit. Aber man muß es euch immer erst sagen, von selbst thut ihr nichts. Helft doch der Alten, seht, wie sie sich abquält — wie sie sich die Beine abläuft — Ach du altes gutes Thier!“ schloß er lächelnd und wandte sich zur Pforte.

„Großväterchen, nimm uns mit,“ schrieen die Kinder Peter's, die sich wie Kreisel auf dem Stroh wälzten.

„Wohin? hol' euch der Kufus! Ihr werdet zu müde, ich gehe nach Sosnowki.“

„Nein, Großväterchen, wir wollen dich nur bis an den Fluß bringen.“

„Ihr Schelme! Nun, bis an den Fluß mag's fein; kommt, kommt.“

Und begleitet von den Kindern ging der alte Fischer aus der Pforte.

„Gelobt sei Gott, ich bin ganz erschöpft,“ murmelte die Frau Peter's, indem sie sich auf's Stroh warf.

„Und ich auch — ich auch — man fühlt die Beine nicht mehr unter sich. Ach du gerechter Gott!“ klagte die Frau Basil's, indem sie dem Beispiel ihrer Schwägerin folgte.

„Was fällt ihr denn gleich hin, nun der Alte kaum den Rücken gewandt? Schämt ihr euch denn

nicht? 's ist doch wahrhaftig eine Schande," eiferte Tante Anna, die plötzlich bei den Schwiegertöchtern mit einem Korb auf dem Kopf und Töpfen unter den Armen stand. „Ihr habt gar kein Gewissen, denn sonst würdet ihr euch vor den Leuten schämen, daß ich arme alte Frau Alles thun muß — ach und ich bin so von Kräften, mein Gott, mein Gott!"

Die Schwiegertöchter erhoben sich nachlässig, um ihr zu helfen. Aber nicht nur, daß die Alte ihnen nicht das Geringste zu thun übrig ließ, sondern sie erhob auch jedesmal ein entsetzliches Geschrei, wenn die Schwiegertöchter nur eine Scherbe anrührten; — da legten diese sich wohlweislich wieder auf's Stroh nieder.

Johann arbeitete indessen eifrig fort und haute rechts und links, ohne nur den Kopf zu erheben; kaum hielt er einmal an um zu horchen, was auf der andern Seite des Daches vorging. Aber Gregor arbeitete so still, daß man ihn gar nicht hörte. „Gregor!" rief Johann endlich, indem er den letzten Rahmen einschlug.

Keine Antwort.

Johann hieb seine Art in den Balken und sprang aus dem Hause.

Gregor war nirgends zu finden.

Eine dunkle Röthe überzog die Wangen des Jünglings und sein eben noch so fröhliches Gesicht verrieth eine bittere Ahnung, die über ihn gekommen war. Er lief eilig in die Hütte, kleidete sich an und, ohne den Hausgenossen ein Wort zu sagen,

eilte er zum Fluß, über welchen der Gesang und das Geschrei der Mäher, welche die Wiesen bedeckten, herübertönten. Es war die Zeit um Petri Fasten und die Mähzeit war in vollem Gange. Als Johann die Stelle des Ruheplatzes erreicht hatte, wo gewöhnlich der Kahn angebunden war, sah er, daß der Kahn fehlte. Niemand konnte ihn genommen haben als Gregor. Gleb war nach Sosnowki, das bekanntlich diesseits des Flusses liegt. Am Ufer lag nur ein großes vierrudriges Boot, das ein Mann allein nicht regieren konnte. Johann bedachte sich nicht lange. Er warf die Kleider ab, band sie sich mit dem Gürtel auf den Kopf, befreuzte sich und warf sich in den Fluß.

Der Abend war schon weit vorgerückt. Das bergige Ufer zeichnete sich als dunkelblauer Schatten auf dem reinen klaren Himmel ab. Hier und da war das dunkle Ufergebirge jedoch von lichten, violetten, goldschimmernden Zwischenräumen unterbrochen, und man blickte in Seitenthäler, die mit den schrägen Strahlen der untergehenden Sonne, welche bereits hinter den Bergen stand, übergossen waren. Fernab war Alles mit rosenrothem, wie Perlmutter schimmerndem Nebel übergossen. Rühle, gezackte Schatten, die das Ufer warf, liefen über die Wiesen und den See und nur der Fluß warf röthliche runde Wölkchen zurück und blitzte noch majestätisch in seinen dunkelgrünen Ufern. Johann war kein gewandter Schwimmer, aber diesmal ruderten seine Arme mit besonderer Kraft und so langte er bald

am jenseitigen Ufer an. Hier überzeugte er sich, daß ihn seine Ahnung nicht betrogen habe; der erste Gegenstand, der ihm in die Augen fiel, war der Kahn, der absichtlich hinter Gebüsch versteckt, nach und nach vom Wasser hervorgetrieben worden war und sich auf den Wellen schaukelte. Johann ging am Gebüsch vorüber, erreichte bald das Ende des Waldes und ging die Wiesen entlang. Die Dämmerung hüllte mehr und mehr das ganze Wiesenufer ein. Trotzdem wimmelte es aber noch von Menschen und Geschrei und Lärm waren sogar noch größer, als am Tage. Die Arbeitszeit war zu Ende, die Arbeiter eilten zur Ruhe. Von allen Seiten des unermesslichen Wiesenraumes hörte man Ausrufungen und Gesänge. Die feuchte Abendluft, mit dem Dufte des frischen Heus geschwängert, war unbewegt, so daß auch der schwächste Ton das Gehör traf. Verwirrte Stimmen, Lieder, abgerissene Worte, das Rasseln von Telegen, das Wiehern der Pferde, Alles schmolz zusammen in ein gemeinschaftliches Getöse, das die ganze Umgegend erfüllte. Ueberall zwischen den gespitzten Heuschobern blitzten die weißen Hemden der Mäher; die Frauen und Kinder zogen in langen Reihen, schreiend und lärmend, nach allen Richtungen; auf Schritt und Tritt begegnete man Fahrzeugen und Pferden; hier und da lagerte ein Arbeiter = Artel*) auf dem thaureichen Gras um den dampfenden Kessel versammelt,

*) Die russischen Arbeiterassocationen.

zum Abendessen; hier und da fingen Kohlenfeuer an zu brennen.

Johann ging schnell vorwärts. Wenn er einem Haufen Frauen und Bauern begegnete, suchte er auszuweichen. „Wohin gehst du, Bursche, he?“ ertönte es öfter aus dem Haufen der Frauen. „In Geschäften,“ antwortete kurz der Jüngling, ohne die schelmischen Blicke, die ein oder das andere hübsche Mädchen auf ihn warf, zu bemerken. Durch die dichter werdende Dämmerung unterschied er klar den Gipfel der Silberpappeln, der Haselbüsche und Erle, welche von dem andern, bisher noch verborgenen Ufer des Sees hervortraten. In dem Maße, als er sich seinem Ziele näherte, beschleunigte sich sein Schritt und sein Herz klopfte stärker. Bald war er an dem Rande des Ufers, tiefe Stille, nur von dem immer mehr sich entfernenden Getöse des heimkehrenden Volks unterbrochen, herrschte auf dem See. Unbeweglich lag seine glatte Oberfläche, die den gestirnten Himmel zurückwarf und die dunklen Gruppen der Bäume, die seine Ufer umgaben. Selten nur erhob sich ein schnell verhallender Ton, ein plätschernder Fisch oder ein schlagender Kiebitz, der in sein Nest eilte. Endlich erblickte Johann durch die Zweige die Hütte von Großväterchen Konrad, aber um sie her, wie auf dem See, war kein Zeichen des Lebens. Was bedeutete dies? Großväterchen Konrad legte sich doch so früh nicht schlafen. — Johann ging zur Thür, sie war geöffnet. Vorsichtig auftretend ging er in die Hütte. Da war Nie-

mand. Wo staken denn die Bewohner? Konrad hatte nichts mit den Mähern zu thun, daß er dahin gegangen sein könnte. Und wo war Gregor? In solche Fragen vertieft, ging Johann einige Mal um die Hütte. Nirgends eine Seele. Er blieb stehen und legte schon die flachen Hände an die Lippen um zu rufen — da — horch! — da hörte er flüstern. Vorsichtig auf das feuchte Gras tretend, wandte er sich nach der Seite. Der Athem stockte ihm, als er die Stimmen Duna's und Gregor's erkannte. Aber sein Herz schlug noch stärker, als er, noch einige Schritte zwischen den Büschen vorwärts machend, sie mit einander am Ufer sitzen sah. Die dunklen Köpfe der jungen Leute zeichneten sich leicht ab von der lichten Oberfläche des Sees, welcher zu ihren Füßen lag. Johann hielt den Schritt an und preßte seine Zähne zusammen, welche wie im Fieber klapperten, er verbarg sich hinter den Zweigen und lauschte.

„Pst! schweig, Gregor, es kommt Jemand,“ sagte Duna, sich scheu umsehend.

„Bah! wer soll denn kommen? Dein Vater ist nach Komarewa, die Mäher gehn zum Abendessen — wenn es Johann wäre? Aber nein, fürchte nichts, der kommt nicht. Ich habe den Kahn bei mir, Johann ist kein Schwimmer, und ehe er um das Ufer herumgeht, da hat er lange zu laufen!“

„Ach, ich fürchte, Gregor, ich fürchte — tödtlich!“ —

„Was?“

„Nun wenn er merkt, warum du hier bist — mein Herz zittert daran zu denken“ —

„Ach hol' ihn der Teufel! — laß es ihn merken. Wir messen uns nicht zum ersten Mal mit den Fäusten.“

„Und wenn er's dem Vater sagt?“

„Nun so laß es ihn sagen! Fürchte nichts, ich sage: ich bin nach den Mähern sehn gegangen und damit basta!“

„Und doch ist es fürchterlich! Ach Johann ist nicht so, er wird es merken und es nicht sagen — aber ich schäme mich — ich weiß ja nicht, wie ich ihm begegnen soll; die ganze Seele schmerzt mich — wär' es möglich, möcht' ich lieber fortlaufen. — Ich muß mich doch wohl geirrt haben, es ist Niemand da,“ sagte sie, indem sie sich umsah und, sich dann wieder zu dem Jüngling setzend, fuhr sie fort: „Nun, Gregor, was sagtest du vorhin?“

„Ich glaube, der Alte paßt mir auf.“

„Weshalb denn?“

„Ja, was weiß ich, weshalb!“

„Höre, Gregor, liebst du ihn denn nicht? Das wäre ja Sünde.“

„Warum? er ist ja nicht verwandt mit mir!“

„Und doch wäre es Sünde; denn er war wie ein leiblicher Vater gegen dich, erzog dich, pflegte dich, wirklich wie ein Verwandter.“

„Nun ja, wie Verwandte — davon sprech' ich ja nicht; ich sage nur, es ist nicht umsonst, daß

er mir so aufpaßt. So wie ich mich rühre, so hat er die Augen auf mich, daß ich nur nicht an den See gehe. Wenn er deinem Vater etwas zu sagen hat, so schickt er jedesmal Johann — das ist nicht ohne Absicht. Der Alte ist auf dich erpicht — freilich nicht für sich selbst — aber" —

„Nein, Gregor, ich nehme ihn nicht.“

„Man wird dich aber nicht fragen — er befehlt und du mußt.“

„Nein, ich thue es nicht, ich nehme Johann nicht — bei Gott im Himmel, ich thue es nicht.“

„Man wird dich zwingen. Wenn sich der Alte etwas in den Kopf setzt, da wird's auch, wie er's will, du magst weinen so viel du willst. Eins sag' mir nur,“ fuhr er ungeduldig fort, „liebst du mich oder liebst du mich nicht? — wenn nicht“ —

„Du bist mir so lieb, Gregor — so lieb — o mehr als der eigne Vater,“ rief Duna mit Wärme.

Johann's Knie fingen so stark an zu zittern, daß er sich kaum noch auf den Beinen halten konnte. Der arme Junge wollte sich erheben, machte eine äußerst ungeschickte Bewegung und hielt sich an einen Zweig; der Zweig brach und Johann fiel mit seinem ganzen Gewicht auf's Gebüsch. In demselben Augenblick hörte man in der Nähe den Fall von etwas Schwerem in's Wasser und hinterher einen Schrei.

Johann sprang schnell auf die Füße, eilte vorwärts und stand vor Duna.

„Fürchte nichts, ich bin es,“ sagte er mit zitternder Stimme, der er sich vergebens bemühte, Festigkeit zu geben.

„Du, Johann? — ach, wie ich erschrocken bin!“ sagte Duna verlegen; „ich saß hier am Ufer, dachte Gott weiß an was, da hör’ ich’s krachen und springe schnell auf, so daß die Erde hier unter meinen Füßen in’s Wasser rollt — Du hörtest wohl, wie es hineinplatschte?“ fügte sie eilig hinzu, während ihr Blick sich unruhig von ihrem Gefährten zu dem See wandte.

„So, also du warst hier allein?“ frug Johann unschlüssig, indem er verstohlen auf den See blickte.

Auf der glatten Oberfläche, die nur leicht mit silbernen, auseinander laufenden Kreisen bedeckt war, erschien ein schwarzer Fleck, welcher sich schnell dem gegenüber liegenden Ufer näherte.

„Du willst wohl zu Väterchen, Johann? Väterchen ging nach Komarewa,“ sagte eilig das Mädchen.

In demselben Augenblick verkündete ein schwaches Knistern der Büsche in der Ferne, daß der schwarze Fleck glücklich das gegenüberliegende Ufer erreicht habe.

„Was stehst du hier, Johann?“ sagte nun das Mädchen, sichtlich ruhiger, „laß uns nach dem Hause gehn. Dein Vater hat dich wohl zu uns geschickt, um etwas zu holen? Warte, Väterchen wird bald kommen.“

„Nein — ich bin nur — Väterchen — hat — schmale Bretter — nöthig,“ sagte Johann stotternd.

„So; warte nur, er kommt bald, laß uns gehn,“ sagte Duna, indem sie sich nach dem Hause wandte.

Johann folgte ihr; als er aber drei Schritte gemacht hatte, blieb er stehen.

„Was hast du?“ fragte das Mädchen.

„Nichts, ich komme — es ist besser — ich komme morgen,“ sagte der Jüngling in voller Verwirrung.

„Warum denn?“

„Ja — morgen ist es besser — ich muß jetzt nach Hause — leb' wohl, Duna.“

„Was für ein wunderlicher Mensch du bist! — warte doch!“

„Nein, nein, es ist besser so, leb' wohl!“

„Leb' wohl, Johann, komm denn morgen; ich werde es Väterchen sagen. Leb' wohl.“

Aber Johann hörte das Lebewohl nicht mehr, er war schon fern. „Also so ist es mit ihnen! — und ich ahnte nichts! Nun ist Alles verloren, versunken in's Wasser. Aber was denn? Ich will ihnen kein Hinderniß sein. Wenn's so ist — Gott sei mit ihnen! —“ sagte Johann traurig zu sich selbst, indem er sich den Schweiß abwischte, der ihm von der Stirn rollte. Die Nacht war thauicht und feucht, aber er fühlte eine unerträgliche Hitze am Herzen und in der Luft. Ihm war so heiß, daß er die Kleider aufriß.

Bald war er mitten auf der Wiese.

Hier war es jetzt leer. Schweigend lagen die unabsehbaren Wiesen, feierlich still breitete sich über

ihnen der blaue Himmel mit seinen unzähligen schimmernden Sternen aus. Die Kohlenfeuer waren erloschen. Nur hier und da saß noch eine Frau bei einem glimmenden Haufen, die eine Wiege schaukelte und gedankenvoll den Kopf über den schlafenden Säugling neigte, indem sie ruhig ein melancholisches Wiegenlied sang. Nach und nach verstummte Alles. Selbst die Schritte des jungen Mannes ertönten schwächer und schwächer und verhallten endlich, denn er ging schon im feuchten Sande und näherte sich der Oka. Er kam zu dem Plage, wo der Kahn gelegen hatte, aber der Kahn war nicht da. Dieser Umstand brachte den armen liebesranken Jüngling zur Verzweiflung; das Blut strömte zu seinem Herzen, vor seinen Augen verhüllte sich Alles wie mit einem Nebel. Aber dies dauerte nicht lange. Er erhob den Blick und sah zur Seite; wie ein schwarzer finsterner Schatten erhob sich das Gebirgsufer; da, weit, weit, an einem einzigen Platze winkte ein Feuer; da machte wohl jetzt die alte Mutter den Rienspan zurecht und erwartete den verspäteten Sohn. Johann fuhr mit der Hand an die Stirne, wie um sich zu besinnen, flüsterte eilig ein Gebet, bekreuzte sich, warf sich in das Wasser und schwamm dem Feuer zu, welches fortfuhr ihm zu winken, von der glatten Oberfläche der Oka in zitternden goldenen Faden zurückgeworfen, die majestätisch durch die Nacht blitzten.

Zehntes Kapitel.

Die getäuschte Erwartung.

Es waren einige Monate nach jenem Ereignisse am See vergangen, welches das Herz des jüngsten Sohnes des Fischers Gleb Sawinitich so sehr bewegte.

An einem der letzten Tage des Aprils arbeiteten Gleb, Johann und Gregor nach dem Mittagessen nicht fern von dem neuen Hause, an dem obern Ende des Blazes. Es näherte sich die Zeit der Ueberschwemmung. Der alte Fischer und seine jungen Gefährten bereiteten alles Nöthige für den Anfang des Fischfangs vor, welcher beim Aufgehen des Flusses seine beste Zeit hat. Sie beeilten sich, mit den Fischhamen, den Fischhaken, den Reusen und Netzen fertig zu werden: hier mußten neue Lagen von Weidenbüschen eingeflochten werden, da fehlten noch einige Maschen, hier mußte man neue Schwimmhölzer unterbinden, u. s. w. u. s. w. — obgleich der

Winter lang ist, so kommt man doch nicht mit Al-
lem zu Stande.

Nach dem Lärm und den lauten Stimmen zu schließen, die vom Hofe her ertönten, waren Tante Anna und ihre Schwiegertöchter ebenfalls nicht müßig. Wie hätten sie auch die Hände in den Schooß legen können, da es bis Ostern nur noch eine einzige Woche war! — Denn um noch gar nicht einmal davon zu reden, welche Arbeit das Färben der Eier, das Backen des Osterbrodes und die Zubereitung des Osterkäses (mit einem Kreuz darauf, das der Priester segnen muß) verursacht; aber das Scheuern der Dielen, das Reinigen des Hauses, das Waschen der alten und das Bereiten neuer Kleider, — alles dieses sind Geschäfte, die ebenso zu ihrer Ueberlegung als zu ihrer Ausführung viele Zeit erfordern.

Aber trotz dieser voraussichtlich vielen Arbeit ging das Mundwerk unsrer Hausfrauen beiweitem schneller, als ihre Hände. Es war deshalb auch natürlich, daß die Arbeit nur langsam vorrückte. Und sie schwatzten nicht nur, Mutter Anna und ihre Schwiegertöchter liefen auch alle Minuten zum Thore hinaus, und ihrem Beispiele folgten die Kinder Peter's. Dann sahen alle mit Ungeduld auf die sich blauende Oka und das ferne Wiesen-Ufer, das schon fast gänzlich vom Schnee befreit war.

Was hatte diese Unruhe zu bedeuten? Man erwartete die Rückkehr Peter's und Basil's, welche versprochen hatten, zu Ostern auf zwei Wochen nach Hause zu kommen; nun war's aber bis Ostern

nur noch eine Woche und sie kamen noch immer nicht. Diese Verzögerung war um so unerklärlicher, als der Weg über die Oka täglich gefährlicher wurde; denn schon war ihre Oberfläche mit Wasser überschwemmt, das zum Theil unter den Eisschollen hervortrat, zum Theil von den Bächen herzugebracht wurde, welche mit Gebrüll und Gepolter von den Bergen herabstürzten.

Es war einer von jenen feuchten, dunklen Tagen, welche das Thaumwetter mehr beschleunigen als selbst die April-Sonne. Ein dichter Nebel bedeckte die Erde. Ein lauer feuchter Südwind — Feuchtwind nennen ihn die Fischer — verzehrte zusehends die Reste des lockern sich schwärzenden Schnees. Ein dunkelblauer Streif, der schon einige Tage lang unbeweglich über dem Horizont hing, prophezeite, in Verbindung mit anderen Zeichen, anhaltende Wärme. Oleb, der sich auf die Bedeutung der allerleisesten Luftveränderungen verstand, hatte schon längst ein solches Wetter vorausgesagt. Der alte Fischer irrte sich niemals. Der Sonnenuntergang, eine größere oder geringere Klarheit der Morgenröthe, die Richtung des Windes, der Wiederschein des Wassers, der Thau, das spätere oder frühere Wegfliegen der Kraniche — Alles dieses war für ihn ein Buch, in welchem er so schnell und sicher las, wie der Schriftkundige in seinem Kirchenkalender. Den Fluß mit all' seinen Tücken und Launen kannte er, wie seine fünf Finger. Verschiedene Zeichen, die er aus langer Erfahrung als untrüglich kannte, sag-

ten ihm, daß, wenn nicht schon heute, doch gewiß morgen die Oka ihre Eisdecke durchbrechen werde. In dieser Erwartung hatte er schon vor einigen Tagen die Rähne auf den oberen Theil des Ruheplatzes geschleppt. Uebrigens wußte Gleb, daß der späte Eisgang dem Fischfange nicht hinderlich wäre; er war also ohne Sorge und nur Eins fehlte zu seiner gänzlichen Zufriedenheit: die Söhne nämlich, auf welche Alle so lange und so vergeblich warteten.

„Der Teufel weiß, wo sie bleiben!“ sagte er gewöhnlich, wenn die Frauen ihm die Ohren voll lamentirten, und das thaten diese so oft, als sie vergeblich nach Peter und Basil ausschauten. „Es vergeht kein Tag,“ fuhr er fort, indem er in die Ferne hinausah, „wo nicht eine Menge Volks von jener Seite kommt; denn Jeder freut sich, zum Feiertag nach Hause zu gehen. Nur unsere Jungen bleiben aus. Weiß der Teufel, wo sie stecken!“ —

„Ja, Gott weiß, was das zu bedeuten hat! Ich weiß gar nicht mehr, was ich davon denken soll — ach — oh!“ klagte Tante Anna mit tiefem Seufzen.

Dann winkte sie gewöhnlich den Schwiegertöchtern, und alle drei gingen traurig und langsam zu den Arbeitenden zurück. Tante Anna war froh, daß ihr Mann sich wenigstens über die Abwesenden aussprach: sie hoffte von ihm irgend ein vernünftiges Wort zu hören, welches ihr bekümmertes Mutterherz beruhigen könnte.

Sie ging zu ihm, legte die Hand an die rechte Backe und, ängstlich den Kopf schüttelnd, sagte sie: „Es scheint, daß wir unsere Kinder nicht mehr erwarten dürfen. Wo sind sie jetzt? Ach mein Herz ahnt nichts Gutes!“

Ihre zitternde Stimme ließ vermuthen, daß sie sich im nächsten Augenblick auf die Erde werfen und jammern und schreien werde.

„Hör' auf, Märrin!“ sagte Gleb. „Sie können immer noch kommen. Warten wir! Sie sind ja Beide keine Kinder; sie haben ihren Verstand und Niemand ist, wie bekannt, sein eigener Feind und stürzt sich muthwillig in's Unglück.“ —

„Du hast Recht, Väterchen, — warten wir; wer weiß, was sie aufhält,“ sagte die Frau Peter's.

„Es ist Nichts! Wahrscheinlich hält der Fluß sie auf,“ sagte plötzlich Gregor.

„Da hat Gregor nicht lange gedacht und schnell entschieden!“ sagte Gleb lachend. — „Hört ihr's, an dem Flusse lag's, und wir haben's nicht errathen. Ach Gregor, du bist ein pfffiger Kopf! — Bei Gott dauert's nicht lange, aber bei dir ist es sogleich entschieden! — Also die Flüsse hinderten sie! Aber wie sind denn die andern Leute hierher gekommen? Und die Rähne? — die haben sie wohl unter die Arme genommen — he? Ach du ...! Wenn die Flüsse frei wären, so wären Basil und Peter längst hier!“ und auf die Oka zeigend, fuhr er fort: „denn alle Flüsse gehen einen Weg, wie unsere Oka da! Längst spazierten dann auch wir darauf. Du bist

ein gescheiter Kerl, das muß man dir lassen! Was meinst du dazu, Basilia?" fragte er, spöttisch die Frau Basil's ansehend, diese.

Basilia, gewöhnlich sehr geschwätzig, antwortete nicht. Sie war erst ein Jahr verheirathet und schämte sich ihre Meinung zu äußern — die Gegenwärtigen hätten ja aus ihren Reden auf ihr Gefühl für ihren Mann schließen können. Möglich ist es aber auch, daß sie weder etwas dachte noch etwas fühlte; denn nur einen Monat nach der Hochzeit war sie mit ihrem Manne zusammen geblieben, dann mußte er fort und sie hatte ihn seit dieser Zeit nicht wieder gesehen.

„Nun, Gregor, bist du noch immer der Meinung, daß die Flüsse sie hinderten?" frug Gleb diesen lächelnd.

„Frage Johann, der weiß es besser als ich," antwortete Gregor, einen Blick auf den Sohn des Hauses werfend, welcher Fischreusen ausbesserte und anscheinend so vertieft in seine Arbeit war, daß er Nichts von dem bemerkte, was sich um ihn herum zutrug.

„Du bist ja so still, Johann? Was meinst du denn, weswegen die Brüder (hol' sie der Teufel!) ausbleiben?" sagte Gleb, der immer großes Vergnügen daran fand, die beiden jungen Leute gegen einander zu hegen.

„Wie kann ich das wissen, Väterchen!" antwortete der Sohn ruhig; — „wenn ich mit ihnen

gegangen wäre, so könnte ich dir's vielleicht sagen. Gott weiß, warum sie nicht kommen."

Er sah auf die Mutter, und als er diese still weinen sah, beeilte er sich hinzuzusetzen:

"Es muß sein, daß sie mit der Arbeit nicht fertig wurden. Mit Gottes Hülfe werden sie schon noch kommen."

"Nun, das ist doch endlich vernünftig gesprochen — lange gedacht und gut geschwiegen!" sagte der Vater, selbstzufrieden seinen verwirrten Bart streichend. — Dann aber, sich plötzlich zu den Schwiegertöchtern und der Frau wendend, fuhr er fort: "Was steht und gafft ihr? Denkt ihr, wenn ihr vom Morgen bis zum Abend am Ufer steht, so kommen sie schneller? Habt ihr keine Arbeit? he?"

Tante Anna und ihre Schwiegertöchter warfen noch einen Blick auf's ferne Ufer und einen Seufzer unterdrückend, begaben sie sich zu ihren Beschäftigungen.

Die Fröhlichkeit des alten Fischers, nicht mehr angeregt durch die Gegenwart der Frauen und die Worte der jüngeren Kinder, welche schweigend fortarbeiteten, verging nach und nach und machte einem ernstlichen Nachdenken Platz. Um Peter und Basil beunruhigte er sich nicht; sie waren ja keine Kinder mehr, sondern verständige Menschen. Sie hatten lange genug gelebt, um zu wissen, was zu thun sei und was nicht. Der unsichere Zustand des Weges und Flusses war ihnen zu wohl bekannt, als daß man irgend eine Uebereilung von ihnen hätte be-

fürchten sollen. Wahrscheinlich hielt sie ein wichtigeres Geschäft so lange auf. Vielleicht, daß sie mit dem Meister die Rechnung nicht beendigt hatten, oder auch, sie konnten sich betrunken haben, was wenigstens bei Peter gar nicht unwahrscheinlich war. So dachte Gleb und überließ es den Weibern, sich vor allerlei eingebildeten Gefahren zu fürchten. Er sah nur selten nach der Seite, von welcher Peter und Basil kommen mußten.

Es war etwas Anderes, was Gleb's Gedanken in diesem Augenblicke beschäftigte. Seit einiger Zeit wendeten sich seine Blicke öfter auf den jüngsten Sohn, an welchem er schon lange eine große Veränderung bemerkt hatte. Johann war nämlich auffallend mager geworden, seine frühere Fröhlichkeit hatte ihn gänzlich verlassen, zuweilen zeigte er sich sogar mürrisch und widerspenstig. Der alte Gleb hatte ihn schon verschiedene Male nach der Ursache dieser Veränderung gefragt, er hatte ihm sogar mit einer handgreiflichen guten Lehre gedroht, wenn er dahinter komme, daß etwas ihm Mißfälliges die Schuld dieses veränderten Benehmens sei — er erfuhr aber Nichts; Johann fertigte ihn gewöhnlich mit leeren, nichtsagenden Antworten ab, stellte in Abrede, daß er jetzt anders sei als früher, er habe kein besonderes Uebel an sich, kurz er gab keine befriedigende Erklärung. Aber mehr als Alles fürchtete Gleb den Tiefsinn, in welchen Johann ganz augenscheinlich von Tag zu Tage mehr versank. Dieser Umstand war es, welcher dem alten Fischer

besonders stark an dem Tage im Kopfe herumging, von welchem wir jetzt reden.

„Es ist wunderbar, bei seinen Brüdern war nichts von alledem zu bemerken,“ dachte er, indem er unter seinen dichten zusammengezogenen Augenbrauen hervor zu Johann hinüberblickte, „auch an Gregor sieht man nichts dergleichen, er ist ein Bursch wie ein Bursch sein muß — fest und ungebunden; er singt seine Lieder, schwätzt mit den Frauen, manchmal muß man ihm sogar Einhalt thun. Aber mein Johann ist, man sieht's ihm an, ohne Appetit, das Brod ist rein an ihm verloren, es schmeckt ihm nicht, mit einem Wort: er fränfelt so hin! Und man weiß nicht warum; er will nicht mit der Sprache heraus. Man muß ihn verheirathen, das ist's. Freilich er scheint nicht viel auf die Tochter Konrad's zu halten, den ganzen Winter ging er nicht ein einziges Mal hin; vielleicht paßt ihm ihre Gemüthsart nicht — thut nichts; sind sie verheirathet, wird sie ihm schon gefallen.“ So dachte Gleb, behielt aber seine Gedanken noch für sich. —

Diese Entscheidung Gleb's war eine Frucht seines übermäßigen Eigensinns. Der seeische Fischer, der alte Konrad war nach den eignen Worten Gleb's ein Mann, bei welchem, wie man zu sagen pflegt, nicht so viel zu finden war, um einen hungrigen Hund unter dem Tisch hervorzulocken. Seine Tochter hatte folglich keine Aussicht auf eine Mitgift. Der gut rechnende Gleb hätte daher eigentlich keine Aufmerksamkeit auf sie wenden sollen. Aber schon die Ver-

muthung, daß eine solche Wahl von Seiten der Frauen und Verwandten vielleicht ungünstig aufgenommen werden würde, war hinreichend für ihn, ihm die Sache plausibel zu machen, ja sie schon als entschieden anzusehen. Sein Eigensinn war stärker, als selbst die Berechnung.

„Lange schon wäre die Sache fertig, wenn das Bauen, die neuen Gebäude nicht so nöthig gewesen wären — aber es wird hohe Zeit, daß die Geschichte in Ordnung kommt. Auf Ostern werde ich mit ihm zu Konrad gehn: wir verloben die Beiden und dann ist's vorbei. Hoffentlich wird er dann auch wieder fröhlich werden. Ja ich denke eben darum langweilt er sich, weil er noch keine Frau hat. Solche Jungen sah ich schon öfter; sie magern ab und magern ab, und sind sie verheirathet, so ist auch die Noth vorbei. Aber warum ist er so tief-sinnig? — Der Teufel weiß es — ich weiß es nicht!“

Hier wurden die Ueberlegungen Gleb's von dem durchdringenden Geschrei Anna's, der beiden Schwiegertöchter und der Kinder Peter's unterbrochen, die Alle wie wahnsinnig zur Pforte hinausliefen, indem sie mit den Händen in der Luft winkten und fochten.

„Ach mein Gott! sie! die Lieblinge! sie! sie kommen! sie! sie!“ schrie Tante Anna, Allen voran laufend und mit der rechten Hand das Tuch auf dem Kopfe haltend: „sie kommen — sie kommen! Hochheilige Mutter! sie!“ rief sie aus, indem sie

über die Fischerhacken sprang, deren Schuh auf den Knieen des Mannes lag.

„Sie kommen! bei Gott, da sind sie!“ schriegen die Schwiegertöchter und die Kinder, indem sie sich mit Ungestüm bei den Arbeitenden vorbeidrängten und die Fischreusen anhakten, welche überall umherlagen.

„Was für ein unsinniges Geschrei! — die Berrückten! Das ist ja, um selbst toll zu werden!“ sagte Gleb aufstehend und den laufenden Frauen mit dem Anschein des äußersten Zweifels nachsehend. „Kinder!“ fuhr er fort, indem er sich zu Gregor und Johann wandte: „geht ihnen schnell nach, damit sie sich in ihrer Thorheit nicht etwa gar in's Wasser stürzen. Ach ihr Weiber! ihr dummen Weiber! — Aber wohin lauft ihr denn?“ rief er, Johann und Gregor nacheilend, welche die Richtung zum Ruheplatz einschlugen; „steht! he! — nein da laufen sie, die Unsinnigen! Nun was habt ihr? Warum lärmen sie denn, die Narrinnen!“ rief er aus, die Frauen einholend, welche sich nur mit Mühe von Gregor und Johann auf dem Ufer zurückhalten ließen.

„Ach mein Gott, da sind sie — die Lieblinge! sie!“ schriegen die Frauen und mehr als Alle Tante Anna.

In der That sah man am jenseitigen Ufer der Oka Leute; sie erschienen nicht größer als kleine Finger, aber doch erkannte man an ihren Bewegungen deutlich, daß sie sich zum Ueberschreiten des Flusses

anschießen und die dazu passendste Stelle aus-
suchten.

„Wahrscheinlich ist der Platz da gefährlich; steh,
wie sie sich umblicken!“ sagte die Frau Peter's, in-
dem sie ängstlich hin- und hertrippelte.

„Väterchen, ach Väterchen — unsere Kinder! —
unser Peter — unser Basil! Ach unsere Lieblinge!“
schrie Tante Anna mit einer Stimme, die sich wie
ein verzweifelter Schluchzen anhörte.

„Väterchen kommt, Väterchen kommt!“ schriegen
auch die Knaben.

„Nun schreien die auch noch! — still, ihr klei-
nen Fische!“ rief Gleb den Kindern zu; und sich zu
den Weibern wendend, fuhr er fort: „Ihr habt
nun genug geschrien! Ei, Alte, was hast du noch
für eine Stimme! Aber gebt Einem doch Zeit zu
sehen; es kann ja sein, daß sie es gar nicht sind.“

„Und sie sind es auch nicht!“ rief plötzlich Gre-
gor, der die Wanderer mit aufmerksamen Blicken
verfolgte und sah, wie sie sich, Kreise auf den Eis-
schollen beschreibend, vorwärts bewegten.

„Nein, sie sind es nicht!“ sagte Johann.

„Da habt ihr's, ihr Elstern!“ sagte Gleb rauh
zu den Frauen.

Diese standen wie versteinert. Ungeachtet sie
sich schon zwanzig Mal in dieser Art getäuscht hat-
ten, wollte es ihnen doch nicht in den Kopf, daß
sich andere Leute als Peter und Basil auf der Oka
zeigen könnten. Bald jedoch fanden nicht nur ihre
Hände und Beine die Bewegung wieder, sondern

auch ihre Zunge ward wieder lebendig. Sie eilten zu Oleb, Johann und Gregor, welche auf dem äußersten Uferrande standen und die Wanderer vor den gefährlichen Stellen warnten, indem sie ihnen zuriefen, eine andere Richtung zu nehmen; die Frauen schrieen ebenso laut wie der alte Fischer und die beiden jungen Leute, gerade, als ob sie dadurch ihren früheren Irrthum hätten gut machen können.

Der Fischer und seine Angehörigen schwebten für das Leben der Fremden in der größten Furcht, und dieses hing in der That, wie man zu sagen pflegt, nur an einem einzigen Haar. Zuweilen ging ihnen das Wasser bis an die Knie; dann wieder waren sie genöthigt die Löcher im Eis zu umgehen oder über breite Risse zu springen, die plötzlich zu ihren Füßen gähnten. Wege waren überhaupt nicht zu sehen, die Fremden mußten auf's Gerathewohl gehen; wo das Eis hielt, dahin setzten sie den Fuß.

„He, Brüder, haltet euch links — links haltet euch! geht nicht gerade aus!“ schrie Oleb.

„Geht nicht gerade aus, geht links! — Ach du Gott, in einem Nu wird das Eis brechen!“ begleiteten die Frauen.

Aber die Reisenden, fünf an der Zahl, obgleich sie, wie es schien, aufmerksam den Stimmen der Leute auf dem Ufer horchten, gingen dessenungeachtet ihren Weg fort. Als wenn sie sich das Wort gegeben hätten, traten Alle in dieselben Vertiefungen, welche die Holzschuhe ihres Anführers — eines

stämmigen, bejahrten Mannes, mit einer sehr großen Säge auf der rechten Schulter — hervorgebracht hatten; dieser aber hörte auf keinen Rath, er schien unter irgend einem geheimnißvollen Einflusse zu handeln.

„Seht den Verwegnen! Gleich werden sie einbrechen!“ sagte Gleb.

„Sie werden einbrechen — gewiß sie werden einbrechen! Ach du mein Gott!“ bekräftigten die Frauen.

„Ei, Kinder!“ schrie Gleb von Neuem, als die Wanderer sich dem Platze näherten, wo der Fluß einem langen See glich: „haltet an, sage ich euch, steht, geht nicht weiter!“

Auf diesen Zuruf blieb der Anführer mit der Säge auf der Schulter stehen; ein Gleiches thaten auch die Andern.

„He?“ schrie der Führer fragend den am Ufer Stehenden zu.

„Geht nicht gerade aus! Seht ihr denn nicht?“ rief Gleb.

„Weshalb?“ fragte der Führer.

„Damit du das Wasser nicht schmeckst: du wirst einbrechen — darum! Geht rund herum, sagt man! — Vor einigen Tagen sank der Sosnowfische Fischer da auch ein mit seinem Karren! —

„Raum daß sie ihn herauszogen!“ sagten die Frauen wie mit einer Stimme.

Der Führer machte einen Schritt rückwärts und schob die Mütze zurecht. Dann sah er rechts —

das Wasser überschwemmte den Fluß in weiter Entfernung; er sah links — dahin erstreckte sich das Wasser noch weiter. Er rückte von Neuem an seiner Mütze, schüttelte die Säge und ging dann wie blind und toll gerade aus, blieb jedoch dann und wann stehen und fühlte mit den Füßen nach dem Eise, das unter dem Wasser versteckt war. Die Uebrigen folgten ihm wie Hämmer.

Auf dem Ufer herrschte währenddem tiefes Schweigen; sie sprachen nur mit den Augen und folgten ängstlich jeder Bewegung der Verwagenden, welche von Minute zu Minute in größere Gefahr kamen einzusinken und unterzutauchen auf den Grund des Flusses, um, wie Oleb sagte, „das Wasser zu probiren.“

Elftes Kapitel.

Die Reisenden.

Aber die Verwegenen brachen nicht ein; sie kamen vielmehr, immer ihrem Führer folgend und wie dieser bis an die Knie im Wasser wattend, nach etniger Zeit glücklich heraus auf Eisschollen, die noch nicht überschwemmt waren und sie nur noch etwa hundert Schritte vom Ufer trennten.

Es waren Säger und Wollkämmer, Wolnatiow, wie man sie insbesondere auf dem Lande nennt. Die Letzteren waren an den langen schwarzen Stangen zu erkennen, die einem Contrabaß-Fidelbogen nicht unähnlich sind, mit dem Unterschiede jedoch, daß die Haare durch dicke Saiten von Ochsensehnen ersetzt waren; diese Fidelbogen trugen sie auf dem Rücken und sie ragten ihnen hinter der Schulter wie die Flinten bei den Tscherkessen hervor. Breite polirte Sägen schaukelten sich auf den Schultern der andern Männer. Außer diesen In-

strumenten sah man auf dem Rücken beinahe eines Jeden noch einen leinenen Sack, welcher, nach seinem Umfang zu urtheilen, ein Hemd und vielleicht das erarbeitete Geld, in Lappen eingewickelt, enthalten mochte. Nächst dem Sack oder auf dem oberen Ende der Säge und des Fiedelbogens zeigten sich Stiefeln, Morcheln ähnlich, welche die Besitzer sichtlich höher schätzten als die eignen Füße, die mit sehr untauglichen Bastschuhen, die frei das Wasser durchließen, bekleidet waren.

Indessen erreichten alle Sechs das Ufer. Ihre Gesichter drückten eine solche Sorglosigkeit und Ruhe aus, als wenn sie auf geradester Straße gegangen wären. Nur der Anführer schüttelte die Säge und sagte:

„Das war ein schöner Weg!“

„Jawohl, Freunde, jawohl!“ antwortete Gled lächelnd. „Nun, Brüder,“ fuhr er fort, „wir sahen euch zu; gewandte, verwegene Menschen seid ihr — das muß man sagen!“

„Wie denn — mein Gott — so so — ei ei!“ sagten die Frauen, neugierig die Ankömmlinge betrachtend.

Der Führer nahm die niedrige Mütze ab, die mit Lumpen weißen Schaffells besetzt war, ließ das Ende der Säge zur Erde herunter und trampelte mit den Beinen, so daß das Wasser auf die Umstehenden spritzte.

Dieses Experiment belustigte besonders den einen Gefährten des Führers sehr — einen jungen

starken Burschen mit dummer Physiognomie, spitzer neugieriger Nase und Zähnen, weiß wie Zucker.

„Ach Nesod — — o, o! hol' dich der Teufel! — ha ha ha!“ rief er und lachte dabei so unbändig, daß ihm die vollen Backen zitterten.

Nesod, der Führer, war ungefähr funfzig Jahre alt. Sein spärliches Haupthaar ließ stark den rothen, platten, geglätteten Scheitel sehn; seine Nase, mit komisch aufgezogenen Nasenlöchern, war so hellroth, daß es schien, als ob sie ihr Licht auf die übrigen Theile des Gesichts zurückwürfe; diese Nase, im Verein mit den trüben gläsernen Augen, sprach deutlich dafür, daß Nesod gern eine Quarte trank und erst unlängst ein Räuschchen gehabt hatte. Hinter dem Rücken Nesod's waren weder Holzschuhe noch Sack, alle seine Habe beschränkte sich auf die Säge und eine Pfeife von der Größe eines Fingerhuts. Das benagte Rohr dieser Pfeife sah aus der Seitentasche eines ganz untauglichen kurzen Pelzes hervor, und den Faullenzler und Säufer erkannte man an jedem Risse seiner Kleidung. Kurz, Nesod ließ auf den ersten Blick erkennen, daß er zu der Sorte von Leuten gehörte, welche in der Sprache des gemeinen Volks gewöhnlich „Kneiper“ heißen.

„Nun, Brüder, Gott war euch gnädig!“ fuhr Gieb fort, seine dichten Augenbrauen stark aufziehend. „Ich glaubte nicht euch auf unserem Ufer zu sehn; an derselben Stelle, wo ihr durch das Wasser gingt, sank gestern der Karren des Sosnowfischen Müllers unter.“ — —

„Raum daß sie ihn herauszogen!“ bemerkten die Frauen mit solcher Lebhaftigkeit, als wäre das Unglück jetzt eben erst geschehen.

„Ich wundere mich wahrhaftig, wie Gott euch begnadigte,“ fuhr der alte Fischer fort; „das Eis war ja schon ganz unterwühlt — schon fast ganz in Stücken; eine schlechte Stütze, wird einen wie nichts betrügen!“ —

„Das ist nichts, wie ihr seht; wir gingen doch durch; wir haben uns nur ein wenig die Fußspitzen naß gemacht!“ sagte Nefod mit heiserer, sich überschlagender Stimme, indem er die bis zu den Knien durchnäßten Beine auseinander stellte und die Bastschuhe besah.

Alle lachten und der junge Bursch mit den weißen Zähnen lachte am meisten; seine Müze sogar schielte und seine Knie knickten ein.

Während des ganzen vorhergehenden Gesprächs folgte er jeder Bewegung Nefod's, und so wie dieser nur Miene machte ein Wort zu sprechen oder nur die Hand erhob oder den Kopf bewegte, so waren die Ohren des jungen Burschen auch gespißt; er öffnete schon im voraus den Mund, zeigte die Zähne, sah die Anwesenden an, als ob er sagen wollte: hört, was Nefod sagen will! und fiel sogleich um vor rasendem Lachen. Das Sonderbarste war, daß, obgleich weder in dem Benehmen noch in den Worten Nefod's etwas besonders Lächerliches oder Witziges sich kundgab, doch Alle dem Beispiele des jungen Menschen folgten.

„Von woher kommt ihr, Brüder?“ frug Gleb.

„Aus Serpuchow,“ antwortete einer von den Wollkämmern.

„Und wir aus Schuscheloff! Kennt ihr Schuscheloff?“ sagte Nefod.

Der junge Bursch blinzelte mit den Augen und öffnete den Mund.

„Gehört? ja, gehört hab' ich davon, aber ich war nicht dort,“ sagte Gleb; „ist's weit von hier?“

„Ja wohl — du wirst es nicht mit der Hand friegen.“

Alle lachten.

„Er ist von da, alle Wollkämmer sind von da,“ sagte der erste Wollkämmer.

„Wohin führt Gott euch?“

„Nach Nefan — nicht in die Stadt selbst, aber nebenan in's Dorf. Alle gehn wir an einen Ort,“ antwortete der Wollkämmer.

„S — — o — — —“ murmelte Gleb.

„Mein Gott,“ sagte plötzlich Tante Anna, „begegnetet ihr nicht unsern Kindern, Freunde?“

„Wahrscheinlich begegneten wir ihnen: Grüßt, sagten sie, das Mütterchen, küßt ihr die Hände!“ antwortete Nefod zum unbeschreiblichen Entzücken des jungen Mannes; aber Gleb unterbrach ihn.

„Närrin,“ sagte er zur Frau, „stehst du denn nicht, wie sie lachen? Wenn sie auch den Kindern begegnet wären, sie kennen sie ja nicht; es steht ihnen doch nicht auf der Stirn geschrieben, daß sie unsere Kinder sind.“

„Ja — ich dachte nur so — Väterchen — vielleicht hätten sie“ —

„Geh nur, geh, Alte! — genug des Unsinn und der Albernheiten!“ sagte der Bauer, leicht die Frau an den Schultern umdrehend. „Geh auch ihr, Frauen! Das Schwätzen ist völlig unnütz; aber es ist Zeit zur Arbeit.“

„Wie ist's, zum Beispiel, mein Guter, nennen Sie sich nicht Gleb?“ fragte einer von den Wollkämmern, ein Mann, mager und lang wie eine Stange, mit glatten gelben Haaren und blassen, schläfrigen und leblosen Taubenaugen. Er stand unter dem Haufen seiner Gefährten wie ein Strauß unter Truthennen, sprach mit dumpfer Grabesstimme, senkte bei jedem Worte nachdenklich die Augen, welche mit weißen Augenwimpern geschmückt waren, und bemühte sich sichtlich, sich das Aussehn eines vernünftigen und außergewöhnlich klugen, wohl auch, wenn es sein konnte, gelehrten Mannes zu geben.

Gleb gab eine bejahende Antwort.

„Euch, lieber Mann, zum Beispiel, ist ein Gruß geschickt,“ sagte mit Würde der verständige Wollkämmer.

„Wer läßt mich grüßen?“

„Ihr werdet vorbeigehen,“ sagte er, über die Dka, auf dem Wege nach Sosnowki, sagte er, und ...“

„Nun geh, Kalbsauge! Was ist da ein Langes und Breites zu trättschen! Dehnt der Kerl die

Worte, wie wenn man ein Joch mit Zangen anlegt!" unterbrach ihn grob Nefod. „Es befahl dich zu grüßen der Alte von Komarewa, Konrad heißt er — das ist Alles!"

Der lange Wollkämmer wendete sich verächtlich ab; denn die Grobheit Nefod's hatte sein zartes Gefühl für Schicklichkeit, welches ihm gebot, Jedermann mit Sie anzureden, empfindlich verletzt.

„Ach so, der seeische Fischer!" sagte Gleb; „nun wie geht's ihm denn? seit Wochen sah ich ihn nicht; er zog bei dem hohen Wasserstande vom See nach Komarewa — die Arbeit dort langweilt ihn, glaub' ich; denn der Alte ist eifersüchtig auf sein Geschäft."

Der Wollkämmer machte schon die Augen zu, um etwas zu sagen, aber Nefod unterbrach ihn:

„Von Geschäften sprach er nicht; er befahl nur euch zu grüßen! Aber was stehen wir denn hier, Brüder?" fuhr er fort, die Säge nehmend. „Gehen wir in's Haus! Schwager Gleb hat Stroh genug, er wird uns gewiß so viel geben, damit wir unsere Bastschuhe besetzen können."

„Was? verweilt doch! Freilich kann ich euch Stroh geben," erwiderte Gleb, indem er langsam dem Fluß den Rücken kehrte und nach dem Plaze ging, wo er vorher gearbeitet hatte.

Die Reisenden nahmen ihre Säcke und gingen ihm nach.

„Wie ist's, Schwager Gleb, bei dir mit dem Branntwein?" sagte plötzlich Nefod, das linke Auge zusammenkneifend und blinzeln.

„Wir beschäftigen uns damit nicht.“
 „Schlechtes Geschäft!“ sagte gewichtig der fluge Wollkämmer, doch so, daß der ungebildete Nefod es nicht hören konnte.

„Genug, Schwager! Ho ho! Du denkst, weil mein Kasten zerrissen ist, so verlange ich den Branntwein umsonst?“ fuhr Nefod fort.

„Wir wissen, daß du nichts umsonst verlangst,“ entgegnete Gleb spöttisch; „man muß nicht nach deinen Bastschuhen urtheilen: die Stiefel sind in dem Schlitten! Du bist gewiß nur deshalb lüstern, weil du viel Geld hast — nicht wahr?“

„Gieb nur; ich werde nichts schuldig bleiben!“ schrie Nefod, indem er eilig die Tabackspfeife herauszog und dabei die leeren Taschen umwendete.

Es erhob sich ein unmäßiges Gelächter.

„In seinen Taschen ist, wie es scheint, die Auszehrung.“

„Nein, es ist nur ein Riß darin.“

„Fährt man in die Tasche, so greift man in ein Loch.“

„Ach du ...!“ sagte Gleb lächelnd.

„Was fletschest du die Zähne, Dummkopf?“ schalt Nefod; „freilich habe ich das Geld nicht bei mir. denn es ist gefährlich Geld bei sich zu tragen, ich habe es mit der Post nach Hause geschickt. Aber hier in Sosnowki hab' ich eine Tante, der werd' ich sagen, daß sie dir das Geld schickt für den Branntwein. Ich will verdammt sein, wenn es nicht so ist.“

„Wie heißt sie? — ich kenne Jeden in Sosnowfi.“

„Matrenoi — das erste Haus an der Ecke —“

„Warum erzähltest du uns denn nichts von dieser Tante?“ fragte einer von den Sägern.

„Weshalb denn? — Ich will verdammt sein, wenn die Tante nicht da ist.“ —

„Nein, Bruder, sie ist nicht da; wahrscheinlich ist sie fortgelaufen,“ sagte lächelnd Gleb.

„Ei!“ schrie Mesod, indem er mit der Hand abwehrte und langsam vorwärts ging, begleitet von dem jungen Burschen, welcher unaufhörlich lachte und sich beide Seiten hielt.

„Der Mann hat wohl keine Kinder?“ fragte Gleb, mit dem Kopf auf Mesod zeigend.

„Keine Kinder? — acht Kinder hat er, eins immer kleiner als das andere,“ antwortete einer von den Sägern; aber er ist ein Hans Liederlich: so lange er Geld hat, so lange säuft er auch. Ich glaube nicht, daß er eine Kopeke mit nach Hause bringen wird.“

„Bernunft hat der Mensch, zum Beispiel, nicht,“ sagte der lange Wollkämmer, die Augen schließend; „wahrscheinlich gefällt's ihm so besser.“

„Da, Brüder, verweilt, erholt euch,“ sagte Gleb, als Alle zu den Rähnen kamen. „Ihr aber habt lange genug Maulaffen feil gehabt — geht an eure Arbeit!“ sagte er zu Johann und Gregor, welche bis dahin dem Gespräch zugehört hatten.

Nun wandte sich der alte Fischer zu der Pforte

und befahl der Frau Basil's, einen Arm voll Stroh herbeizubringen.

„Ei, Basilchen, meine Liebe!“ rief Nesod, indem er sich zwischen den Fischreusen ausstreckte, „bringe den Kwas mit — den Mund auszuspülen; die Gurgel ist mir ganz vertrocknet!“

„Das kommt vom Taback, der macht den Hals trocken,“ sagte spottend der Fischer. „Da hast du ja auch ein Pfeifenrohr,“ fuhr er fort; „du rauchst wohl auch? Wie es scheint, bist du auf alle Hände erfahren.“

Anstatt der Antwort wendete sich Nesod auf die andere Seite und der Junge steckte ihm das Pfeifenrohr in den Mund.

„Warum hast du sie denn nicht angezündet? oder hast du keinen Taback mehr?“

„Ich hab' ihn mit den Stiefeln in Komarewa verloren.“

„Nun, ich brauche auch keinen Taback, ich habe ja den ganzen Weg ohne Unterbrechung geraucht, der ganze Mund ist mir vertrocknet.“

„O, o! Nesod, du Spaßvogel — o!“ rief von Neuem der junge Mann.

„Er hat die ganze Zeit daher keinen Taback gehabt, sondern nur immer an dem Rohre genagt,“ sagte einer von den Sägern.

Währenddem war der Kwas und das Stroh angekommen. Die Reisenden nahmen ihre feuchten Bastschuhe und machten sich daran, sie mit Stroh zu besetzen; neben ihnen arbeiteten Gled und seine

beiden jungen Gehülften. An dem Gespräche, das sich jetzt von Neuem entspann, nahm Mesod keinen Antheil, er hatte sich mit dem Rücken an den Kahn gelehnt, hielt das Pfeifenrohr im Munde und that, als ob er aufmerksam zuhörte; bald jedoch schlossen sich seine Augen, die Lippen hingen herab, der Kopf fiel auf die Seite und riß den Körper mit herab, welcher, nach und nach sich ebenfalls auf die Seite neigend, endlich zur Erde polterte. Aber Mesod fühlte dies nicht; er bemerkte es auch nicht, daß ihm die Pfeife aus dem Munde fiel, sondern schnarchte nach einer Minute so sehr, daß die Kummen seines Arms, der ihm beim Fall mit der Hand zugleich unter den Kopf gerathen war, sich hin- und herbewegten. Einige Fußtritte, die er mit gutem Erfolg in die Seite des jungen Burschen mit den weißen Zähnen gerichtet hatte, hatten diesen vor einem neuen Ausbruch seines unmäßigen Gelächters gewarnt, und von dieser Minute an glich Mesod's Gesicht buchstäblich einem Stück Holz. Nach und nach trübten sich auch die Blicke des jungen Menschen, auch er streckte sich auf die Erde nieder und schlief, die Mühe als Rissen unter dem Kopfe, bald ein; seinem Beispiele folgten noch zwei seiner Gefährten.

Unter den Wachenden wurde inzwischen das Gespräch fortgesetzt.

„Es ist eine bekannte Sache, daß die Wege um diese Zeit schlecht sind. Zu verwundern ist's nur, daß diesmal der Fluß noch steht; in andern

Jahren war er längst in den Ufern. — Freilich die Fröste waren arg — das Eis hatte sich gut befestigt, darum hält es sich auch länger.“

„Aber es wäre nun Zeit, aufzugehen! Wie warm es ist! Die feuchte Hand wird nicht kalt im Winde. Raben und Lerchen sind seit drei Wochen schon da,“ sagte Gleb, indem er mit dem Hammer eiserne Spitzen an die Barke schlug.

„Ja die Raben flogen schon an; ich sah selbst zwei auf dem Wege,“ sagte einer von den wachenden Sägern, ein kleiner Mann, dessen spitziger Bart ohne Zweifel in geheimer Verbindung mit seiner Zunge stehen mußte, denn so wie der Mann die Zunge bewegte, bewegte sich auch sein Bart. —

„Wie ist's, Bruder Gleb,“ fuhr er fort: „ist es wahr, daß die Raben in dieser Zeit ihre Kinder in den Buhnen (Löchern im Eise) baden? Man sagt, sie lassen sie nach diesem Bade frei, um ein eignes Familienleben anzufangen. — Hörtest du auch davon?“

„Wie sollte ich es nicht hören? freilich hörte ich's. Gesehen habe ich's zwar nicht selbst, aber von den Alten hörte ich es mehr als einmal erzählen,“ antwortete Gleb, dessen scherzhafte Stimmung, auf Augenblicke durch die Reden Nesod's hervorgerufen, merklich abnahm.

„Ich meine, Alles dieses ist nur leeres Gerede,“ sagte mit gewichtigem Tone der lange Wollkämmer.

„Weshalb denn? Es kann recht gut sein, daß es so ist, wie man sagt; auf der Welt giebt's ja noch größere Wunder. So zum Beispiel wäre es für den

Landmann schon längst Zeit sich über die Winter-
saat zu freuen, und für uns, das Fischerneß aus-
zuwerfen; aber auf den Feldern liegt der Schnee
noch in großen Schichten und der Fluß ist mit Eis
bedeckt," sagte Gleb, sich zu dem Wollkämmer wen-
dend, welcher mit blinzeln den Augen und, wie es
schien, in tiefe Gedanken versenkt dasaß. „Es ist
nichts Wunderbares," fuhr der Fischer fort, „wenn
ihr erwartet, daß „nach dem Großvater der Enkel
kommen wird,"*) daß noch neuer Schnee fallen wird.
Ich erinnere mich, wie einmal schon der Frühling
anfang, wie die Blätter sich wie Hasenohren öff-
neten und die Knospen schon auf den Bäumen
waren, da plötzlich, Gott weiß wo er herkam, fiel
dichter Schnee; in einer Nacht lag er kniehoch, und
dabei war's ein Unwetter aus dem Norden — Gott
behüte! Es scheint, daß es dieses Jahr auch so sein
wird."

„Alles kann sein — Alles — wenn es Gottes
Wille ist," erwiderte der Wollkämmer und senkte
nachdenklich den Kopf.

„Weshalb vermuthest du, daß wir Schnee be-
kommen werden?" fragte der Säger mit dem spi-
ßen Bart.

„Freilich steht Alles in Gottes Hand und Nichts
geschieht ohne seinen Willen," sagte Gleb, „aber ich

*) So sagt man von dem letzten Frühlingschnee, wel-
cher auf den alten Schnee fällt, sich sogleich in Wasser ver-
wandelt und in die Erde eindringt.

urtheile so nach Anzeichen. Da jetzt z. B. bei dem Schwiegervater meines ältesten Sohns, in Sosnowki, da stehen die Kühe — er hält sie für die Kinder, denn denen kann man nicht immer Brod und Kohl geben, sie wollen auch einmal Milch schlürfen — nun, so sag' ich, da stehen jetzt die Kühe, rühren und regen sich nicht; da, paßt auf, da giebt's wieder Schnee. Das ist so sicher wie die fünf Finger an der Hand. Das Vieh fühlt den Frühling besser vorher als der Mensch. Wenn der Frühling einmal sicher ist, läßt sich das Vieh nicht im Stall halten; Schaf oder Kuh, alles schreit, und lässest du sie frei, da laufen sie dir auf die Stauden los und dann sammle sie 'mal wieder. — Seht ihr, solche Zeichen lügen nicht."

"Ja, obgleich es keine Vernunft hat, aber es fühlt," sagte der Säger, den Spizbart schüttelnd. "Trotz des Schnees kommt indeß der Frühling, ein wenig früher oder später, das ist gleichgültig. Aber unser Vieh ist schlecht — was kann die Ursache davon sein?"

"Wie so schlecht?"

"Es wirft den Schweif zurück — dann stirbt Alles. Gott weiß, was das ist!"

"Es ist wirklich so, es ist viel Viehsterben," sagte der Wollkämmer, "ich habe es selbst gesehen."

"Was kann das für einen Grund haben? Man sagt, diese Krankheit, die Pest, glaub' ich, heißt sie, komme nicht von selbst, sondern ein böser Mann bringe sie," sagte der Säger.

Dazu lächelte der lange Wollkämmer verächtlich, bedeckte langsam die Augen und schüttelte den Kopf.

„Ich meine, das ist, zum Beispiel, nur leeres Geschwätz,“ sagte er mit dem Gefühl geistiger Ueberlegenheit; „das gemeine Volk hat keinen Verstand und — und schwätzt — und Alles ist albernes Zeug,“ fuhr er fort, indem er auf den alten Fischer mit dem Anschein gegenseitigen Verständnisses blickte und lächeln wollte.

Aber das Gesicht Gleb's blieb zur großen Verwunderung des scharfsinnigen Sceptikers vollkommen ruhig. Ohne die Augen zu erheben, sagte der Fischer mit ernster Stimme:

„Nein, mein Lieber, sag' dies nicht. Leere Reden dauern nicht lange. Aber von dem, was der da sagte, wußten unsere Großväter und Altvordern schon; und wenn ein ganzes Volk an Etwas glaubt, so ist gewiß etwas Wahres daran. Ein einzelner Mensch lügt, meinetwegen; jeder Mensch sagt wohl einmal eine Lüge — aber die Gesammtheit lügt nicht, sie liebt die Wahrheit.“ —

„Es scheint, daß wenn Alle übereinstimmen, so ist Wahrheit darin,“ sagte der Säger. „Ich hörte viel von alten Leuten über dieses Kuhsterben reden; man sagt wirklich, daß der Böse es bringt, daß es nicht von selbst kommt. Da traf es sich einmal mit einem Bauer,“ und hier fing er an so lebhaft zu reden, als wenn er seine eigne Mutter vertheidigen wollte, „der ging weg von der Mühle und

wollte heim nach seinem Hofe fahren. Es war gegen Abend, es dunkelte schon. Er kam auf eine Wiese; da kam plötzlich eine Alte zu ihm, Gott weiß woher. „Fahr mich, Bäterchen!“ sagte sie. „Wohin soll ich dich fahren?“ sagt er; das sagte er ihr: „wohin soll ich dich führen?“ Darauf sagt sie: „Fahr mich, wenn du willst, bis zu deinem Dorfe, ich habe nicht viele Kräfte.“ Darauf sagt er: „Wer bist du?“ „Ich, sagt sie, ich, mein Lieber — sagt sie ihm — ich bin die Frau, die die Rüche wieder gesund macht.“ „Wo hast du denn die Rüche wieder gesund gemacht?“ Darauf sagt sie: „Ich heilte sie bei guten Leuten da herum, aber sie schickten nicht früh genug nach mir, ich konnte sie nicht mehr retten, alles Vieh starb.“ Nun nahm er sie zu sich in den Schlitten; sie fuhren fort, fuhren, fuhren, längst hätten sie zu Hause sein müssen, aber der Böse gab es nicht zu; wohin der Bauer sah, ging die Wiese immer fort; und er wußte nicht, was es sei. Der Mann war vom Alter gebeugt; er nahm seine Mütze ab und bekreuzte sich: „Herr Gott“ — sagte er — „sei uns Sündern gnädig!“ Er sieht sich nach der Alten um, sie ist nicht mehr bei ihm; aber neben seinem Schlitten herlaufend erblickt er einen schwarzen Hund. Nun fand er endlich seinen Weg, kam nach Hause, fuhr in den Hof ein und der Hund lief hinter ihm her. So kam es, daß er den Rühen den Tod mitbrachte. Am andern Morgen war in seinem ganzen Dorfe nicht eine Kuh mehr am Leben!“ endigte der Säger seine Erzählung, in-

dem er sich den Bart glättete, welcher während des Redens unaufhörlich mitgearbeitet hatte.

„Es mag sein, daß viel Wind an dieser Geschichte ist, aber Wahrheit muß ebenfalls dabei sein,“ sagte der Fischer. „Ich meine so: dieses Kuhsterben brachte irgend ein böser Mensch auf unsere russische Erde mit. So bringt man ja auch die Pest aus der Türkei, die kommt ebenfalls nicht von selbst, und die Alte hat man dazu geschaffen und den Hund auch. Die Menschen schwagen gern; man weiß es ja: viel Köpfe, viel Sinne, und Jeder denkt, er habe Recht. Aber dafür gab ja unser Herrgott die Vernunft, daß, wer es vermag, die Wahrheit suchen soll. Nicht Alles muß man nehmen, was im Fluß schwimmt; Wahrheit ist manchmal wie der Gründling im Netz: verwirrt er sich in den Maschen, so sieht man ihn gar nicht, und wenn man die Falten aufmacht, da steht man Alles. Aber genug, Kinder; wir haben jetzt, glaub' ich, keine Ursache zur Furcht; es scheint nicht, daß dieses Jahr Viehsterben sein wird. Wir hatten einen frühzeitigen Herbst im vorigen Jahre, die Blätter fielen beim ersten Schnee ab, das ist aber kein Grund zum Viehsterben.“

„Du irrst dich, Bruder, Alles haucht die Pest aus,“ sagte der Säger. „Man kann nicht wissen, wie bald sie überall ist. Von Serpuchow bis nach Komarewa sahen wir selbst, wie das Vieh fiel. In einem Dorfe ist alles, bis auf das letzte Thier ausgestorben, nicht ein Huf ist geblieben. Wie heißt

„doch das Dorf?“ fragte er den langen Wollkämmer, „du weißt ja, da wo die Rekrutirung war?“

„Welche Rekrutirung?“ fragte Gleb, indem er plötzlich den Kopf erhob.

„Rekruten hoben sie aus — wie heißt es doch, das Dorf? Es sind noch zwei Kirchen — ach, ich vergaß — Li — Lista Muchi, ist es so? — nein, nicht so!“ murmelte der Säger.

Aber Gleb hörte nicht auf den Säger; der sorglose Ausdruck seines Gesichtes war plötzlich verschwunden; er fuhr zerstreut mit der flachen Hand über die Fischerhacken, wie wenn er sich bemühte, die Gedanken zu sammeln; in jedem Zuge seines starken energischen Gesichtes drückte sich Besorgniß aus. Und zur Besorgniß hatte er allerdings guten Grund. Die Sache war nämlich die: Gleb wußte längst, daß bei der nächsten Rekrutirung die Reihe an seiner Familie sein würde, dem Kaiser einen Soldaten zu stellen; eingeschrieben in die Sosnowker Gemeinde, verfolgte er schon seit einigen Jahren die Rekrutirung, obgleich er seine Hausgenossen nichts von seiner Besorgniß merken ließ. Vorbereitet auf den Schlag, dachte der alte Fischer doch nicht, daß er so schnell kommen würde; das Plötzliche verwirrte den Alten, trotzdem er lange vorher alle Umstände überlegt und seine Einrichtungen darnach getroffen hatte. Seine Verwirrung dauerte jedoch nicht lange; nach einer Minute erhob er von Neuem den Kopf und frug anscheinend ganz ruhig:

„Ist wirklich die Rekrutirung im Gange?“

„Wirklich, wir sahen sie selbst; man sagt, daß der Krieg kommt.“

„Es ist gewiß,“ sagte der nachdenkliche Wollkämmer.

„Warum verwunderst du dich denn so? kommt etwa an dich die Reihe?“ fragte der Säger, seinen spitzen Bart zu dem Fischer wendend.

„Nein, die Reihe ist nicht an mir; ich fragte nur so,“ sagte Gleb mit fester, sicherer Stimme, während er einen unruhigen Blick auf Johann und Gregor warf, welche Beide zehn Schritte von ihnen arbeiteten.

Diese waren so eifrig mit ihrer Arbeit beschäftigt, daß sie, wie es schien, nichts von dem Gespräch hörten.

Der kurze, aber durchdringende Blick, den der alte Fischer heimlich auf die jungen Burschen warf, verrieth seine Gedanken ungleich beredter und bestimmter, als jede Erklärung; er richtete sich zuerst auf den eignen Sohn, über dessen Blondkopf er jedoch sogleich zu dem Pflegesohn hinüberglitt, auf welchem er aufmerksam haften blieb. Die Falten auf Gleb's Stirn glätteten sich und sein Gesicht nahm von Neuem den ihm eigenthümlichen festen, gedankenvollen Ausdruck an, welchen es auch beibehielt, als sich Gleb nach und nach wieder in das Gespräch der Säger und Wollkämmer mischte, das unaufhörlich von einem Gegenstande zum andern übersprang. Selbst dann noch behielt es diesen ernstesten Ausdruck, als ein lautes Gelächter des groß-

gähnigen Burschen, in welches auch der Säger laut mit einstimnte, das Erwachen Nefod's ankündigte.

„Nun, Kinder, es ist Zeit zu gehen — steht auf!“ sagte der Säger, indem er seine schlafenden Gefährten anstieß; — „eilt euch, Kinder!“

„Herr Gott, Herr Gott!“ murmelten diese, gähmend und sich reckend.

„'s hilft nichts — steht auf! 's fängt an zu frieren, es dämmt bereits und wir müssen zum Abend in Sosnowki sein. Also sputet euch!“ —

„Ah mein Lieber, wie weit, zum Beispiel, rechnet ihr nach Sosnowki?“ fragte der vernünftige Wollkämmer, sich zum Fischer wendend.

„Sieben Werste,“ antwortete dieser trocken.

„Und muß man immer, zum Beispiel, auf diesem Wege gehen, der hinter eurem Hause auf den Berg führt?“

„Ja,“ antwortete Gleb, nickte mit dem Kopfe und wandte sich ab.

Das Zartgefühl des Wollkämmer's schien durch diesen unceremoniösen Abschied des Fischers beleidigt zu sein; er richtete sich im Gefühl seiner Würde auf, senkte die Augen, als ob er sich vorbereitete eine scharfsinnige Bemerkung zu machen, besann sich jedoch anders, nahm den Sack auf, warf den Fidelebogen auf den Rücken und ging, trocken grüßend, seines Weges.

„Nun Kinder, gehn wir!“ sagte inzwischen der Säger, indem er den Gefährten in ihrem Bemühen sich zur Abreise zu rüsten beistand; „wir werden

nach Sosnowki zu Nefod's Tante gehen, bei ihr wollen wir übernachten!"

„Ha ha! Nefod! — sieh — Narr — Spaßmacher — ha ha!“ lachte der Bursche mit den weißen Zähnen und blickte auf Nefod, welcher stöhnte und sich mürrisch die verwirrten Haare zurecht strich.

„Was fletschest du die Zähne? soll ich dir den Rücken bläuen?“ schrie Nefod mit einer Stimme, der man's anhörte, daß der feste Schlaf seinen Rausch überwunden und ihm den Kopf wieder leicht gemacht hatte; in diesem Zustande war Nefod stets finster und ungesellig.

Er steckte die Pfeife in die Tasche, erhob die Säge, drückte die Mütze in's Gesicht und, ohne sich um die Gefährten zu bekümmern, welche von dem Fischer Abschied nahmen, verließ er den Ruheplatz; eine Minute später folgte der Haufen der Wanderer ihrem Führer, welcher bereits den Wollkämmer eingeholt hatte und sich auf dem Wege des steilen Ufers, das sich hoch über das Haus des Fischers erhob, zeigte.

Ihnen zerstreut mit den Blicken folgend, wandte sich Gleb ungeduldig zu der Frau und den Schwiegertöchtern, welche von Neuem hinausliefen auf den Ruheplatz und da sie Peter und Basil noch immer nicht sahen, wieder heulten und jammerten.

„Was habt ihr, was zum Teufel lauft ihr denn schon wieder?“ rief ihnen Gleb mit so rauher Stimme zu, daß nicht nur die Frauen, sondern auch Johann und Gregor erschrafen.

Den ganzen übrigen Theil des Tages war Gieb eben so unfreundlich mit seinen Hausgenossen. Sie zerbrachen sich den Kopf darüber, was wohl die Ursache dieser veränderten Stimmung des Alten sein könnte, fanden sie aber nicht. Nach dem Abendessen, als Alle schlafen gingen, trat der alte Fischer vor die Thür des Hauses — er wollte ausschauen, was für Wetter morgen sein würde.

Der Himmel war bewölkt; dicke Finsterniß umhüllte die Umgebungen; der Wind heulte dumpf durch die Nacht.

Der alte Fischer setzte sich auf den Erddamm, legte den Kopf in die Hände und stemmte die Ellenbogen auf das Knie.

„'s ist Schade — ja, aber was ist zu machen?“ murmelte er, den Ueberlegungen, die ihn den ganzen Abend beschäftigt hatten, unwillkürlich Worte gebend. „Es ist Schade, wir hatten uns so an ihn gewöhnt; ein kräftiger Arbeiter ist er, aber er ist doch nicht wie ein eignes Kind! Ich erkannte ihn gleich, als Onkel Joachim ihn brachte, ich begriff das Geschäft. — Schade ist's um Gregor, aber was ist zu machen? Es ist nothwendig; es muß so sein und also wird es auch so sein. Nachdenken ist nicht unsere Sache — ja und nachzudenken ist auch nichts darüber; die Sache ist so: ein Reich ohne Heer ist wie ein Mensch ohne Hände, wie ein Pferd ohne Beine — ganz dasselbe. Und man muß bedenken: er geht ja nicht in die Verbannung, auch nicht zu einem schlechten Geschäft. Der Bursch geht

in den Dienst des Czaren, dem Vater Czar wird er dienen — es ist auch nur die erste Zeit, wo es Einem leid ist — nun und vielleicht giebt Gott, daß man sich widersteht — er geht ja nicht in die Verbannung, aber — nur — man war so an ihn gewöhnt," schloß Gleb. —

Hier erhob er sich, schaute auf den Himmel, wendete sich zum Hofe und ging mit langsamen Schritten zu dem alten Schlitten, der ihm von Mariä Verkündigung an zum Lager diente.

Zwölftes Kapitel.

Die Ankunft.

„Na, nun ist's eine andere Sache, nun sind sie es! Ich wundre mich nur, wie sie durchkamen. Seht, der Fluß ist schon fast ganz auf!“ sagte Gleb, indem er am andern Morgen mit Johann und Gregor auf den Ruheplatz eilte.

Seine Frau, die zwei Schwiegertöchter und die Enkel liefen zum Empfange Peter's und Basil's voran, welche sich schon am Ufer zeigten. Sie hätten wahrscheinlich unbemerkt bis in's Haus kommen können, wenn die Mutter nicht gewesen wäre. Die Familie saß beim Mittagessen; Tante Anna ließ, trotz aller Furcht, die sie in Gegenwart ihres Mannes fühlte, der seit gestern mit Niemandem ein Wort gesprochen hatte und fortwährend finster und mißmuthig aussah, keine Gelegenheit vorüber, um heimlich durch's Fenster zu sehen, welches, wie bekannt, auf die Dka hinausging. Als sie die Söhne er-

blickte, vergaß sie alle Furcht vor Gleb, warf die Ofengabel aus der Hand und schrie mit durchdringender Stimme: „Mein Gott, sie kommen!“ und Alles über den Haufen werfend, stürzte sie auf den Hof. Noch ehe Gleb den Kopf erheben konnte, liefen die beiden Schwiegertöchter und die Enkel hinter der Alten her. Der alte Fischer, in dem Wahne, daß die Weiber wieder dasselbe Spiel trieben, welches sie bereits zwanzig Mal gespielt hatten, ballte schon die Fäuste mit dem Vorsatz, sie für ihre Albernheit gehörig durchzuwalzen, er besänftigte sich aber sogleich, als Johann und Gregor, zum Fenster hinaussiehend, bestätigten, daß Peter und Basil sich in der That dem Ufer näherten. Trotzdem aber war er nicht eilig, er stand von der Bank auf und ging zur Pforte eben so ruhig, wie er gewöhnlich zur Arbeit ging; nur erst dann, als er sich mit eignen Augen überzeugt hatte, daß es wirklich seine Söhne seien, wurde sein Schritt schneller und sein Gesicht erheiterte sich.

Peter und Basil hatten sich sehr verändert seit der Zeit, wo wir sie, sich mit Onkel Joachim unterhaltend, trafen. Freilich waren währenddem beinahe zehn Jahre vergangen. Beide waren tüchtige Bauern geworden, aber Zeit und Mühen hatten in ihre männlichen Gesichter tiefe Furchen gegraben, und statt des leichten Flaums, der Basil's Wangen umspielte, als er fortging, beschattete jetzt ein kurzer aber üppiger krauser Bart sein Gesicht. Diese Aeußerlichkeiten waren indeß auch Alles, was auf

eine Veränderung hinwies; wenn man in das rothe, lächelnde Gesicht Basil's sah, so erkannte man sogleich, daß seine fröhliche, sorglose Gemüthsart dieselbe geblieben war; ebenso verrieth das dunkle, finstere Gesicht des älteren Bruders, das ihn einem Zigeuner ähnlich machte, der jetzt eben Jemand betrogen hatte, seine schwarzen Augen, die von unten herauf schauten, noch immer dasselbe finstere, verschlossene Gemüth; die rohe Energie, welche ihn schon in der Jugend ausgezeichnet hatte, gab auch jetzt noch seinem Aeußern den Ausdruck roher Stärke und eigensinnigen, unerschütterlichen Willens; man erkannte sogleich den Einfluß, welchen Peter auf alle seine Gefährten im Handwerk, besonders aber den jüngeren Bruder ausübte, welchen letzteren er ganz nach Willkür lenkte.

Als er Mutter, Weib und Kinder auf sich zulaufen sah, zeigte Peter weder besondere Freude noch Ungeduld; er warf den Sack, der ihm über den Schultern hing, auf die Erde, legte ruhig seine Mütze darauf und erst dann begrüßte er Frau und Mutter, und zwar so kühl und gleichgültig, als ob er sich am Abend vorher von ihnen getrennt hätte. Die Weiber erhoben ein Freudengeschrei und wollten ihn umarmen; er wehrte ihnen aber und sagte nur zwei oder drei Mal: Guten Tag — guten Tag! dann wendete er sich zu den Kindern und nachdem er sie ruhig vom Kopf bis zu den Füßen betrachtet hatte, setzte er die Mütze wieder auf und warf den Sack über den Rücken. Sich viel mit

Frauen und Kindern zu schaffen zu machen, war Peter's Sache nicht. Er überließ es dem Bruder Basil, „die Lippen zu schlürfen“ mit den Frauen — wie er sich ausdrückte, wenn's zum Küssen ging. Und Basil that dies auch, er küßte Alle, die Kinder Peter's und die eigne Frau nicht ausgenommen, mit welcher Letzteren er vor seiner Abreise kaum bekannt geworden war.

Gleb, Johann und der Pflegesohn näherten sich inzwischen der Gruppe, welche am Ufer stand. Als sie den Vater erblickten, nahmen Peter und Basil sogleich die Mützen ab, verließen die Frauen und gingen ihm entgegen.

„Sei begrüßt, Väterchen!“ sagten sie, indem sie drei Schritte von dem Vater stehen blieben und ihm eine Verbeugung machten.

„Seid begrüßt, Kinder!“ antwortete Gleb, ebenfalls stehen bleibend und aufmerksam die beiden Fischer betrachtend, welche sich eilig mit Johann und Gregor begrüßten.

Tante Anna, ihre Schwiegertöchter und die Kinder umgaben die zwei Fischer von Neuem; aber dieses Mal beachtete nicht nur Peter, sondern auch Basil sie nicht im Geringsten; die Mützen in den Händen herumdrehend wendeten sie ihre Blicke nicht vom Vater ab.

„Wir sind angekommen, Väterchen, um uns nach dir zu erkundigen,“ begann Basil fröhlich, indem er den Kopf schüttelte und die Haare zurückstrich.

„Guten Tag, Kinder, guten Tag!“ sagte Gleb, fortwährend die Söhne betrachtend und mit der Hand die Runzeln glättend, welche gegen seinen Willen sich auf seiner hohen Stirn sammelten und drängten. — „Wohin hattet ihr euch denn verlaufen? Ihr schrieht doch, ihr würdet zwei Wochen vor Ostern kommen und jetzt haben wir schon die Charwoche — — he?“

Basil sagte Nichts, er schielte nach dem Bruder. „Wir konnten nicht fertig werden, Väterchen!“ antwortete gleichgültig Peter.

„Warum? hat das Geschäft bei euch so große Eile?“

„Es giebt tüchtig zu thun.“

„Ja,“ versetzte Basil, „aber der Meister war doch zumeist Schuld daran, Väterchen, daß wir nicht längst zu Hause sind; er schickte uns mit den Fischen nach Kolomna.“ —

„Ho ho! so so! Das sieht ja aus, als wäret ihr beim Meister nicht nur Fischer, sondern auch Handlungsdiener,“ sagte Gleb leicht lächelnd.

Aber das Lächeln glitt nur so über sein Gesicht. Nach einer Sekunde war er wieder so ernst und nachdenklich, wie vorher.

„Was sind die Preise? wieviel kostet der Fisch?“ fragte er, indem er sich den Bart strich.

„Ach mein Gott, nun fängt er an auch d a r n a c h zu fragen,“ unterbrach ihn ungeduldig Anna, die in ihrer Freude ganz die finstere Stimmung ihres Mannes vergessen hatte. „Laß ihnen doch Zeit,

sich erst zu verschmausen! Was kümmern dich denn die Fische jetzt? Unsere Kinder kamen ja nicht aus Sosnowki, sie kommen von weit her und sind gewiß hungrig; nicht wahr, ihr Goldfinder? Na, kommt schnell in's Haus, dort wärmt euch; wir haben den Ofen tüchtig geheizt, weil wir euch heute ganz gewiß erwarteten. — Gieb mir dein Säckchen, Peter; Agrasena, nimm deinem Manne auch den Sack ab — was stehst du? — Geh, Basilchen, geh, ach du ...! nicht satt kann ich mich an dir sehen." —

Aber Peter und Basil hörten nicht auf die Mutter, sie zuckten nur mit den Schultern und blieben dem Vater gegenüber stehen.

„Nun ja, kommt in's Haus; ich denke auch, ihr werdet hungrig sein — da besprechen wir uns weiter!“ sagte Gieb.

Die Söhne gehorchten sogleich, drückten die Mühen in's Gesicht und folgten dem Vater. Als sie an den Ort kamen, wo die Boote lagen, blieben sie einige Schritte zurück und vereinigten sich mit den Frauen.

„Was ist's, Kinder? vergaßet ihr etwas am Ufer?“ fragte die Mutter.

„Schrei nicht so, Mütterchen; sprich leise,“ flüsterte Peter, nach dem Vater zu winkend.

„Ist er sehr böse heute?“ fragte Basil ruhig.

„Ei nun, es ist ihm nicht gut beizukommen!“

„Weshalb denn?“ fragte Peter.

„Der Herr weiß es! seit gestern schon ist er so mürrisch — wir wissen nicht, weshalb. Da ist

er unbeugsam wie eine Eiche und schweigt! Wenn ihr etwas auf dem Herzen habt, Kinder, so sprecht heute nicht mit ihm. Wartet lieber ein wenig! Vielleicht geht auch ihm das Herz auf — sonst ist's gefährlich; Gott sei uns gnädig!"

Daß der Vater so übel gelaunt war, machte, dem Anschein nach, den unangenehmsten Eindruck auf die beiden Fischer. Peter warf einen bedeutungsvollen Blick auf den Bruder und zog die Augenbrauen zusammen. Dieser aber winkte ihm zu, als wenn er sagen wollte: „Laß ihn, wir wissen ja, was zu thun ist!" Die Sache war nämlich die, daß ihnen eine sehr kitzlige Unterredung mit dem Vater bevorstand, eine Unterredung, welche voraussichtlich den Zorn des Alten zu lichten Flammen angefacht haben würde, auch wenn er sich in der besten Gemüthsstimmung befunden hätte. Was war dies? Peter, der es ebenso überdrüssig war in Abhängigkeit von dem Meister als unter der strengen Aufsicht des Vaters zu leben, hatte sich fest vorgenommen, sich auf eigene Füße zu stellen, sein Glück auf eigene Faust zu versuchen, kurz sich selbstständig zu machen. Zu diesem Zweck besuchte er auf dem Rückwege von den „Fischervorstädten" alle Ufer der Dna von Serpuchow bis Kolomna, sprach bei allen Ufergutsbesitzern ein und fand endlich einen freien Platz für den Fischfang. Peter vertraute auf seine Kräfte. Zudem wußte er, daß er nur zu pfeifen und ein Paar Maasß Wein zu spendiren brauchte, um an Arbeitern keinen Mangel zu lei-

den. Geld freilich hatte Peter nicht — kaum so viel, um die Paar Maas Wein für seine zuwerbenden Arbeiter zu kaufen; aber das schreckte ihn nicht ab. Den Platz bezahlte man ohne Handgeld, Neze gab's nach Wunsch auf den Ufern: man gab irgend einem Nachbar Fischer-Faullenzler ein Viertel Wein — „Da hast du ein Netz!“ Für die ersten Zeiten muß man nicht zu viel verlangen; man kann in einer Strohhütte leben und mit zer-rissenen Netzen Fische fangen, mit neuen Netzen fängt man auch nicht mehr. Für die Kähne braucht man gar nicht zu sorgen, denn auf der Oka sind deren genug. Freilich giebt man dir nicht gute, man giebt dir schlechte Kähne; das thut nichts — für die ersten Zeiten fährt man mit schlechten. Ueberdies schwimmt auf der Oka Allerlei: Trümmer, Bretter, Stangen; ja es schwimmen sogar ganze Balken darauf, und man braucht nur die Risse zuzunageln. Aber wenn auch keine Neze und keine Kähne da gewesen wären, so hätte Peter seinen Vorsatz doch nicht aufgegeben. In dieser Beziehung glich er ganz dem Vater; wie dieser ließ er sich durch Nichts von seinem gefaßten Vorsatze abbringen. Jetzt z. B. hatte er sich entschlossen, seine Frau und seine Kinder zu sich zu nehmen, obgleich er nach ihnen nicht das geringste Verlangen hatte, bloß deshalb, weil er glaubte, daß, wenn er sie bei dem Vater ließe, das Geschäft nur zur Hälfte gemacht wäre. Im väterlichen Hause langweilte sich Peter ebenso sehr, wie ihm das Leben beim Mei-

ster verhaßt war; er wollte sich ein für alle Mal von jeder Herrschaft befreien, mit welcher sich seine eigenwillige, feste Natur nicht vertragen konnte. Er dachte und sagte es auch, daß es ihm gleichgültig sei, ob der Bruder es mit ihm halten wolle; er nahm sich nicht die Mühe, ihn dazu zu überreden. Aber Peter brauchte nur seine Gedanken auszusprechen, so stimmte ihm Basil bei, und zwar that er dies ebensowohl aus Charakterschwäche, zufolge des Einflusses, welchen die stürmische, unnachgiebige Gemüthsart des Bruders auf ihn ausübte, als auch deshalb, weil er dadurch ebenfalls von der strengen väterlichen Aufsicht loszukommen und frei zu werden gedachte.

Trotz aller seiner Dreistigkeit wagte es Peter aber doch nicht, dem offenbar sehr übel gelaunten Vater seine Eröffnungen zu machen; er beschloß vielmehr, einen günstigeren Augenblick dazu abzuwarten. Aber freilich hatte er nicht viel Zeit zu verlieren. Deshalb flüsterte er seinem Bruder Basil zu, daß er sich bemühen möchte, den Vater zu unterhalten und aufzuheitern.

Eingetreten in's Haus setzten sich Alle um den Tisch, auf welchen Anna und ihre Schwiegertöchter sich beeilten Alles zu stellen, was nur irgend sich im Ofen befand. Basil blickte verstohlen auf den Bruder und kramte dann allerlei Neuigkeiten aus, bunt durcheinander, wie sie ihm gerade in den Sinn kamen. Er schwatzte von verschiedenen Gerüchten, mit denen man sich in ihrer Gegend trüge, erzählte

von seiner und des Bruders Lebensweise u. s. w. — Peter dagegen fand für gut, schlecht von ihrem Meister zu reden, um von vornherein den Vorwürfen des Vaters zu begegnen, welcher den Söhnen abgerathen hatte, in Miethe zu gehen; er fügte hinzu: daß der Meister darum jetzt unsicher sei, weil eine Feuersbrunst ihn des größten Theils seines Vermögens beraubt habe. Basil erzählte dann noch vom Ruhsterben und von der Rekrutirung, und bemühte sich den Vater durch manchen eben nicht treffenden Witz aufzuheitern.

Aber er erreichte seinen Zweck nicht; besonders die beiden letzten Gegenstände brachten auf Gleb nicht im Entferntesten die erwartete Wirkung hervor. Er freute sich wirklich über die Rückkehr der Söhne, obgleich es schwer gewesen wäre, dies auf seinem Gesichte zu erkennen. Gleb, gleich Peter, war kein Freund von dem Schlürfen der Lippen; er freute sich auf seine Art. Aber die Freude, die auf einen Augenblick sein väterliches Herz belebte, verschwand vor der Unruhe, welche er seinen Hausgenossen zwar zu verbergen sich bemühte, die aber nichtsdestoweniger sich immer mehr seiner Seele bemächtigte, und welche in dem Gedanken ihren Grund hatte, daß die Söhne nicht durch Geschäfte abgehalten eine ganze Woche später als sie versprochen hatten, nach Hause gekommen wären. Zwei- oder dreimal etwa stellte er an sie Fragen, die das Fischerhandwerk betrafen, im Uebrigen nahm der alte Gleb keinen Antheil am Gespräch. Er hörte

zerstreut die Erzählungen Basil's mit an, glättete den Bart und fuhr mit der Hand über die Stirn, wenn Peter seine Bemerkungen machte; aber ein Lächeln zeigte sich nicht ein einziges Mal auf seinen Lippen. Man mußte annehmen, daß ein schwerer Kummer auf die starke Seele Gleb's drückte; denn einem leichten beugte er sich nicht; das wußte seine Familie. Während seines ganzen sechsundfunfzigjährigen Lebens war es ihm nie begegnet, daß er an etwas verzweifelt wäre, oder sich mit Gedanken gemartert, sich gequält oder den Muth verloren hätte. Das Gesicht des alten Fischers drückte stets vollkommen seine Seelenstimmung aus. Heute dehnten sich seine Züge nicht aus, wie bei einem erzürnten Menschen, im Gegentheil, sie waren krampfhaft zusammengezogen. Er war ganz einfach nicht bei guter Laune, sondern sah zornig und ärgerlich aus. Jeder von den Hausgenossen des alten Fischers verstand nur zu gut die Bedeutung seiner zusammengezogenen Augenbrauen, und wußte, daß mit Gleb, wenn er zornig war, nicht zu spaßen wäre. — Das hartnäckige Schweigen Gleb's ließ die Unterhaltung bald in's Stocken gerathen. Das zornige Aussehn des Familienoberhauptes beengte auch die Anderen, selbst die Frauen schwiegen. Tante Anna, welche in der ersten Aufregung den Mann und seine üble Gemüthsstimmung ganz vergessen hatte, verstummte ebenfalls, denn obgleich sie wohl kaum für sich selbst etwas zu fürchten hatte, so bemächtigte sich ihrer doch unwillkürlich eine große Schüchternheit, sobald

sie ihrem Manne Aug' in Auge gegenüber stand. Sie wäre ihrem Basil gern um den Hals gefallen mit dem Freudenrufe: „Basilchen, ich kann mich gar nicht satt an dir sehen! Ach wie lang ist mir das Jahr geworden, seit ich dich nicht sah, — du mein Gott! Und auch du, Peterchen; kommt her zu mir, meine Söhne;“ aber ihre Stimme war wie zurückgehalten in der Brust, ihre Beine waren wie gelähmt. Es war eben nichts zu machen; man mußte die Zeit abwarten, bis der Alte sich in seinen Schlitten unter den Schoppen legen würde. Dann wollte die Alte sich mit Zinsen für die verlorne Zeit entschädigen und sich satt sehen an ihren Kindern, sich mit ihnen unterhalten und sie umarmen. In dieser Erwartung beruhigte sie sich und sie und die Frau Peter's folgten dem Beispiele der Basilia, welche sich zum Ofen begab und von da aus neugierig den Gesprächen ihres Mannes folgte.

Nach dem Mittagessen erhob sich Gleb und ging, ohne eine Wort zu sprechen, zur Thüre hinaus.

Im Hause ging Alles in gewohnter Ordnung; nichts deutete an, daß etwas Freudiges sich ereignet hätte; wenn nicht die fröhlichen Gesichter der Frauen, die lebendigen, schnellen, ungeduldigen Blicke, wenn nicht die Kringel, mit welchen Basil die Kinder des Bruders versorgte, gewesen wären, so hätte man denken sollen, daß die Söhne des alten Gleb das väterliche Dach nie verlassen hätten.

Es vergingen zwei Tage nach der Ankunft der Fischer. Während dieser Zeit versuchte Peter zu

wiederholten Malen sich mit seiner Erklärung an den Vater zu machen, aber immer, wenn er dem umwölkten Blicke des Alten begegnete, verschob er seinen Vorsatz auf den folgenden Tag. Endlich beschloß er es bis zur Ueberschwemmung zu verschieben, indem er nicht ohne Grund berechnete, daß der Anfang des Fischfangs vielleicht den Vater in Bewegung bringen und ihn zugänglicher machen würde.

Am dritten Tage nach ihrer Ankunft, mitten in der Nacht, hörte man plötzlich ein schreckliches Krachen, begleitet von Schlägen, als ob tausend Riesenhämmern auf einmal in's Ufer und in die Eis-Oberfläche des Flusses einschlugen. Dieses Krachen, das sich anhörte, als wenn plötzlich einige Hundert Häuser einstürzten, wechselte mit dumpfem, nach und nach zunehmendem Getöse ab, welches dem Sturme gleich, der auf seinem Wege hundertjährige Eichen zerbricht und die Dächer von den Häusern losreißt.

Der alte Gleb erwachte. Sein Gehör war schon lange auf der Wacht; er sprang aus dem Schlitten, machte das Zeichen des Kreuzes und ging eilig nach der Pforte.

Durch die dichte Finsterniß der Nacht, welche die schwarzen, eiligen Wolken noch verstärkten, unterschied der scharfe Blick des Fischers in der Ferne einen trüb-weißen Streifen: das war der blitzende Fluß, welcher schäumte und wie ein wildes Thier brüllte, das sich befreit. Es blies ein starker Westwind; seine Stöße beschleunigten den schnellen Lauf des Flusses. Das Plätschern des Wassers vermischte

sich mit dem Krachen des Eises, welches mehr und mehr vom Ufer sich losriß, und dieses Krachen ertönte ununterbrochen durch die Nachtlust, welche von Minute zu Minute kälter wurde.

Endlich also begann die so lange und so ungeduldig erwartete Ueberschwemmung, die für den Fischer gerade so erfreulich ist, wie der erste warme Frühlingstag für den Landmann, wo dieser auf die Felder eilt und, die harte, schwielige Hand vor die Augen haltend, um sie vor den goldenen Strahlen der aufsteigenden Sonne zu schützen, mit fröhlichem Gesichte gewahrt, wie die fetten, smaragdgrünen Stengel der Wintersaat die mit seinem Schweiß gedüngte Erde bedecken.

Gleb zog den Blick nicht ab von den weißlichen Streifen, horchte auf das Klingen des Eises, als ob er aus diesen Tönen die Verheißung eines glücklichen oder unglücklichen Fischfangs herausvernehmen könnte und glättete sich gedankenvoll den Bart; aber fröhlich, wie dies früher immer der Fall gewesen, stimmte ihn diesmal die Ueberschwemmung nicht. Wie hätte er früher so ruhig auf einem Flecke haben stehen können! Sein Freudenruf hätte längst Frau und Kinder auf die Beine gebracht; Alles hätte sich rühren, die Kleinen und die Großen hätten hinausgehen müssen auf's Ufer, um zu sehen, wie der Fluß einbrach und um Gott zu danken für seine Gnade. „O, o! spazierst wieder, unser Mütterchen Oka! Laufe, du unsere Ernährerin — der April ist vor der Thür!“ jubelte sonst Gleb, am

Ufer auf = und abgehend, während sein Blick ungeduldig vom Wasser zu den Rähnen schweifte und ihm die Hände juckten das Netz auszuwerfen, um zum ersten Male wieder das Glück zu versuchen! Jetzt war das anders! Oleb stand stumm am Ufer und streichelte sich nachdenklich den grauen Bart, gerade, als flösse der Fluß nicht vor ihm. Nach einer langen Weile wandte er sich still zum Hofe, er weckte sogar seine Hausgenossen nicht und legte sich, in seinen Pelz gehüllt, von Neuem in den Schlitten. Aber schlafen konnte er nicht; er warf sich ruhelos von einer Seite zur andern. Von Zeit zu Zeit erhob er den Kopf und horchte aufmerksam dem Geräusch der Flusses, welcher, mit jedem Augenblicke mehr anschwellend und sich ausbreitend, mit steigender Wuth brüllte und rauschte. Dann sprang der Fischer wieder aus dem Schlitten, hüllte sich in den warmen Pelz und ging von Neuem aus der Pforte. So verbrachte er die ganze Nacht bis gegen Sonnenaufgang. Dann aber hielt er es nicht länger aus; er ging auf den Hof und indem er mit der Faust auf das geflochtene Thürrchen der Vorrathskammer und dann auch auf die Thür der Kammer, wo die Frauen und Kinder schliefen, schlug, schrie er, gewaltsam die Traurigkeit von sich abschüttelnd:

„He, ihr Faulenzen! steht auf! Hört ihr denn nicht? der Fluß bricht auf! Erhebt euch! schnell!“

Eine Minute später war die ganze Familie des Fischers auf den Beinen, Alle gingen zur Pforte.

Dreizehntes Kapitel.

Die Ueberschwemmung.

Schon am Morgen erreichte der Fluß das ferne Ufer. Er ergoß sich fast zusehends immer weiter und weiter auf die Wiesen, welche in dem Horizont zu entfliehen schienen. Und immer höher schwoß er an. Wasser und Eis gingen bereits über die Weidengebüschse und bald schaute nur hier und da noch der obere Theil der hohlen Weidenstämme hervor und die aufwärts stehenden blätterlosen Zweige sahen aus wie häßliche schwarze Menschenköpfe, deren Haare sich vor Entsetzen emporgesträubt hatten. Ungeheure Schollen Eis, die vor kurzem noch einen ganzen Wegtheil auf der Oka gebildet hatten, rissen sich los und trieben mit rasender Schnelligkeit große Stücken Holzes vor sich her, welche in den Strom geworfen worden waren; Bretter, Schober Heu's, welches auf dem Flusse überwintert und das man nicht schnell genug auf's Ufer gerettet hatte, Balken,

hundertjährige Bäume, durch die Gewalt des Wassers entwurzelt und nun verkehrt in der Fluth treibend, — Alles gab zu erkennen, daß der Fluß die erhabenen Punkte der beiden Ufer erreicht hatte. Manchmal versperreten die sich übereinander thürmenden Eiszstücke dem Flusse den Lauf, dann krachte und donnerte es, als sollte die Welt in Trümmern gehen; aber plötzlich kam Alles wieder in Bewegung; denn der Fluß hatte seine Ufer überfluthet und ergoß sich nun meilenweit in's Land. Dann trieb wohl eine Hütte in seinen Wassern oder es zeigte sich eine Barke mitten in den Eischollen. Auf einem dieser Fahrzeuge, das jeden Augenblick umzustürzen drohte, befand sich ein Hund, welcher wie wahnsinnig bald von einer Seite des Rahnes zur andern, bald auf den Rand einer Eischolle sprang, den Schwanz zwischen den Beinen und den Kopf erhoben hatte und jämmerlich winselte. Dann wieder kam eine Stange in perpendikulärer Lage geschwommen, auf welcher sich ein Rabe schaukelte, der sich neugierig nach allen Seiten umsah und ruhig seinen Wasser = Spaziergang verfolgte. Plötzlich wechselte das Bild: der ungeheure Raum des Flusses bedeckte sich mit Millionen weißer, funkelnder Trümmer, die wie Herden erschreckter Schaaf aus sahen; sie flogen in der größten Unordnung umher, und verbargen sich von Zeit zu Zeit in den Gebüsch hohen Weiden, deren Gipfel, mit Schlamm beschwert, sich zitternd bogen in dem trüben, geräuschvoll schwägenden Wasserstrom. Die Ober =

fläche der Umgegend hatte sich in ein Meer verwandelt. —

Die Familie des Fischers mühte sich während des ganzen Morgens auf dem Flusse ab. Nach dem Frühstück kam Gleb selbst mit seinen drei Söhnen und dem Pflegesohne; alle hatten Fischerhaken auf den Schultern und sie zerstreuten sich am Ufer, um schwimmendes Holz aufzufangen, mit welchem die Ueberschwemmung sie jedes Jahr freigebig versorgte. Beim Mittagessen bemerkten Alle die günstige Veränderung, die mit Gleb vorgegangen, er war wieder heiter wie früher. — Peter hätte gern gleich an diesem Abend die Gelegenheit zu seinem Vorhaben benutzt, aber Basil rieth ihm zu warten.

„Rühre ihn nicht an, Bruder!“ sagte er; „warum den Alten erbittern? Wir gehen erst nach Ostern, da hast du noch übergenuß Zeit; sag's ihm an demselben Tage, an welchem wir gehen.“ — Peter erwiderte nichts, aber er nahm sich vor, dem Rathe zu folgen.

Zwei Tage später befand sich die ganze Familie bei Sonnenaufgang im neuen Hause. Der Tisch, gegenüber der rothen Ecke, war mit einem reinen Tuche bedeckt und ein prächtiger Roggenkuchen prangte auf ihm vor einem Heiligenbilde, das an ein von Lindenholz geschnitztes Salzfaß angelehnt war; es war dies dasselbe Heiligenbild, welches Gleb von seinem verstorbenen Vater geerbt hatte, der auch Fischer gewesen war. Gleb, dessen ausdrucksvolles Gesicht in diesem Augenblicke feier-

lich = ernst dreinschaute, sprach ein Gebet. Seine Frau, seine Söhne und Schwiegertöchter, sogar die Kinder beugten die Kniee. Nach dem Gebete wurde das Heiligenbild auf seinen Platz gestellt und eine gelbe Wachskerze vor ihm angezündet, welche nach altem Brauch bestimmt war so lange zu brennen, als der erste Versuch des Fischfangs dauerte. Hierauf bekreuzten sich alle Anwesenden andächtig und gingen dann hinaus an's Ufer.

Die Rähne waren bereits am Abend vorher in's Wasser gelassen; das Netz, auf Pfähle gespannt, umbog die ganze Breite des Ruheplatzes. Majestätisch trat die Sonne hervor über den unbegrenzten Wasserräumen, die sie mit schrägen spielenden Strahlen vergoldete; der reine wolkenlose Himmel breitete sich wie ein rosenrothes Zelt über den Köpfen unserer Fischer aus. Alles lächelte rund umher und prophezeite Glück. Ohne zu zögern hoben die Fischer das Netz auf, sprangen in den Kahn und fingen an zu fischen. Wie freuten sie sich, nach der fünf Monate langen Gefangenschaft in der düstern, rauchgeschwärzten Hütte sich wieder im Freien bewegen zu können!

Die Oka war nicht mehr das wilde Durcheinander von Eis, abgerissenen Stämmen und Bäumen, ohne Ordnung in den trüben, dunkelbraunen Wellen treibend, sie befand sich bereits in der zweiten Hälfte der Ueberschwemmung, ihre Wasser beruhigten sich und wurden heller. Wie ein silbernes Tuch mit lazurblauen Streifen bewegte sich der

Fluß in einer Ausdehnung von sieben Werst von Ufer zu Ufer und seine Wasser schienen mit denen des Sees nur ein Bett zu haben. Hier und da tauchten einzelne kleine Hütten der Fischer vom See, die bis zum Dach überschwemmt gewesen waren, wieder aus der Fluth, stellenweise sahen auch die blätterlosen Spitzen von Eichen aus dem Wasser, die, zurückgeworfen von dem glatten Spiegel des Flusses, das Aussehn kleiner Inseln annahmen. Die Rähne unserer Fischer bemerkte man auf der weiten Wasserfläche kaum, und ihre Stimmen verloren sich im Raume. Nur die Vögel belebten die Umgegend. Schaaren von Amseln, Staaren, wilden Enten, Uferschwalben und Dohlen umflogen eilfertig den Fluß; wildes Geschrei weißlicher großer Möwen, die sich plötzlich Gott weiß woher erhoben, ertönte unaufhörlich über dem Wasser; sogar die schwarzblaue Kornkrähe erhob ihre Stimme; Myriaden von Schwalben schwirrten in der frischen durchsichtigen Luft, die, zuweilen mit den Flügeln in's Wasser schlagend, Kreise verursachten, welche sogleich wieder zerslossen im schnellen Laufe des Flusses. Die Sonne stieg indessen höher und höher, und warf eine Garbe goldner Strahlen über den ganzen Himmel aus, kurz: die Hand Gottes breitete sich aus über den unbegrenzten Horizont und segnete den Morgen.

Einige Tage verblieb der Fluß in diesem zweiten Stadium der Ueberschwemmung, dann ging er wieder in seine Ufer zurück. Aber nun wurde es

lebendig auf den Wiesen, die mit schlammigem, fruchtbarem Moraste bedeckt waren; die Leute kamen haufenweise aus Komarewa, Sapolna, Basfatscha und den umliegenden Dörfern, und alle waren mit Fischhamen, Fischreusen und Sieben versehen; denn sie wollten sich der Fische bemächtigen, welche der schnell entfliehende Fluß in den Vertiefungen zurückließ.

Bald auch verkündete blauschwarzer Rauch, der über dem kleinen See emporstieg, unseren Fischern, daß Großväterchen Konrad mit seiner Tochter aus Komarewa wieder zurück sei und mit dem Fischfang begonnen habe.

Es schien, als ob die sich verlaufende Ueberschwemmung auch die düstere Stimmung Gleb's mit sich genommen habe; allerdings war aber auch der erste Fischfang so gut ausgefallen, daß man Gott nur danken konnte für seine Gnade.

„Wir haben gut gefischt! Gott schaffte Geburt; er segnete uns; dafür müssen wir ihm mit Gebet danken nach der Arbeit! Gott liebt die Arbeit! Nun, Kinder, was steht ihr? Munter! Die Nächte sind nicht mehr lang; die Zeit von einer Morgenröthe zur andern vergeht schnell, darum rührt euch!“ —

So sprach Gleb am Abend des Tags nach demjenigen, an welchem der Fluß in seine Ufer zurückgetreten war. Die Sonne war längst untergegangen. Die Sterne funkelten am Himmel. Die Fischer standen am Ufer und umgaben den Vater,

welcher sich anschickte, mit ihnen auf den Fluß hinauszufahren, um die Fische mit Feuer zu fangen.

„So ist's gut! Nun, Johann, lauf' jetzt in die Hütte und bring' Feuer!“ rief Gleb, indem er auf dem Vordertheil des großen Rahns einen Boß und darauf eine Art von grobem eisernem Kohlenbecken befestigte, in welches er einige Bündel Stroh legte. „Das Netz that seine Schuldigkeit; wir müssen's nun mit dem Feuer versuchen, mit welchem wir, nach Allem zu schließen, kein schlechteres Geschäft als mit dem Netze machen werden; die Nacht ist ruhig — man kann's nicht besser verlangen!“

Johann kam mit einer brennenden Laterne unter dem Rode und bald loderte nun eine mächtige Flamme aus dem Becken empor. Der untere Theil des Ruheplatzes, die Gesichter der Fischer und die Rähne erglänzten plötzlich in purpurfarbigem, zitterndem Widerschein.

„Nun, Vater, sag', wie vertheilen wir uns?“ sagte Peter.

„So,“ erwiderte Gleb vergnügt: „du, Peterchen, bleibst mit der Fischgabel bei mir auf dem Vordertheil — passe mir aber hübsch auf! — Gregor und Johann, ihr beiden nehmt die Ruder; ihr rudert aber nur, wenn ich's sage; der Fisch schläft; es ist unnöthig, ihn jetzt zu wecken. — Habt ihr den Rahn am Hintertheil fest angebunden?“

Gregor antwortete bejahend.

„Nun rührt euch! — Du, Basil,“ fuhr der Alte fort, indem er sich zum zweiten Sohne wandte, wel-

cher den Kahn mit dem Hafen des Fischerhamens hielt, „geh auf das Hintertheil; — sind wir jetzt Alle auf den Plätzen?“

„Alle,“ antworteten die Fischer wie mit einer Stimme.

„Pst — — seht, schreit nicht! spricht leise — nur mit den Augen — gebt Acht!“

Basil warf den Fischerhafen hin und sprang rasch auf's Hintertheil des Bootes.

„Laß den Kahn auf's Wasser, — so; nun ist er Gott in die Hände gegeben!“ sagte Gleb fröhlich, als der Kahn, vom Ufer mit den Rudern abgestoßen, in die Strömung trieb.

Tante Anna und ihre Schwiegertöchter saßen währenddem auf dem Erddamm. Sie verwendeten kein Auge von dem Feuer, das die Nacht erhellte und sich im Wasser widerspiegelte, welches weiterhin nach den Wiesen und dem nahen Ufer zu in Finsterniß gehüllt war, so daß es von ferne schien, als ob zwei glühende Augen aus den Tiefen des Flusses heraussähen. Zuweilen erlosch das Licht und dann sah man weder den Kahn und das an ihn gebundene Boot noch die Leute, die sich auf ihm befanden. Aber die Dunkelheit war nur von kurzer Dauer; denn neue Stücker Bech, die in das erlöschende Feuer geworfen wurden, fachten dies schnell wieder an. Dann sahen die Frauen, welche auf dem Erddamm saßen, wieder die zitternden Umrisse der Fischer und des Kahns, von Neuem wurden die hohen Gestalten Gleb's und Peter's sicht-

bar, die auf dem Vordertheil des Schiffes standen; die rechte Hand, mit der Harpune bewaffnet, über den Kopf erhoben und mit dem Oberkörper über den Bord geneigt, schienen sie über dem Wasser zu schweben, aus welchem der purpurne Kreis des Lichtes wiederstrahlte. Gleb irrte sich nicht, der Fang bei'm Feuer war um nichts schlechter als der mit den Netzen. Kaum war die Nacht halb vorüber, und schon lagen im Rahne eine Menge von Hechten, Aalanden (Dickköpfen) und anderen Fischen. Der Fang neigte sich zu Ende, als Gregor sich plötzlich zu Gleb wendete.

„Väterchen,“ sagte er eilig, „erlaub', daß ich im Boote nach der andern Seite fahre — ich will nach den Fischreusen sehn; denn ich vermuthe, daß es dort viele Fische giebt. Ich bemerkte dies bereits während des Mittagessens; das Seil dort unter den Büschen zupfte auch. Johann kann ja allein mit den Rudern fertig werden.“ —

Gregor hatte während der ganzen Zeit, wo das Feuer Helle verbreitete, das Wiesenufer nicht aus den Augen gelassen; er konnte dies um so ungestörter, als die dichten Schatten, welche der Rücken Gleb's auf ihn warf, weder seine Blicke noch die schelmische Freude bemerken ließen, die über seine Züge ausgegossen war. Gregor ließ es gar keine Ruhe auf seinem Plaze, worüber ihm jedoch Johann, der neben ihm saß, nichts sagte. Von Zeit zu Zeit hielt Gregor den Athem an und horchte; Todes Schweigen herrschte auf dem Wiesenufer. Bis-

weilen nur erklang ein Ton, der dem Schrei der Gule aus weiter Ferne glich; und dieser Ton beflügelte immer die Bewegungen des Pflegesohns in solcher Weise, daß Oleb sich zum Hintertheil des Schiffes wandte und das Steuer anbog, welches den Rahn in's Schwanen brachte und die Fische vertrieb. —

Als Antwort auf die Bemerkung Gregor's über die Fischreusen nickte Oleb bejahend mit dem Kopfe.

Gregor sprang mit einem Satz in's Boot und bemühte sich das Seil so schnell als möglich loszubinden, durch welches das Boot mit dem großen Rahn zusammenhing, als Oleb ihn anhielt. Seit einiger Zeit sah der alte Fischer die Besuche des Pflegesohns auf dem Wiesenufer immer unlieber; er verfolgte ihn stets mit scharfen Blicken, wenn ihn das Geschäft auf die andere Seite des Flusses führte, wo der See Großväterchen Konrad's lag.

„Warte,“ sagte der alte Fischer, sich plötzlich zum Hintertheil des Schiffes wendend; „allein kannst du nicht fertig werden mit den Fischreusen. Johann, geh' mit! Wenn viele Fische da sind, so setzt sie in das Boot, bringt sie schnell nach Hause, und legt die Fischreusen wieder unter die Büsche an den früheren Platz.“ —

„Wer wird euch denn aber rudern?“ erwiderte Gregor, indem er eilig das Seil losband.

„Thue, was dir geheißen wird und um das Andere bekümmere dich nicht! Peter, setz' dich an's Steuer!“

„Aber Väterchen, ich werde auch allein fertig!“ sagte Gregor, indem er das Boot losließ.

„Untersteh' dich! nicht von der Stelle!“ schrie Gleb, mit den Füßen stampfend.

Gregor schlug zornig mit dem Ruder auf den Bord des Rahnes und zog so das Boot an denselben. Johann erhob, ohne ein Wort zu sagen, das Ruder und setzte sich zu dem Pflegesohn.

„Seht zu, daß ihr euch nicht verspätet; kommt zur rechten Zeit nach Hause! Nun, Peterchen, das Ruder in's Wasser; auch für uns ist es Zeit! Ich denke, es ist bereits Mitternacht,“ sagte Gleb, als das Boot, das Gregor vom Rahn abstieß, in die Finsterniß hineinfuhr.

Johann und sein Gefährte schifften schweigend fort. Seit einiger Zeit blieben sie selten zusammen, sie vermieden sich sogar Einer den Andern, was jedoch an Gregor mehr bemerklich war, als an Johann, der durch Nichts es erkennen ließ, daß er irgend ein übelwollendes Gefühl in seinem Herzen gegen den Gefährten seiner Kindheit verberge. Er war nur mehr zurückhaltend gegen diesen, als früher. Das nachdenkliche schöne Gesicht des jungen Fischers bewahrte dieselbe Ruhe, wenn er mit Gregor sprach, wie wenn er allein war; dagegen drückten die schwarzen schnellen Blicke des Pflegesohns etwas ganz Anderes aus, wenn er sich zu jenem wandte: es brannte in ihnen der Haß, und je ruhiger das Gesicht Johann's war, je mehr preßten sich Gregor's Lippen zusammen, je stärker bebten seine dünnen, beweglichen

Nasenlöcher. Er wußte es selbst nicht, warum er den so sehr haßte, der, von allen übrigen Familiengliedern als das geliebte Kind vom Hause behandelt, doch immer wie ein leiblicher Bruder gegen ihn gewesen war und weder mit Wort, noch mit That, ja nicht mit einem Gedanken ihm je Anlaß zu einem bösen Gefühl gegeben hatte. Aber Gregor dachte auch gar nicht daran, von seinen Empfindungen sich Rechenschaft zu geben, gerade wie er sich auch nicht bemühte, sie vor dem Gefährten zu verbergen.

Die Beiden schifften also schweigend fort. Das Boot näherte sich bereits den Weidengebüschen und befand sich nicht weit von den hohen Weiden, die über das tiefe Wasser hingen, als plötzlich sich von Neuem das Gulengeschrei durch die Stille der Nacht hören ließ, dieses Mal aber so nahe, daß beide Fischer den Kopf erhoben.

„Schreit da nicht ein Uhu?“ sagte Gregor, schnell einen Blick auf seinen Gefährten werfend; aber die Finsterniß verbarg das Gesicht Johann's, Gregor konnte seine Züge nicht unterscheiden. „Setze mich an's Ufer,“ fuhr er plötzlich fort, „dort unter den Gebüschen, nicht weit von der Tiefe, sind drei Fischreusen angebunden. Du gehe weiter dort hinter den Wirbel, wohin wir am Morgen fünf Stück warfen, ich werde hier auf dich warten.“

Johann antwortete nichts, er erhob nur das Ruder. Der Pflegesohn verließ schnell den Kahn und sprang in's Gebüsch.

„Da ist gerade der Platz, den wir brauchen,“ sagte er, indem er die Seile bewegte, welche die Fischreusen an's Ufer befestigten. „Sieh dort oben nach, ich warte hier,“ fuhr er fort und pfiff laut.

Johann hatte indeß den Wasserstrudel umbogen und war bereits an hundert Schritte von dem Pflegesohn entfernt. Als er den Platz erreicht hatte, wo die andern Fischreusen heruntergeworfen waren, zog er vorsichtig das Ruder aus dem Wasser und, sich mit den Händen an den Gebüschten festhaltend, wagte er einige Minuten hindurch kaum zu athmen. Rund umher war Alles still; er hörte nur, wie sein eignes Herz klopste und wie der Trichter des Wirbels in der Ferne murmelte unter den alten Weiden. Endlich ließ er die Aeste mit der rechten Hand los, wischte sich den Schweiß ab, der ihm trotz der Nachtkälte in dicken Tropfen vom Gesicht rollte und, nachdem er das Boot befestigt hatte, sah er nach den Fischreusen, indem er eine nach der andern aus dem Wasser nahm. Plötzlich aber warf er sich in das Boot und flog wie ein Pfeil zurück. Einige Ruderschläge, ein Sprung und Johann befand sich auf dem Platze, wo er den Pflegesohn zurückließ. Er hörte eine schwache gedämpfte Stimme, die ihm nur zu gut bekannt war und gleich darauf sah er etwas Weißes an sich vorüber eilen. In demselben Augenblick stand aber auch Gregor ihm gegenüber und verspernte ihm den Weg. Johann wandte sich zur Seite und fuhr fort die Erschei-

nung mit den Blicken zu verfolgen, welche schnell in der Finsterniß verschwand.

„Was stehst du dahin?“ sagte Gregor mit erstickter Stimme, indem er sich von Neuem vor den Gefährten stellte und sein Gesicht so nahe an das Johann's brachte, daß dieser seinen heißen Athem fühlte.

Johann wehrte ihn leicht mit der Hand ab und ohne nur den Kopf zu wenden, fuhr er fort nach der Seite zu sehen, wo der weiße Fleck in der Nacht verschwunden war.

„Ich frage dich, was du dahin stehst?“ schrie Gregor, indem er vor Wuth die geballten Fäuste gegen Johann erhob und mit den Zähnen knirschte.

Johann wendete sich darauf zu ihm, trat einen Schritt zurück und sagte mit ruhiger Stimme, der jedoch ein leichtes Beben anzuhören war:

„Was bringt dich denn so auf, Bruder? Ich weiß Alles seit lange; ihr braucht euch vor mir nicht zu verstecken. Gott sei mit euch; ich will euch nicht hinderlich sein.“

„Was soll das? In was willst du uns nicht hinderlich sein?“ fragte Gregor, den die Ruhe seines Gegners auch abfühlte.

„Hör' auf, Bruder! Wen willst du denn hintergehen?“ fuhr Johann fort, indem er die Hände über der Brust kreuzte und den Kopf schüttelte.

„Du weißt recht gut, wovon ich spreche. Deshalb bin ich auch gekommen, um euch zu sagen: Gott sei mit euch; ich bin euch kein Hinderniß! Und

wenn ihr glaubt, ich fühle Haß oder Neid — nein, ich hege weder gegen sie noch gegen dich den mindesten Groll; lebt nur nach den Gesetzen, die Gott selbst gegeben hat."

„Ah! wirklich?“ unterbrach ihn spöttisch Gregor. Johann trat einige Schritte zurück und senkte den Kopf.

„Gott sei dein Richter, wenn es so ist!“ sagte er mit fester aber trauriger Stimme.

Darauf wandte er sich langsam zum Fluß und ging in's Boot.

Einige Zeit später war das Ufer öde. Bald war auch der Fluß selbst verödet, dessen Ruhe nur auf einen Augenblick von den Rudern der zwei sich entfernenden Fischer gestört worden war. —

Bierzehntes Kapitel.

Großväterchen Konrad's Hütte.

Am Donnerstag nach Ostern, gegen zwei Uhr Mittags, sprach Gleb zu seinem Sohne in dem Augenblicke, als dieser zur Pforte hinausgehen wollte:

„Wohin gehst du?“

„An den Fluß, Vater.“ —

„Welches Bedürfniß hast du denn, an den Fluß zu gehen, wenn man nämlich fragen darf?“ fragte scherzend der Vater.

„Du darfst, Vater; es ist kein Geheimniß dabei; ich liebe es, auf's Wasser zu blicken“ —

„Du lügst!“ erwiderte lächelnd der Vater.

In demselben Augenblicke lachte Jemand hinter dem Rücken Gleb's. Der alte Fischer wendete sich um und sah Gregor, welcher unter dem Schoppen stand, die Zähne zeigte und Johann anblickte, als wenn er sich über ihn lustig machte. Gleb sagte

nichts; er lächelte nur spöttisch und wendete sich dann wieder zum Sohne:

„Höre, Schriftkundiger,“ fuhr er fort, ihn leicht auf die Schulter klopfend: „ich sehe nicht ein, was du an dem Flusse zu thun hast, morgen wirst du dich überdies satt an ihm sehen können. Geh’ jetzt lieber in’s Haus und hol’ deine Mütze; wir wollen an den See zu Großväterchen Konrad gehen. Er erkundigte sich an den Feiertagen zwei Mal nach uns und wir waren nicht ein einziges Mal bei ihm — das ist nicht schicklich. Zudem lud er uns auch ein für heute.“

Bei diesen Worten schielte Gleb nach der Seite, wo sich der Pflegesohn befand. Gregor stand noch auf demselben Platze, aber er zeigte nicht mehr die Zähne. Sein bräunliches Gesicht verfinsterte sich und drückte jetzt so viel Aerger aus, daß Gleb unwillkürlich lächelte; aber wie vorher sagte der Alte kein Wort und wandte sich von Neuem zum Sohne

„Nun was stehst du, Johann? Bist du taub geworden? Geh’, hol’ die Mütze,“ fuhr er fort, und blickte auf den Sohn, welcher wie ein Feuerbecken erröthete, welches dem Zugwind ausgesetzt ist und dem man die größte Verlegenheit auf den ersten Blick ansah.

„Väterchen,“ sagte er endlich, „geh du allein, oder nimm einen Andern mit.“ —

„Warum?“

„Ich mag nicht, Väterchen!“ versetzte Johann

indem er sich bemühte, fröhlich zu erscheinen; „ich bleibe lieber zu Hause.“

„Ich sage: du gehst, und du wirst gehen. Geh, hol' die Mütze!“ —

„Bei Gott, Väterchen“ —

„Nun, nun, nun! — ich liebe das nicht! — geh!“ sagte der Vater kurz.

Gleb duldete nie Widerspruch. Wenn er etwas sagte, so war sein Wort wie ein Pfahl, den man in die Erde festgeschlagen hat und den man nicht umstoßen kann. Am wenigsten ertrug er aber Widerspruch von jungen Leuten, er nannte Jünglinge, wie sein Sohn einer war, ohne Weiteres Gelbschnäbel, und ihre Meinung galt bei ihm gar nichts. Sein Johann war aber gehorsam; als er sah, daß sein Vater sich erzürnte, schwieg er und ging in's Haus, um seine Mütze zu holen.

„Gregor!“ sagte Gleb.

Der Pflegesohn näherte sich schweigend.

„Du gehst mir nicht vom Plaze! Es kann sein, daß Peter, Basil und die Schwiegertöchter bei ihren Verwandten in Sosnowki übernachten, da wäre nur unsere Alte im Hause; es ist aber nöthig, daß noch Jemand bei ihr sei! Hörst du? Nach den Fischreusen kannst du gehen, wenn Johann und ich vom See zurückkommen.“

Hierauf wandte ihm Gleb den Rücken und ging zur Pforte. Gregor verfolgte ihn mit boshaften Blicken, stampfte mit den Füßen, machte eine drohende Gebehrde und ging mit ungeduldisen

Schritten nach der Hinterpforte, indem er etwas zwischen den fest zusammengepreßten Zähnen murmelte.

Gleb setzte sich, den Sohn erwartend, auf den Erddamm.

„So also steht es mit ihnen — so, so! ich merkte es lange schon, daß es nicht ganz richtig war,“ dachte der Fischer; „der Bursche sind zwei, der Mädchen ist nur eines; was selten ist, steigt im Preise — das ist nicht zu verwundern. Nun mag es drum sein, man kann nicht Alle zufrieden stellen; ein Mädchen ist kein Stück Brod, man kann es nicht zerschneiden; und man muß bedenken, in der gegenwärtigen Lage kann ja Gregor gar nicht heirathen. Was sollte er mit ihr? Sie wär’ ihm nur eine unnöthige Last auf den Schultern, denn im Dienste kann er nichts für sie thun. — Aber schade ist es um den Burschen, sehr schade! — man grämt sich freilich nicht wie um ein leibliches Kind um ihn, aber es drückt Einen doch wie Sand auf dem Herzen! Wir waren so sehr an ihn gewöhnt! Er lebte ja die ganze Jugend durch bei uns — und ein gewandter Bursch ist er, das muß man sagen. Ein herrlicher Fischer wär’ er gewesen — aber was ist da zu machen? es wird verlangt, man kann nichts thun als gehorchen,“ fuhr Gleb fort und schüttelte den Kopf. „Eins nur will mir nicht in den Sinn: weshalb Johann mir so widerstrebt? Der Andere ist verdrießlich, das ist natürlich, er ist neidisch; aber Johann? Ist das Mädchen nicht nach seinem

Geschmack? Aber was will er denn? Ist sie nicht ein Kernmädchen? Schön genug von Gesicht, wohl noch für Bessere als für uns. Nun und auch die Gemüthsart — sie ist ein freundliches, bescheidenes Mädchen, und auch die Verwandtschaft ist gut — sie hat nur den alten Vater und an dem ist Nichts auszusetzen. Und doch ist er eigensinnig und niedergeschlagen! Das ist eine wunderliche Sache und dahinter kommen kann man nicht, denn er versteckt sich wie das Feuer im Feuerstein. Aber es ist klar, daß ihm Etwas im Kopfe herumgeht, daß er sich um Etwas grämt. Es wäre längst Zeit gewesen ihn zu verheirathen. Wenn nicht der Bau im vorigen Jahre gewesen wäre, so wäre die Sache längst abgemacht. Und wenn er keine Lust zu der Braut hat — darauf muß man gar nicht sehen, das ist Kleinigkeit. Heute will ich die Sache mit Konrad abmachen; Sonntags fragen wir das Mädchen und am folgenden Sonntage trauen wir die Beiden. Der Dummkopf, er kennt sein eigen Glück nicht! Aber nach ein paar Monaten wird er mir's danken. Und auch für uns wird's so besser sein; denn zu der Zeit wird Gregor gehen und da würde es recht verdrießlich bei uns aussehen; haben wir dann die jungen Eheleute, so bleibt doch ein Trost im Hause!"

Hier wurden die Ueberlegungen Gleb's durch die Ankunft des Sohnes unterbrochen. In dem Gange und den Bewegungen des jungen Burschen war nicht die kleinste Eile zu bemerken. Sein gan-

zes Wesen war, wie es schien, durchdrungen von dem Gefühl der Unterwerfung und des unbedingten Gehorsams gegen den väterlichen Willen. Sein zur Erde gerichteter Blick, der Kummer, der sich auf seinem bleichen Gesichte malte, bewiesen jedoch, daß ihn der Gehorsam Ueberwindung kostete. Alles dieses entging dem alten Fischer nicht und er war sehr mißvergnügt über seine Beobachtungen. Zu anderer Zeit hätte es wohl geschehen können, daß er zornig geworden wäre, geschrien und mit den Füßen gestampft und dem Sohne derbe Verweise gegeben hätte, welcher, ohne zu sagen warum, fortwährend auf einen Klumpen blickte (ein eigner Ausdruck Gleb's, welcher verlangte, daß junge Leute nicht den Kopf hängen lassen sollten), fortfuhr eigensinnig zu sein, sich zu verschließen und sogar sich unterstand mager zu werden und in Gedanken zu versinken; aber heute that er Nichts von diesem Allem. Die Ursache dieser ungewöhnlichen Nachsicht war die gute Stimmung, welche das schöne Wetter in ihm hervorbrachte. Bei anhaltend schlechtem Wetter war es nicht rathlich ihm zu nahe zu kommen, da schien er wie mit einem eisernen Panzer umgürtet; bei heiterem Wetter aber war auch er fröhlich und dann konnte man's wagen, mit ihm auch von Angelegenheiten zu sprechen, die voraussichtlich nicht nach seinem Sinne waren; er pflegte in diesem Falle nur zu spotten und den Redenden mit allerlei Spitznamen zu belegen. Dies that er auch jetzt.

„Nun, du Kirchensänger, warum hängst du

denn den Kopf?" sagte Gleb, als sein Aerger sich gelegt hatte; „ist denn der Gram schon so gewaltig? Ach du! Höre, Bruder, du machst dich früh mit dem Kummer vertraut. Warte lieber, bis er uneingeladen, ungebeten kommt. — Das wird nicht lange währen! Singe, erheitere dich — das ist Alles, was du jetzt thun kannst; — wenn man dich so ansieht, sollte man wahrhaftig denken, du seist sehr unglücklich. — Ach du Schwacher! du Uberschwacher! Was bist du für ein Bursch! was für ein Fischer! Spreu, nichts als Spreu!" schloß Gleb, welcher nach und nach milder wurde und wieder zu lächeln begann.

So hechelte der Alte fast während der ganzen Ueberfahrt seinen Sohn, der kein Wort darauf erwiderte. Aber — ob dem Alten sein Sohn leid that, oder ob er es überdrüssig wurde ihn zu verspotten — am Ende schwieg auch Gleb.

Und doch lud Alles rings umher die Wanderer zu fröhlichem Gespräch ein! Der Tag war schön; nicht ein Wölkchen am Himmel; die Sonne brannte wie feiertäglich über der weichen, warmen, aufthauenden Erde. Die Vögel zwitscherten fröhlich in der stillen, kaum sich bewegenden Luft. Obgleich die Bäume noch keine Blätter hatten und nur erst Knospen sich zeigten, die mit fleberigem, wohlriechendem Lack bedeckt waren, obgleich die mit Schlamm belegten Wiesen noch immer eine dunkle, einförmige Ebene vorstellten, so sahen doch die Wiesen und Bäume, übergossen mit dem gelben strahlenden Lichte

des Morgens, ganz besonders fröhlich aus. Schon waren an einigen Stellen, wo die Sonne stärker wirkte, große Stücke Schlamm ganz getrocknet, und durch die lockere Oberfläche desselben, von einer unzähligen Menge dünner Spalten zerschnitten und wie eine Schaale erhoben, schauten schon einige gelbe, röthliche und blutrothe Cichorienstengel. Ein leichter Wind, der sich von Zeit zu Zeit über dem See erhob und durch die ihn umgebenden Erlen-, Hasel- und Weidengebüsche wehte, verbreitete den Geruch feuchten Waldbodens in der Luft. Unter den feuchten, dunklen Gebüsch entwickelten die Maiblümchen ihre röhrenartigen Blätter, nicht weit von den Veilchen, die bescheiden ihre blauen Köpfe über den dunklen, moostigen Haufen des vorjährigen Laubfalls zeigten. Alles verkündigte den Frühling: die dunkel-azurne Farbe des Himmels, die Lieder der Vögel, der Geruch der Knospen, die weiche, durchdringende Wärme der Luft, ja sogar die ungeheuren Eisschollen, welche sich auf Gletscher's Wege trafen und welche die Ueberschwemmung in die Wiesen fortgetragen hatte. Diese Eisstücke, durch und durch von den Sonnenstrahlen durchbohrt, waren jetzt lockere, kraftlose Massen; jede Minute rissen sie sich mehr vom oberen Ufer ab und fielen auf die Erde, wo sie sogleich in Millionen helltönende blitzende Nadeln zerbröckelten; noch zwei bis drei solcher Tage, und die fürchterlichen Eisblöcke, die noch unlängst hundertjährige Eichen auf ihrem Wege niedergeworfen, verwandeln sich in Psüzen, aus

welchen kühn und flink seine Schnepfenmäuse herauslaufen.

Gleb und sein Sohn unterschieden durch die Nester der Bäume, die den See begränzten, die Hütte von Großväterchen Konrad.

Die Wohnung des Alten hatte eine originelle, besonders typische Physiognomie. Es war so etwas von einem alten räucherigen Häuschen auf räucherigen Beinen, von welchen man in Märchen erzählt, und dann wieder etwas von den malerischen heiteren Steppenhütten oder Lehmhäuschen, wie man sie besonders im Süden Rußlands findet. Als Großväterchen Konrad sich an dem See ansiedelte (vor dreizehn Jahren), erlaubten ihm seine Mittel nicht, ein ganzes Haus zu kaufen. Das Geld reichte nur hin, um ein Duzend Dachsparren anzuschaffen, die schon ganz verbrannt waren, und noch ein anderes Duzend schiefer, grauer Balken. Das mangelnde Material wurde mit einer geflochtenen Wand ergänzt und diese von Innen und Außen mit einer Mischung aus Lehm, Flußsand und geriestem Stroh belegt. Großväterchen begann mit dem Abtragen des senkrechten Theils eines kleinen natürlichen Hügels, in welchen herausgenommenen Raum er die Hütte setzte, deren hintere Seite mit dem Dache sonach dicht an den erdigen Abhang stieß; ihre Seiten wurden zum Theil mit dem sich nach und nach senkenden Abhang des Hügels bedeckt, zum Theil mit geflochtener Wand. Die vordere Seite, wo sich die Thür befand (die Fenster waren in den Seiten

eingeschnitten) bestand aus den oben erwähnten Balken. Die Ungleichheiten und Spalten wurden mit Flicken aus Brettern und mit Lehm bedeckt. Von fern machte die Hütte einen ähnlichen Eindruck wie ein kraftloser Greis, der, in Lumpen gehüllt, mit franken, verbundenen Augen dasitzt. Vater Konrad hatte auch daran denken müssen, sich vor dem Regen zu schützen. Ein Platzregen im Sommer that ihm nicht viel, denn das Sönnchen brachte bald Alles wieder in Ordnung; aber im Herbst, wenn das Sönnchen wenig und matt schien, der Regen dagegen zwei bis drei Monate anhielt, wie war's da? Großväterchen hatte auch diesen Fall vorgesehen; er hatte deshalb den Rand des Daches weit herausstehen lassen, so daß selbst der schrägste Regen nur mit Mühe bis zu der Schwelle der Thür gelangte: auf das Dach war zudem so viel Stroh gelegt, daß es gar nicht mehr spitz erschien, sondern einem Heuschober oder einem aufgegangenen Topfkuchen ähnlich sah. Allerdings ein schönes Ansehen hatte die Hütte nicht; aber das kümmerte Großväterchen sehr wenig, ihm war die Wärme die Hauptsache, und darum warf er vor einer Woche, als er von Komarewa zurückkam, noch eine Menge frisches Stroh auf das Dach, so daß die Hütte einem alten Pilz mit einem geschwärzten Stengel glich, der aber noch eine gelbe Spitze bewahrt hat, welche in der Sonne glänzt. Was das Beste war, die Hütte brauchte sich vor der schrecklichsten Ueberschwemmung nicht zu fürchten; denn die Erlen und

Weidengebüsche, die sie von allen Seiten umgaben, beschützten sie, wie junge zärtliche Söhne, vor dem Eis und nahmen willig alle Last des Schlammes auf sich, mit welchem sie sich wie mit Trophäen behängten. Im Sommer verwandelte sich die Wohnung des Fischers in ein warmes Nest, das in die Erde versteckt war. Dann schimmerte durch die dunklen Blätter der Erlen das von der Sonne beleuchtete Strohdach, und zwischen den weißen, silbernen Nesten der Weiden schwärzte sich die geöffnete Thür. Bunte Lumpen, auf den Büschen aufgehängt, weiße Hemden, die auf den Seilen trockneten, Fischreusen, die in Unordnung umhergeworfen waren, Fischhamen, angelehnt in der Ecke, und zwischen ihnen ein neuer fichtener, wie Silber polirter Fischhafen, zwei bis drei Stufen, die in die Erde gegraben waren zum bequemen Gang nach dem See, der dunkle betheerte Kahn, der sich in dem blauen Schatten der herumstehenden Weiden wiegte, die über's Wasser hingen — Alles dies gab im Ganzen ein außerordentlich malerisches, freundliches Bild, deren man in Rußland sehr viele findet, welche unsere Landschaftsmaler aber niemals behandeln wollen, wahrscheinlich aus Uebersülle ihres poetischen Gefühls und ihrer feurigen Phantasie, die lieber geröthete Berge, Cypressen, die einem Haufen Salat ähnlich sehen und orientalische Grabmäler, die man für ein Stück Seife halten könnte, darstellen.

Gleb und sein Sohn erblickten, sich der Hütte nähernd, etwa funfzehn Schritte seitwärts von der-

selben Großväterchen Konrad, der am Ufer des Sees saß. Die mageren Beine über das Wasser herunterhängend, den ganz weißen Kopf, der von der Sonne beleuchtet war, vorwärts gebogen, angelte der Alte. Er war so vertieft in seine Arbeit, daß er die Annäherung der Gäste nicht merkte; einige Gründlinge und Stichlinge, zwei bis drei Barsche, die in dem schwefelgelben irdenen Krüge herumfuhren, nahmen, wie es schien, die ganze Aufmerksamkeit des Alten in Anspruch.

„Guten Tag, Onkel! sie sollen gut anbeißen!“*) rief plötzlich Gleb.

„Ah Nachbar, sehr willkommen!“ antwortete eben so heiter der Alte, indem er sein freundlich-gutmüthiges Gesicht zu den Gästen wandte. „Guten Tag, guten Tag!“ fuhr er fort, sich langsam erhebend und die Angel an die Gebüsche lehrend. Und deinen Johann bringst du mit? Das ist schön und ich danke dir, Nachbar; denn ich bin sehr erfreut ihn zu sehen! Guten Tag, junger Mann! du warst lange nicht bei mir — nun, es ist hübsch, daß du kommst, um dich nach uns zu erkundigen. Danke dir, daß du uns nicht vergaßest, Gleb Sawinitich — ich erwartete dich. — Duna, Dunachen!“ rief Großväterchen Konrad, indem er sich zur Hütte wandte.

Auf diesen Ruf öffnete sich die Thür der Hütte und auf der Schwelle erschien die Tochter des Fi-

*) Gewöhnlicher Gruß der Fischer, wenn sie Jemanden bei'm Angeln antreffen.

schers. Das achtjährige Kind, welchem wir begegneten, als es Windfall in den Uferbüschen sammelte, hatte sich in ein schönes, wohlgebildetes Mädchen verwandelt; aber das frühere Kind war noch immer in ihr zu erkennen: die blauen Augen waren dieselben und auch ihr Gesicht hatte noch dieselbe reizende Rundung wie früher, obgleich der schelmisch-kindliche Ausdruck nicht mehr zu erkennen war. Ein buntes Tuch, das sie mit schneller Hand um die blonden Haare gewunden hatte, warf einen durchsichtigen Schatten auf die reine, glatte Mädchenstirn, unter welcher ihre Augen tief und nachdenklich hervorleuchteten. Das weiße Hemd, leicht um die Schultern in die Höhe gezogen, umschloß fest die Gestalt Duna's, und über das Hemd hatte sie einen Unterrock (Poniamoi) gezogen mit rothen Würfeln auf dunkeln Grunde. Gewöhnlich sind diese leinenen Röcke nicht lang; auch der Duna's war's nicht; man konnte also nach Belieben die feinen unbedeckten Füße des jungen Mädchens betrachten, welche nur wenig über den Fersen sich wölbten und so den Anfang der frischen rothigen Waden bezeichneten.

Die erste Bewegung Duna's, als sie die Gäste sah, war: eilig zurückzuspringen; da sie jedoch schnell überlegte, daß sie sich für die Dauer doch nicht würde verstecken können, weil solche Gäste immer den größten Theil des Tages bei ihnen zuzubringen pflegten, so zeigte sie sich von Neuem auf der Schwelle. Ihre Wangen glühten im hellsten Roth; ob diese Röthe

von dem glühenden Ofen herrührte, vor welchem sie sich in Bereitung des Mittagessens den ganzen Morgen abgemüht, oder ob der unvermuthete Anblick Johann's ihr den Purpur auf die Wangen gejagt hatte — was noch wahrscheinlicher war — das ließ sich mit Sicherheit nicht unterscheiden.

„Dunachen!“ sagte Großväterchen Konrad mit weicher, bewegter Stimme, „es kamen werthe Gäste; decke das Mittagessen. Ich denke, Nachbar, es ist Zeit etwas zu essen, ihr müßt hungrig sein. Seht das Sönnchen, wie hoch es schon steht!“ —

„Wie ihr wollt, Nachbar. — Duna!“ wandte sich Gleb lebhaft zu der Tochter des Nachbars, welche sich hinter der Thür verbergen wollte, „warte, Schätzchen! Findet man sich so mit guten Leuten ab, he? Wir sahen uns seit Ostern nicht und ich meine, du bist tapfer aufgegangen! Komm her, laß dich küssen — Christus ist auferstanden!*) — so! so gehört sich's. Aber küssest du dich nicht mit meinem Jungen? Seid ihr vielleicht keine Christen? Johann, was stehst du? — ach du — nun?“ schloß Gleb lächelnd, während die jungen Leute sich mit gesenkten Köpfen gegenüber standen.

Auf den Gesichtern der beiden jungen Leute malte sich das Gefühl, welches ein ungeschickter, lästiger Zwang hervorbringt — auf dem des Mäd-

*) Vom Ostergebrauch, wo man sich mit diesem Gruße küßt.

chens vielleicht auch das der Scham; aber zum langen Ueberlegen hatten sie keine Zeit; denn schon regte sich bei Gled die Lust, sich über sie lustig zu machen. Johann faßte sich also ein Herz, ging zum Mädchen und, indem er die Mütze in die Hand nahm, küßte er sie dreimal (was Gled durchaus haben wollte). Seine ganze Seele lag dabei in seinen Augen, aber seine Knieen fingen an zu zittern.

„Sei nicht böse, schöne Dirne, daß wir die rothen Eier vergaßen; mein Johann war so erschrocken, als ich ihm sagte, er sollte mit zu euch kommen, daß er alles Andere vergaß,“ sagte Gled lächelnd und winkte Großväterchen Konrad mit den Augen, während dieser mit fröhlichem, gutmüthigem Lächeln bald auf den Nachbar, bald auf das junge Paar sah.

Bald darauf führte der Alte seine Gäste in das Haus.

Fünfzehntes Kapitel.

Das Gespräch.

Großväterchen Konrad, sich des alten Sprichworts erinnernd: „Am Hausherrn muß man den Wind riechen, an der Hausfrau den Rauch,“ beschäftigte sich ausschließlich mit den äußern Wänden und dem Dach seines Hauses, während im Innern Ordnung zu halten seine Tochter unumschränkte Gewalt hatte. Und dieses Innere contrastirte mit dem Aeußern beinahe ebenso sehr, als der Alte selbst mit seiner jungen Tochter. Alles war hier in Ordnung, hell, fröhlich und rein. Die rothe Ecke, wo die Heiligenbilder standen, war geweißt, wogegen der übrige Theil der Wand nur mit Thon bestrichen war. Die kupferne Einkleidung des Heiligenbildes funkelte wie Gold, denn Duna hatte sie zum Osterfeiertage mit Kreide gepußt. Nächst derselben standen Bündel von Osterpalmen, getrocknete heilige Brode, geweihtes Wasser in einem gläsernen Krüge,

rothe Eier und einige heilige Bücher in dunklem le-
 dernem Einband, mit kupfernen Spangen, dieselben,
 aus welchen Johann lesen lernte. In der gegen-
 überliegenden Ecke stand der Ofen, mit Einschnit-
 ten, um bequemer hinaufsteigen zu können; er nahm
 gerade den vierten Theil der Wohnung ein. Ueber
 der Ofengabel, dem Feuerhafen und Besen, die an
 den Ofen angelehnt waren, hing ein neues Fach,
 an Nägeln mit Seilen aufgehängt, auf welchem dick-
 bäuchige Töpfe, bedeckt mit hölzernen Deckeln, standen.
 Da noch viel Platz auf dem Fache übrig blieb, stellte
 die junge Hausfrau das Spinnrad neben die Töpfe,
 welches mit reichen Flachsbündeln auf der Spitze der
 Hechel versehen war. Die Ecke links, nahe an der
 Thür (die Lieblingsecke des Alten, hier flocht er ge-
 wöhnlich seine Bastschuhe und besserte die Netze aus)
 hatte nichts besonders Bemerkenswerthes, wenn man
 nicht einen gespizten Kässig mit einer Querstange
 dafür ansehen will und die Mütze Konrad's, die
 hier an einem hölzernen Nagel hing und deren
 Spitze einem steifen, zusammengefalteten, blauen
 Sacke nicht unähnlich sah. Ihrer Größe und ihrer
 Schwere nach glich die Mütze Konrad's derjenigen,
 welche der verstorbene Joachim zwanzig Jahre frü-
 her für Gregor gekauft hatte, als dieser kaum ein
 Jahr alt war. Auf einem Bindfaden, der von dem
 Vorsprunge des Ofens bis zu den oberen Thür-
 pfosten reichte, hingen grobe leinene Vorhänge, wel-
 che das rechte Fenster und das Bett der Fischertoch-
 ter verbargen; sie ließen jedoch so viel Licht hin-

Durch, daß man das Handtuch, welches am Kopfe des Bettes hing und einen sehr kleinen zinnernen Spiegel unterscheiden konnte, dessen Einfassung mit grünen und rothen Flecken geschmückt war. Dieses Toilettenstück war eins von denen, welche die Hausfrer trödeln tragen und in welchem man nur ein Auge oder die Nase, oder das Kinn, niemals aber das ganze Gesicht sehen kann. Da sah auch ein blauer beschlagener Koffer hervor, welcher wahrscheinlich Hemdknöpfe, rohe Seide, einen Fingerhut, Ohrgehänge, lederne Weiberschuhe, Leinwand, zwei neue leinene Röcke und andere Theile der wenig complicirten Mitgift eines Bauernmädchens enthielt.

Konrad ließ Gleb sich auf den Ehrenplatz setzen, neben die Heiligenbilder. Er nöthigte auch den Sohn sich dahin zu setzen, aber Johann lehnte dies unter dem Vorwande ab, daß er das Fenster mit dem Rücken verdecken würde; er setzte sich in den Schatten, den die Wand warf. Der Hausherr selbst nahm neben dem Nachbar Gleb Platz.

Das Licht durch's Fenster fiel voll in's Gesicht der beiden Alten. Es würde schwer gewesen sein, zwei charakteristichere, aber zugleich auch zwei unähnlichere Köpfe zu finden. — Die fluge, breite Stirn Gleb's, von üppigen schwarzen, mit grau vermischten Locken umgeben, seine Adlernase, die beweglichen, scharf geschnittenen Nasenlöcher, der kühne verwegene Blick konnten sehr wohl zum Modell eines alten Römers dienen; jeder Zug seines Gesichts,

jede Falte athmete Kraft und ließ erkennen, daß in der Brust dieses Mannes die Leidenschaften noch nicht ausgetobt hatten. Der weiße Patriarchenkopf des Nachbarn hingegen, mit der Ruhe im Gesicht, diesem Spiegel von Güte und kindlicher Treuherzigkeit, führten den Beschauer ganz unwillkürlich jene andächtigen Alten vor die Einbildungskraft, welche schon lange allen irdischen, fleischlichen Gelüsten entsagten und ihre Gedanken zu Gott wendeten. Es war unmöglich zwei Gesichter zu finden, welche so treu, so genau das ganze Leben, die ganze Seele ihrer Besitzer widerspiegeln.

„Nehmt vorlieb, theure Gäste, womit wir euch bewirthen; ich selbst weiß es nicht,“ sagte Konrad, als Duna die Fischsuppe auf den Tisch stellte, die mit Zwiebeln und Fastenbutter gewürzt war. (Das Mädchen vermied es, Johann anzusehen.) „Ihr seid freilich an andere Kost gewöhnt und habt wohl keine Lust zu unserer Fastenspeise.“ —

„Ei, Nachbar, wir haben keine verwöhnten Magen; denn wir halten beinahe das ganze Jahr die Fasten,“ sagte Gled; „die Fastenspeise bekommt bekanntlich dem Menschen gut. Freilich schadet auch die Fleischzeit dem Leben nicht; es scheint vielmehr, daß der Mensch während der Fleischzeit kräftiger wird.“

„Ja das mag wohl sein — kräftiger mag der Mensch vom Fleische werden; aber Alles hat seine Zeit. Es werden Jahre kommen, wo ich auch solche Nahrung nicht mehr werde genießen können; seit

funfzehn Jahren habe ich kein Fleisch gegessen und doch, Dank dem Allgütigen! kann ich nicht über meine Kräfte klagen, obwohl ich nichts aß als Brod, Zwiebeln und etwas Kwas, den ich manchmal zuschüttete."

"Nein, Onkel, du thust der Suppe Unrecht; es ist eine herrliche Suppe," sagte Gleb, indem er den Löffel zum Munde führte und mit Wohlbehagen die Suppe einschlürfte; „ein ganz vorzügliches Essen! Die Stichlinge und Gründlinge, wenn sie auch klein sind, schmecken doch sehr angenehm, und man muß sagen: Duna ist eine Meisterin im Suppenkochen, eine herrliche Köchin," fuhr er fort, indem er Duna ansah, deren Befangenheit sich nach und nach verloren hatte, obgleich sie es noch immer vermied, den Sohn des Fischers anzublicken. „Wahrhaftig, Nachbar, so oft ich zu euch komme und euer ruhiges, zufriedenes Leben mit ansehe, so beneide ich euch um eure Tochter."

"Ja, Gott segnete mich und sandte Freude auf meine alten Tage!" antwortete Konrad, indem auch er seine Tochter ansah. Die Züge des Alten belebten sich, als ob ein Sonnenstrahl, der plötzlich durch das Fenster gedrungen, über sein Gesicht geglitten wäre.

"Eins nur ist bei euch noch unvollständig," fuhr Gleb fort: „an Einem ist Mangel. Erinnerst du dich jener Frau, von der sie in Kaschira erzählten? Sie ging an den Fluß, um Hemden zu waschen, legte sie in einen hohlen Baum, und als

sie dieselben am andern Tage herausgenommen, sah sie im Baume ein Gefäß mit Geld. — Was meinst du, Onkel, wenn euch ein ähnlicher Glücksfall beschieden wäre — he? — das müßte dann ein herrliches Leben geben!“

„Wir brauchen kein Geld, wir sind auch so zufrieden!“

„Nun, nun, Onkel! Ich glaube doch, daß du dich freuen würdest!“ sagte Gleb lächelnd.

„Nein, Gleb Sawinitich, glaube das nicht. Wo viel Geld, ist auch viel Sünde. Wir begnügen uns mit dem, was wir haben. Mit dem Gelde kommen die Sorgen; wir leben auch ohne das. Ich sage dir, Gleb Sawinitich: glücklich der Mensch, dem sein Sonntagsfuchen*, Freude macht!“

„Du magst Recht haben, wenn du Alles dieses von dir selbst sprichst; aber von dir ist jetzt nicht die Rede! Sieh deine junge Tochter an; hätte sie Geld, so würde sie gewiß schon längst sich den Schmuck und alle die Kleinigkeiten angeschafft haben, die bekanntlich die Freude aller jungen Mädchen sind. Und dann ist es ja auch Zeit an die Mitgift zu denken! Nicht zwar, daß diese immer nöthig wäre: Duna z. B. wird auch ohne Mitgift einen Mann bekommen; aber sie ist eben auch ein Mädchen und würde sich gewiß daran erfreuen.“ Großväterchen Konrad seufzte tief und sein Gesicht wurde nachdenklich.

*) „Pirojchat“, ein russisches Essen.

„Was bleibt denn auch, wenn nicht die Liebe?“ sagte Oleb, indem er einen forschenden Blick auf den Nachbar richtete. „Nun was ist zu machen? So viel man den Strick auch aufdreht, an's Ende muß man doch kommen! Die Mädchen sind ja auch dazu da, sie sind dazu geboren. Es ist freilich nicht angenehm, sich von den eignen Kindern zu trennen; denn sie sind unser Fleisch und Blut; aber zu vermeiden ist es nicht. Gott selbst verordnete es ja so. Und man muß sich auch das zum Troste sagen: „hinter dem Kopfe des Ehemanns bleibt keine als ein Waisenkind zurück.“ Ja so ist's von jeher gewesen: die Verwandten behalten das Mädchen bis zur Brautkrone, der Mann behält es bis zum Ende. Nun, Onkel, deine Duna ist keine Mißgeburt, sie schielt nicht, Gott sei Dank! sie ist schön! Was soll sie also sitzen bleiben als ein Mädchen? Nein, Onkel, laß sie heirathen; ich will den Bräutigam aussuchen: bei dir ist die Waare, bei mir der Käufer.“

Johann hatte längst geahnt, daß sich die väterliche Rede auf ihn bezog, aber wie peinlich ihm auch dieses Gespräch besonders in Gegenwart Duna's war, so verrieth er doch seine Ungeduld nicht. Mit dem Rücken an die Wand gelehnt, schüttelte er nur bisweilen leise den Kopf; denn sich in's Gespräch mischen konnte er nicht, weil erstens der Vater ihn nicht zu Worte kommen ließ, — er wußte überdies, daß wenn er auch bis morgen gesprochen hätte, so wäre dies doch vergeblich gewesen, sein Vater hätte doch keine Rücksicht darauf genommen —, und zwei-

tens, weil das Herkommen es nicht gestattet, daß junge Leute sich in's Gespräch der Alten mischen, wenn diese über die Zukunft ihrer Kinder sprechen. Johann mußte, daß er jetzt als Bräutigam dasaß und daß er folglich schweigen mußte.

Aber Gleb ließ auch den Nachbar nicht zu Worte kommen; er kramte alle jene witzigen und scharfsinnigen Reden und Argumente aus, die gewöhnlich bei'm Freierwerben angewendet werden; aber man sah, daß es ihn langweilte, auf Umwegen auf sein Ziel loszugehen. Er war dazu viel zu gerade und zu hitzig; am liebsten hätte er mit einem Mal das Geschäft beendigt — „abgeläutet und vom Glockenthurme fort!“ Dieses Gehen in dem alten Gleise war Gleb so zuwider, daß er sogar einmal in seiner Rede stecken blieb; allerdings nur für einen Augenblick, dann sah er lebhaft die Anwesenden an, lächelte und Großväterchen Konrad sanft auf die Schultern klopfend, fuhr er fort:

„Weißt du, Onkel, du und deine Tochter, ihr stürzt meinen Jungen in's Verderben — ja ja, so ist es!“

„Geh, Nachbar, was segest du dir für Zeug in den Kopf! Bewahre uns Gott, daß wir deinen Sohn zu verderben dächten!“ sagte der Alte, indem er gutmüthig lächelnd auf Johann blickte, welcher ungeduldig mit dem Kopfe schüttelte.

„Schon Recht,“ fuhr Gleb fort; „es kann auch sein, daß ihr nicht Schuld seid, aber dennoch stürzt ihr ihn in's Verderben! Ich meine,“ sagte er, in-

dem er listig mit den Augen blinzelte, „das kommt Alles von euren gelehrten Beschäftigungen her, mein Johann kam so oft zu dir um in den Büchern zu lesen, daß er endlich ein Schriftkundiger wurde und sich um den Verstand las. Ihr stecktet ihn an. Ja ja, Onkel, du und deine Tochter, ihr seid an der Krankheit des Jungen Schuld, nun heilt ihn auch,“ schloß Gleb lächelnd.

Johann schüttelte von Neuem mit dem Kopfe.

Duna stellte eilig die letzten Schüsseln auf den Tisch, ging zum Ofen und beschäftigte sich dort mit Töpfen und Schalen; aber sie war mit den Gedanken nicht bei ihrer Arbeit; die Reden Gleb's und seine Anspielungen nahmen ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch.

„Ach du Spaßvogel, du Spaßvogel!“ erwiderte Konrad, „was du nicht Alles ausheckst! Nein, Gleb,“ fuhr er dann ruhig fort, „dadurch, daß Johann sich mit der Schriftkunde beschäftigte, ist er nicht schlechter geworden! O ja, es giebt Bücher, die es sündlich wäre in die Hände zu nehmen — aber in solchen lies't dein Johann nicht; er lernte nur Gutes; Schlechtes würde nicht in seinen Kopf gehen! — Unsere Bücher, die ich ihm gab, verderben den Menschen nicht, lehren ihn keine Ungezogenheiten; denn es sind vernünftige, herzliche Bücher, die heiligen Väter schrieben sie.“

„Wirklich? Nun ja, aus solchen Büchern kann er freilich nichts Schlechtes lernen!“ sagte etwas verwirrt der alte Fischer. „Wenn's aber die Bü-

cher nicht gethan haben, muß es etwas Anderes gewesen sein!" fuhr er fort. „Denn es war doch wohl nicht ohne Grund, daß er in letzter Zeit zu Hause stets so in Gedanken versunken herumging? — und was konnte die Ursache davon sein? Was sagst du, Großvater? Sollte er — verliebt sein? — Nun gleichviel, ob ihn die Bücher verdorben haben oder ob etwas Anderes ihn so mißmuthig gemacht hat, eine Ursache muß vorhanden und sie kann nicht klein sein; denn sieh, Onkel, der Bursch ist ganz verkommen und es ist hochnöthig, ihn zu curiren. Wie ist's, hast du vielleicht ein Hülfsmittel? Du weißt's ja: so lange ein Vogel auch in der Luft fliegt, so muß er sich endlich doch zur Erde setzen, — nun gieb dein Wort „in goldner Schüssel," rede!" —

Dem Alten ward es schwer, das Wort auszusprechen, welches ihn von der Tochter trennen sollte; aber freilich wußte er, daß dieses nicht zu ändern sei, daß er sie früher oder später doch einmal von sich geben mußte. Er hatte auch längst an Johann gedacht; denn einen bessern Bräutigam konnte er für seine Duna ja nicht finden: Johann war ein Bursche, wie er sein soll. Und doch widerstrebte es seinem Herzen, das letzte Wort auszusprechen. Weil er jedoch zugeben mußte, daß Gleb Recht hatte, wenn er sagte: so lange der Vogel auch in der Luft fliegt, einmal muß er sich doch setzen, so erwiderte er endlich freundlich:

„Lieber Nachbar, wir haben Nichts gegen eine gute Sache.“

Johann unterdrückte mit Mühe seine innere Bewegung und sah unwillkürlich auf Duna.

Die Worte des Vaters veranlaßten diese, den Kopf leise nach den Sprechenden hinzuwenden; auf ihrem erröthenden Gesichte, das sie verlegen zu Boden senkte, war jedoch weder Kummer noch Verzweiflung sichtbar; denn sie wußte, daß ihr Vater sie nicht zu etwas zwingen würde, was ihr zuwider wäre. Die Verlegenheit auf ihrem Gesichte hatte lediglich in der Gegenwart Johann's ihren Grund.

„Wenn's so ist, Onkel, so ist nichts mehr darüber zu sprechen nöthig!“ fuhr Gieb heiter fort. „Dank dir für das freundliche Wort! Aber ich erwartete auch nichts Anderes von dir; deshalb kam ich selbst. Als ich meiner Alten heute sagte, weshalb ich zu dir gehe, da meinte sie: es schicke sich nicht, daß ich selbst zu solch einem Geschäfte gehe, das wäre die Sache der Weiber. Ja, sagte ich, um euer Frauengeschwätz werde ich mich viel kümmern! Wir lebten mit Onkel Konrad an die dreizehn Jahre zusammen „wir zwei Stiefel und nur ein Paar“, wie es sich für Nachbarn schickt; ich kenne ihn und er kennt mich; wir wissen, was wir von einander zu halten haben und da meinst du, soll ich noch Ceremonien machen und euch Frauen schicken? Nein, sage ich, ich gehe selbst, ich werde Alles mit dem Nachbar besprechen, das ist besser. Die Frauen schwäzen drei Körbe voll und es ist

doch kein Sinn darin, und das Ende ist dasselbe, sie halten's nur auf mit ihren unnützen Reden. Wenn ich 'mal auf die Wahrheit ausgehe, dann wünsche ich es nach meiner Meinung zu haben; je schneller wir unsern Jungen heilen, desto besser. Und ich muß dir auch sagen, Onkel, daß uns bald ein anderes Geschäft erwartet, das uns Kummer machen wird; darum auch bemühe ich mich, unsern Jungen hier schneller zu heilen, damit auf alle Fälle ein Trost im Hause bleibt. Ich habe dir von der Sache noch nichts gesagt, aber es könnte sein, daß du schon sonst etwas davon gehört hättest?" sagte Gleb, dessen Fröhlichkeit sichtlich bei den letzten Worten abnahm.

"Bewahre mich Gott! ich hörte nichts davon!" versetzte Onkel Konrad, seinen weißen Kopf erhebend.

"Ich sagte dir bis jetzt nichts davon, weil die Zeit dafür noch nicht gekommen war," fuhr Gleb fort, "auch meine Leute zu Hause wissen noch nichts; aber jetzt ist nichts mehr zu verbergen; denn heute oder morgen wird das Gefürchtete eintreten." Die Augenbrauen des alten Fischers zogen sich immer dichter zusammen, als er sagte: "Onkel, die Rekruten-Aushebung fängt an! Gegen die Sache selbst ist natürlich nichts zu sagen, sie ist nöthig; denn das Reich kann nicht ohne Heer sein. Aber, Onkel: die Reihe kommt diesmal an die Meinen."

Großväterchen Konrad heftete den Blick auf die Erde und schüttelte bedenklich den Kopf.

„Ja,“ sagte er, „ich hörte, daß man die Reifrutten sammelt; aber ich wußte nicht, daß du an der Reihe seist, Gleb Sawinitich. Nun, was wirst du da machen?“

„Was ist da zu machen!“ erwiderte Gleb, und fuhr mit der flachen Hand über seine grauen Locken; „nichts, die Sache ist gesetzmäßig. Da muß man sich entscheiden, und wenn's Einem auch wehe thut, muß man doch der Vernunft die Oberhand lassen. Nun das habe ich gethan, ich habe entschieden: daß Gregor geht.“

In den Zügen Johann's war gleich von Anfang dieses Gespräches an, besonders aber, als Gleb seinen Vorsatz erklärte, Gregor fortzuschicken, eine auffallende Veränderung vorgegangen: er sah mit verwirrten, unruhigen Blicken auf den neben ihm sitzenden Vater, und als dieser Gregor's Namen aussprach, fuhr er unwillkürlich zusammen, ein convulsivisches Zittern bemächtigte sich seines ganzen Körpers und dicke Tropfen kalten Schweißes traten ihm auf die Stirn.

Duna stand an der Thür. Ihr Gesicht, mit grünlicher Blässe überzogen, war unbeweglich; die weißen Lippen öffnend, den Hals ausstreckend, sah sie mit trocknen Augen, mit völlig gedankenloser Verwirrung in die Ecke, wo die Alten saßen. Nach einer Secunde trübten sich ihre Blicke, das Feuer erlosch in Thränen, die unaufhaltsam aus dem Herzen hervorströmten; ihre Brust hob sich, die Lippen und Nasenlöcher fingen an zu zittern; ihr ganzes

Wesen war wie eine verzweifelte Wehklage. Duna unterdrückte jedoch das Schluchzen, welches sich ihrem Herzen entrang; sie legte die eine Hand an die Lippen, die andere an die Brust und schlüpfte zur Thür hinaus.

Alles dies ging so plötzlich und dabei so ruhig vor sich, daß Gieb und Großväterchen Konrad die Abwesenheit des Mädchens gar nicht bemerkten. Es kam ihnen keine Ahnung, daß das Schicksal Gregor's solch glühendes Mitgefühl in dem Herzen des Mädchens habe. Aber sie waren auch viel zu vertieft in ihr Gespräch, als daß sie auf die jungen Leute die geringste Aufmerksamkeit hätten wenden können. Wäre dies nicht der Fall gewesen, so wäre ihnen gewiß die Unruhe Johann's sogleich aufgefallen. Sie sprachen also ruhig weiter, indem sie sich von Neuem zu dem Hauptgegenstande ihrer Ueberlegung wandten; und diese Ueberlegung stimmte sie nach und nach wieder heiter.

Dieses Mal bekümmerte sich Johann wenig um das, was der Vater sprach. Er hing seinen eignen Gedanken nach, und diese Gedanken waren anscheinend hart und bitter.

Die Verbindung Duna's mit dem Pflegesohne war ihm längst bekannt; ihre jetzige Verzweiflung entdeckte ihm folglich nichts Neues. Wie bitter es ihm auch war der Fischerstochter zu entsagen, so hatte er sich doch längst schon in sein Schicksal ergeben. Der Wille des Vaters, Gregor fortzuschicken, und die Folgen, die diese gezwungene Entfernung

nicht nur für Duna, sondern auch für den Pflege-
sohn selbst haben könnte, das war es, was die
Seele des jungen Mannes bewegte. In Augen-
blicken großer Bestürzung durchleidet und durchdenkt
der Mensch mehr als in ganzen Jahren ruhigen,
ungestörten Dahinlebens. Der Gram des Jünglings
concentrirte sich nach und nach und verbarg sich in
seiner Seele. Sein Gesicht wurde ruhiger, aber
gleich dem See, der sich ja auch nach den Herbst-
stürmen wieder beruhigt, behielt es einen schmerz-
lichen, wehmüthigen Ausdruck, und ein scharfer Be-
obachter konnte erkennen, daß sich der junge Mann
mit einem Entschlusse trug, welcher mit jeder Se-
kunde klarere und bestimmtere Form in ihm gewann.
Er war so sehr mit seinen Gedanken beschäftigt, daß
er sogar die Fischerstochter nicht bemerkte, welche
wieder in die Hütte eingetreten war, bei der Thür
stand und ihn mit von Thränen geschwollenen Au-
gen ansah.

Er erwachte erst aus seinem Nachdenken, als
der Vater und Großväterchen Konrad von ihren
Plätzen aufstanden.

„Johann, was hängst du den Kopf? Schüt-
tele dich ab, Dummer!“ sagte Oleb halb scherzend,
halb ungeduldig. „He, Onkel, ist er nicht dumm?“
fuhr er fort, sich zu Konrad wendend. „Und du lobst
ihn? Was ist denn an ihm zu loben? Spreu ist
er; wahrhaftig! nichts als Spreu! Herr mein
Gott! was sind das jetzt für junge Leute! — Nun,
heilen wir ihn bei dir, vielleicht wird er dann wieder

fröhlich. — — Laß uns an den See gehen, Dunkel und uns noch weiter besprechen — es wird auch nachgerade Zeit an die Heimkehr zu denken!“ schloß Gleb, ging mit dem Nachbar zur Thür hinaus und bemerkte Duna nicht, welche sich hinter dem Vorhange verbarg.

Als die Schritte der Alten sich am See verloren, erhob sich Johann, ging nach dem Orte, wo der kleine Spiegel sich befand, und zog den Vorhang zurück.

Duna saß auf dem Rande des Bettes, sie verbarg ihren Kummer vor dem jungen Burschen nicht mehr. Ihr Gesicht mit den Händen bedeckend, schluchzte sie heftig und ihre Thränen flossen wie Bäche zwischen den krampfhaft zusammengepreßten Fingern hervor. Das Gesicht Johann's erschien vollkommen ruhig und nur seine Hände, die immer noch mechanisch den Vorhang festhielten, verriethen seine innere Aufregung.

„Duna,“ sagte er mit beinahe fester Stimme, „bekümmre dich nicht — sei ruhig! — Ich sagte euch (hier fing seine Stimme leicht an zu zittern), ich sagte euch: ich will euch kein Hinderniß sein! — Weine nicht — ich werde ihn befreien.“

Dabei fuhr er sich mit der Hand über die Augen und ging dann aus der Hütte. Als er sich dem See näherte, sah er, wie Gleb mit seiner linken Hand die Rechte Konrad's gefaßt hatte und hörte, wie er, sie ihm fröhlich schüttelnd, sagte:

„So ist es und so wird es sein! Dann wollen wir recht vergnügt zusammen leben — zwei Stiefel — ein Paar!“

Bald nachher nahmen Gleb und sein Sohn Abschied von Großväterchen Konrad und verließen den See. Auf dem Heimwege machte sich der Vater wieder über den Sohn lustig, nannte ihn auch wohl, wenn sein hartnäckiges Schweigen ihn zu sehr ärgerte, Spreu, rieth ihm, sich abzuschütteln, und meinte, es würde gewiß schlechter sein, wenn er ihn abschütteln würde. Aber weder der Spott noch der Zorn des Alten lockte aus dem Sohne ein Wort hervor. So gingen sie die Wiese entlang und fuhren über den Fluß.

Es war noch ziemlich hell, als sie das jenseitige Ufer erreichten, obgleich die Sonne bereits untergegangen war: die durchsichtige Frühlingsluft behält noch lange den Wiederschein des Sonnenuntergangs. Durch die Dämmerung, die in dem Thale des hohen Bergrückens, wo das Haus des alten Fischers stand, herrschte, konnte man noch deutlich alle Gegenstände unterscheiden.

„Schau hin, Johann! steht da nicht ein Pferd an der Pforte?“ sagte plötzlich Gleb, als er aus dem Rahne stieg.

Johann erhob den Kopf.

An der Pforte stand wirklich ein gesatteltes Pferd.

„Nun, ich wußte nicht, daß es so schnell kommen würde!“ sagte Gleb und legte die flache Hand

an die Stirn, — „ich dachte, Gregor würde noch auf deiner Hochzeit schmauſen; es ſcheint, als ob dieſes ſein Schickſal nicht zugeben wolle!“

In den Hof eintretend, bemerkte der alte Fiſcher zuerſt ſeine Frau, die auf den Treppenſtufen ſaß und bitterlich weinte; die beiden Schwieger-
töchter hielten ſich Taſchentücher vor's Geſicht und ſchüttelten die Köpfe. In der Thür, an einen Thür-
pfoſten gelehnt, ſtand der Pflegetohn; man erkannte die Bläſſe ſeines Geſichts ſogar durch die dichte Dämmerung. Aus dem Hauſe heraus ertönten die Stimmen Peter's und Baſil's und noch eine fremde, ganz unbekannte Stimme.

Gleb irrte ſich nicht. Das Pferd gehörte dem Vorſteher einer Koſackenabtheilung, welcher gekommen war, um den Rekruten zur Auslieferung zu führen.

Sechszehntes Kapitel.

Der Sohn des Fischers.

„Genug, sage ich; mit Weinen änderst du nichts. „Die Frau klagt um den Handel und der Handel weiß nichts davon.“ Als ob wir nicht so schon Kummer genug hätten! Wir trennen uns ja nicht für die Ewigkeit. Gott ist gnädig; er wird den Jungen wieder zurückkehren lassen und dann werden wir uns freuen. Und weshalb überhaupt weinen? Wir gewöhnten uns so an ihn! Nun ja! Gelobt sei Gott, der ihn uns in's Haus geschickt! Schade ist's freilich, aber doch ist's nicht so schlimm, als wenn wir den Johann geben müßten.“

So sprach Gleb Sawinitich zu seiner Frau bald nach der Abreise des Kosacken = Vorgesetzten. Sie führten das Gespräch zwischen der hinteren Pforte und dem Zaun des Rükchengartens, in der bekannten Quergasse. Gleb hatte gleich nach dem Abendessen, an welchem auch der Vorsteher Theil

nahm, Allen befohlen sich schlafen zu legen, und war dann mit der Frau zu einer Berathung hinausgegangen. Auf dem Hofe war's still. Der Mond stand wie eine dunkelrothe Kugel noch tief am fernen Horizonte und verbreitete beinahe noch gar kein Licht, so daß Gleb und Anna nur mit Mühe gegenseitig ihre Züge unterschieden. Wahrscheinlich schloß Niemand das Auge in dem kleinen Zimmer und der Hütte, aber trotzdem war es so ruhig, daß der Mann und die Frau nur flüsternd zu sprechen wagten, um nicht den Verdacht der Hausgenossen zu erwecken und sie nach der hinteren Pforte zu locken, was Gleb sehr unlieb gewesen sein würde.

„Wenn er auch ein Fremder ist,“ sagte Gleb, „daß darf keine Ursache für uns sein ihn zu übertheilen; ich werde ihn nicht beleidigen! Er ist eine Waise, hat weder Vater noch Mutter; — wir dürfen ihn nicht verlassen. Haben ja doch auch fremde Leute Mitleid mit einer Waise, wie sollten wir nicht mit ihm, unserm Pflegesohne, Mitleid haben! Es ist also nöthig ihn auszurüsten, wie es sich gehört; wir müssen christlich und nach Gewissen an ihm handeln. Er lebte bei uns wie ein leibliches Kind; so wollen wir ihn auch entlassen.“

„Freilich, Väterchen, ich denke auch so. Ich werde ihm Kornfuchen in Menge backen,“ liselte Tante Anna, indem sie sich mit den Ärmeln die Thränen abwischte und seufzte, wie dies Frauen zu thun pflegen, wenn sie lange und bitterlich geweint haben.

„Da haben wir's — Kornfuchen! Ach Alte, deine Kornfuchen braucht er nicht! Hat er sich einmal und noch einmal satt daran gegessen, so fragt er nicht mehr darnach. Nein nein, Hemden muß er haben — — Kornfuchen!“

„Natürlich ohne Leinwand entlasse ich ihn nicht, den Lieben,“ stöhnte Tante Anna.

„Leinwand? ja wohl, die braucht er auch, zu Fußlappen;*) ich spreche aber von Hemden. Er bleibt noch zwei Tage bei uns, die müssen angewendet werden, damit er dann versorgt ist, wie es sich gehört. Du kannst ihm ja von Johann's überflüssigen Hemden geben.“ —

„Die sind ihm zu kurz!“ sagte die Alte so laut, daß der Mann ihr pft! zulispelte und die Hand erhob.

„Zu kurz? so nehmen wir sie von Basil.“

„Von Basil? der bleibt ja nicht zu Hause und braucht also seine Hemden selbst nöthig,“ flüsterte die Frau.

„Basil wird zu Hause bleiben als Ersatz für Gregor. Werde ich ihn bei Andern arbeiten lassen und mir selbst einen Arbeiter miethen! Nein, das wäre zu fett! Sie bringen ohnehin kein Geld in's Haus. — Es ist genug, wenn Peter allein in die „Fischer-Vorstadt“ geht. Also die Hemden von Basil werden herausgegeben und ich lege ihm dann noch

*) Stücken Leinwand, mit welchen man die Füße umwickelt anstatt der Strümpfe.

ein Paar Silberrubel bei; denn unter den Soldaten wird er sich wohl einmal Stiefeln oder sonst etwas kaufen müssen.“

Wie sehr auch das Herz der Alten übertoll war, wie sehr ihre Gedanken mit der bevorstehenden Trennung von dem Pflegesohne, an welchen sie gewöhnt war wie an ein eignes Kind, beschäftigt waren, so machten doch alle ihre Gefühle und Gedanken unwillkürlich dem Erstaunen Platz, das sie bei Gleb's ganz ungewöhnlicher Freigebigkeit überkam. Rühn gemacht dadurch, sagte sie:

„Und, Vater, man muß ihm auch ein Gottesbild geben — wie wär's denn, wenn wir ihm das mit dem silbernen Umschlage schenken?“

„Das läßt sich hören. Ich dachte auch schon daran,“ erwiderte Gleb; „aber weswegen gerade das mit der metallenen Einfassung? ein einfacheres verrichtet dieselben Dienste. Die Hauptsache, denke ich, wird unser Segen sein.“ —

Die Beiden überlegten noch Manches in Betreff Gregor's, dann erinnerte Gleb daran, daß es Zeit sei schlafen zu gehen.

„Geh um das Haus herum und zur vordern Thür hinein, ich werde hier so lange warten. Und wenn dir eins von den Kindern begegnet, so gieb dir das Ansehn, als ob du nicht hier gewesen wärst; vergiß das nicht; denn sie merken so schon etwas. Nun geh! — Ja, ja!“ fuhr der alte Fischer fort, als das Knarren des Pförtchens anzeigte, daß die Frau im Hofe war, „du wirst auch nicht

immer Brachsen und Barsche zu essen bekommen, es wird eine Zeit kommen, wo du auch Sand vom Ufer schmeckst! — Schade ist es um Gregor; feck und unbändig war er, aber ein tüchtiger Bursch!“

Gleb sah zum Himmel auf, an welchem jetzt majestätisch der Mond dahinschwamm, bekreuzte sich, ging dann auf den Hof und, indem er sich in den Schafpelz hüllte, legte er sich in seinen Schlitten unter den Schoppen.

Obgleich sich der Alte schon längst mit dem Gedanken vertraut gemacht hatte, daß er sich früher oder später von dem Pflege Sohne würde trennen müssen, so konnte er doch lange nicht einschlafen; er warf sich den größten Theil der Nacht von einer Seite zur andern und stöhnte oft so stark, daß die Hühner und Tauben, die auf dem Rande eines löcherigen Rahnes, beinahe über seinem Kopfe, schliefen, zusammenfuhren und die Köpfschen unter ihren warmen Flügeln hervorstreckten.

Aber der alte Gleb ahnte nicht, daß ihm noch eine andere Prüfung bevorstand, gegen welche sein gegenwärtiger Kummer Kinderspiel war. Er wußte nicht, daß diese Nacht die letzte wäre, die er vergleichsweise noch immer ruhig zubringen würde.

Die Morgenröthe zog leise am Horizonte herauf, der Himmel, an welchem die Sterne nach und nach erloschen, war ungewöhnlich rein und klar; leicht erröthend gegen den Aufgang hin, lächelte er freundlich und eilte, wie es schien, sich von den Wolken zu befreien, welche, wie die letzten Falten auf einer

sich erheiternden Stirn, in langen erbleichenden Streifen nach Osten entflohen. Die ganze Natur erwachte und indem sie die vom Thau erfrischten Augen erhob, stand der lachendste Frühlingsmorgen vor ihr und über den Wiesen trillerten die Lerchen ihr Morgenlied. — Da sprang Gleb eilig aus seinem Schlitten, fuhr mit der Hand über das Gesicht und die Haare, blickte zum Himmel auf und befreuzte sich.

„Gott schuf einen heitern, herrlichen Morgen!“ sagte er, ging aus der Pforte und sah fröhlich auf die Oka und das ferne Ufer, die nur eben erst von der Morgensonne beleuchtet wurden. Es kam ihm nicht in den Sinn, daß dieser so fröhlich lächelnde Morgen sich gleich einer schweren Last auf sein Herz legen und ewig in seiner Erinnerung bleiben würde.

An diesem Morgen wollten Peter und Basil den Vater mit ihrem Vorhaben bekannt machen; sie bereiteten sich auf das Unwetter vor, welches unfehlbar über ihren Köpfen ausbrechen würde. Während der Vater zum Ruheplaze ging und nach den Rähnen sah (dies war unwandelbar das erste Geschäft des alten Fischers, mit welchem er täglich seine Arbeit anfang), saßen seine zwei Söhne in der Vorrathskammer und besprachen sich über die bevorstehende Erklärung mit dem Vater. Vor ihnen stand eine Flasche. Peter wußte, daß Basil schwerlich dem Vater gegenüber Stand halten würde, wenn er ihm nicht bei Zeiten die gehörige Dreistigkeit beibrächte. Zu diesem Zwecke hatte sich Peter

am Abend vorher in Sosnowfi mit einem Kraftmittel versehen, mit Branntwein, ohne welchen nach seiner Meinung — und diese Meinung war wohl begründet — Basil gerade das war, was der Branntwein ohne Feuer ist; er wußte, daß er sich nur auf seinen Bruder verlassen konnte, wenn er ein Räuschen hatte. Indessen versäumte Peter nicht, auch das eigne Herz zu erfreuen, wie er sich ausdrückte, und war nicht faul die Flasche an die Lippen zu führen. Und zwar that er dies nicht etwa aus einem besondern Bedürfniß, sondern er trank bloß aus Gewohnheit, wie Jeder, der sich dem Trunke ergeben hat. Er fürchtete den väterlichen Zorn auch ohne Rausch nicht; denn er gehörte zu jenen gänzlich rohen Naturen, denen weder mit Schmeichelei noch mit Drohungen beizukommen ist und welche sich eher Hände und Füße abhauen als von ihren Vorsätzen lassen. Und seine Rohheit entsprach seinem Eigensinn; er schien sich sogar darauf zu freuen, seinem Vater trotzig gegenüber zu treten, und sein Zigeunergesicht verrieth nur dann Verdruß, wenn er an Basil immer noch von Zeit zu Zeit einige Verlegenheit bemerkte. Diese Verlegenheit schwand jedoch, Dank der Vorsorglichkeit des Bruders, mehr und mehr, und Beide gingen, fest in ihrem Entschlusse, in das Haus.

Gleb war noch nicht vom Flusse zurückgekehrt; aber die ganze Familie, Johann ausgenommen, den Niemand seit dem gestrigen Abend gesehen hatte, befand sich schon im Hause. Mit alleiniger Aus-

nahme von Peter's Frau wußte Keiner von den Vorsätzen der beiden Brüder; die allgemeine Aufmerksamkeit richtete sich folglich nur auf Gregor. In Erwartung Gleb's und des Frühstücks umgaben Alle mit größerem oder geringerem Antheil den Pflugesohn, welcher auf der Bank am Fenster saß, den Kopf an die Wand lehnte und zur Erde sah. Endlich kam Gleb und Alle setzten sich zum Frühstück.

Der alte Fischer bemerkte sogleich, daß seine ältesten Söhne berauscht waren. Wie wir bereits wissen, hielt Gleb alle Glieder der Familie ohne Ausnahme unter seiner eisernen Hand — er zeigte sich fast nie nachsichtig gegen ihre Fehler. Er konnte jetzt um so weniger mit Peter und Basil Nachsicht haben, als er sie in der letzten Zeit schon einige Male in diesem Zustande getroffen hatte. Er brauste daher sogleich auf und überhäufte sie mit einem Hagel von Scheltworten. Die Sache würde damit abgethan gewesen sein, wenn sie geschwiegen hätten; aber sie schwiegen nicht: der Branntwein gab ihnen Muth zu antworten und sie antworteten grob und frech. Dies brachte den Alten in Wuth, seine Augenbrauen zogen sich zusammen, er warf den Kopf zurück, seine Lippen zitterten vor innerer Erregung. Aber die Söhne waren zu weit gegangen, als daß sie hätten umkehren können; sie hielten trotzig den wüthenden Blick des Vaters aus und als dieser mit geballter Faust auf den Tisch schlug, sagten sie ihm in's Gesicht, daß sie's überdrüssig wären, sich als Kinder behandeln zu lassen und daß

sie das Haus verlassen wollten. — Wir werden die auf diese Erklärung folgende wilde Scene nicht beschreiben, welche dem Leser nichts geben könnte, als ein drückendes, unangenehmes Gefühl. Die Frauen und Kinder stürzten über Hals und Kopf zur Thür hinaus und versteckten sich; eine Zeit lang sahen und hörten sie nichts weiter, als was von dem eben Erlebten ihnen in den Ohren forttönte, und ihre Zähne klapperten vor Furcht. Nach und nach kamen sie wieder zum Vorschein; ihre erschrockenen Gesichter sahen, wie auf ein verabredetes Zeichen, zu derselben Zeit aus verschiedenen Ecken des Hofes heraus. Aber das fürchterliche Geschrei, welches aus dem Hause ertönte, ein Geschrei, durch welches sich, wie der Donner, die Stimme Gleb's hören ließ, trieb sie schnell wieder in ihre Verstecke zurück. Der Lärm und das Schreien wurden immer stärker; es schien, als ob das Haus auf etwa vierzig leeren Fässern rolle. Die Frauen konnten der Neugierde, welche nun einmal das Erbtheil der Töchter Eva's ist, nicht widerstehen, sie steckten immer von Neuem die Köpfe heraus, um zu horchen. Dies dauerte so lange, bis endlich der Lärm schwieg und Gleb sich auf der Treppe zeigte. Da verschwanden die Frauen völlig und zogen sich in die dunkelsten Ecken ihres Verstecks zurück. — Gleb sah in der That fürchterlich in diesem Augenblicke aus. Seine grauen, trocknen Haare standen auf dem Wirbel aufrecht, als wären sie vom Winde aufgeblasen; seine Augäpfel funkelten in dem mit Blut gefüllten Weißen; die Nasenlöcher

und die weiß gewordenen Lippen zuckten krampfhaft; die hohe Stirn und die Wangen des Alten waren mit weiß-grünen Streifen bedeckt; seine Brust bewegte sich unter dem Hemde wie ein stürmender Fluß, der das Frühlingseis zerschlägt. Die Stufen der Treppe dröhnten unter seinen schweren Schritten. Auf dem Hofe blieb er stehen, wie um Athem zu schöpfen, und wendete sich dann rasch zu der Thür zurück, erhob feierlich beide Hände und rief mit halb erstickter Stimme:

„Nicht werde euch, ihr Ungehorsamen, mein väterlicher Segen“ —

Plötzlich hielt er an, seine Stimme erlosch bei dem letzten Worte und nur das blizende Auge, das immer noch auf die Thür gerichtet war, schien das zu sagen, was die Zunge nicht auszusprechen vermochte. Er senkte die zusammengedrückten Fäuste, that einen Schritt zurück, durchlief den Hof mit scharfem Blick, blieb von Neuem mit dem Auge auf der Thür und der Treppe haften und ging dann plötzlich aus der Pforte, wie wenn die Luft des engen Hofes ihn hinderte frei zu athmen.

Die Anmuth des Frühlingsmorgens, die unbewegte Ruhe der Umgegend, die Gesänge der Vögel, Alles dieses wirkte freilich wenig auf Oleb; aber das Lüftchen, welches ihm in's Gesicht wehte und seinen erhitzten Kopf erfrischte, machte die Brust des Alten nach und nach freier athmen; sein Schritt wurde fester, als er zum Ruheplaze hinunterging.

Bei den Rähnen stieß er auf Johann. Jetzt erst erinnerte sich der Alte, daß derselbe nicht beim Frühstück gewesen war.

„Wo hast du dich herumgetrieben?“ fragte der Vater streng.

Er blieb stehen und, dem Sohne beinahe den Rücken zuehrend, sah er finster auf den Fluß.

„Ich war hier die ganze Zeit, Väterchen,“ antwortete sanft der Sohn.

„Weshalb?“ erwiderte der Vater.

„Ich erwartete dich! Väterchen.“

Die Stimme, mit welcher diese Worte ausgesprochen wurden, klang so ungewöhnlich fest, daß Gleb trotz der Verwirrung, in welcher sich seine Gefühle und Gedanken befanden, doch unwillkürlich sich umwandte und den Sohn verwundert ansah.

Das sanfte, ruhige Aussehn des Sohnes entwaffnete den Vater.

„Was ist dir?“ fragte er kurz.

„Ich wollte mit dir sprechen, Väterchen,“ fing Johann an, „ich wollte dir sagen — höre mich nur aus!“

„Nun?“ versetzte Gleb mit wachsendem Erstaunen. Er hatte beinahe ein Jahr lang kein Wort aus dem jungen Menschen herausbringen können und jetzt näherte dieser sich ihm selbst.

„Höre mich aus, Väterchen,“ fuhr der Sohn bittend, aber fest fort; „meine Worte, Väterchen, werden dir vielleicht bitter scheinen — Zeit meines Lebens würde ich nicht gewagt haben, dir ein sol-

ches Wort zu sagen, aber die Nothwendigkeit, Väterchen, zwingt —“

„Wie!“ schrie der Vater, indem er die Fäuste ballte und einen Schritt vorwärts machte; „so ist es? sie verführten dich auch? Auch dir gilt mein Fluch nichts?“ —

„Nein, Väterchen, ich habe mit Niemand geredet,“ erwiderte der Sohn, ohne sich vom Plaze zu rühren. „Dein väterlicher Segen ist mir das Theuerste, ohne ihn, Väterchen, möchte ich nicht leben.“ —

„Was willst du denn?“ fragte der erstaunte Vater.

„Ich, Väterchen, wollte mit dir über Gregor sprechen — Väterchen, was machst du? komm zu dir!“

Gleb trat einen Schritt zurück und ließ die Hände fallen; er traute seinen Augen und Ohren nicht.

„Warum erzogst du ihn denn? Tränkest, nährtest, zogst du ihn deshalb groß, daß er dann für uns, für deine Söhne in den Dienst gehe? Väterchen, was willst du thun? Bedenke das! Es wird ja scheinen, als ob du mit der guten That nur Handel getrieben hast!“ sagte der Sohn und sein Gesicht leuchtete wie von einem ungewöhnlichen Licht, obgleich er ganz sanft und ruhig blieb. — „Väterchen, nimm diese Sünde nicht auf deine Seele! — Gott segnete uns, er behütete dein Haus, gab dir, was du brauchtest! — du hast's ja selbst

oft gesagt! — Gott wird uns um einer solchen That willen verlassen; du würdest nicht wohlhabend, nicht zufrieden sein, wenn nicht der göttliche Segen auf dir ruhte; es würde Alles zu Staub werden, er würde Alles zurücknehmen! Du sagtest es selbst: er schützt uns, weil wir in der Wahrheit leben." —

Gleb stand wie an die Erde gefesselt und sah nachdenklich vor sich hin; seine Lippen waren fest zusammengepreßt, wie bei einem Manne, in dessen Seele ein starker Kampf vor sich geht. Die Worte des Sohnes löschten wie dicke Tropfen Thaues das Feuer aus, welches noch vor einigen Augenblicken sein heißes Herz verzehrte. Die Trennung von dem Pflegesohn erschien ihm in dieser Minute schwerer, als irgend je.

„Wie soll man's denn aber machen? woher sollen wir einen Ersatzmann für ihn nehmen? — Ich dachte schon daran, ob es nicht vielleicht besser wäre, das Loos zwischen euch entscheiden zu lassen?“ setzte er nach einer Pause hinzu, wie wenn er mit sich selbst überlegte.

„Nein, Väterchen, warum das Loos werfen?“ erwiderte ruhig der Sohn; „die älteren Brüder sind verheirathet; 's ist besser ohne Loos.“ — —

Gleb erhob den Kopf.

„Die Reihe ist an uns, an deinen Söhnen,“ fuhr Johann fort, immer mit derselben unbeweglich festen Stimme; „die ältesten Söhne sind verheirathet — was bleibt also? — ich — ich werde gehen, Väterchen!“

Der Alte glaubte im Ernst, sein jüngster Sohn habe den Verstand verloren. Die vorhergehenden Worte des jungen Mannes, seine ruhige Stimme und sein noch ruhigeres Aussehn überzeugten ihn jedoch vom Gegentheil. „Was soll das bedeuten? Ist dir die Narrheit in den Kopf gestiegen? Warte, ich will sie dir austreiben! Siehst du dies?“ fuhr er grimmig fort, indem er plötzlich auf den Sohn zutrat und ihm die geballte Faust zeigte.

Aber Johann erbleichte vor der Drohung nicht, er blinzelte nicht einmal mit den Augen.

„Ich werde dich lehren, Thorheiten begehen!“ schrie der Vater, seine Augenbrauen fest zusammenziehend; „ich werde dich so durchprügeln, daß du drei Tage lang auf diesem Platz liegen sollst!“

„Du hast die Macht dazu, Väterchen,“ sagte mit immer gleich sanftem, ruhigem Aussehn der junge Mann; „schlage mich, du bist der Herr! Ich werde aber von meinem Vorsatz nicht ablassen.“

Den Alten übermannte der Zorn so sehr, daß er wüthend auf den Sohn zustürzte; er schlug ihn aber nicht, sondern, betroffen von der seltenen Ruhe, welche auf dem Gesichte Johann's lag, blieb er wie angewurzelt vor ihm stehen.

„Schlag' mich, Väterchen!“ sagte der Sohn, indem er rasch die Knöpfe des Hemdes aufknüpfte und seine nackte Brust darbot, „schlag' mich! Denn es ist mir viel leichter, deine Schläge zu erdulden, als dich in schwerer Sünde zu wissen. — Ich, Väterchen,“ sprach er mit erhobener Stimme, „ich werde

nun und nimmermehr von meinem Vorsatze ablassen. Die Reihe ist an uns, an deinen Söhnen, ich werde für Gregor gehen! Und ich gehe gern. Mein Wort ist mir heilig. Du kannst mich tödten, aber mein Wort werde ich nicht brechen!“

Gleb erstarrte. Sein Gesicht hatte blaue Flecken bekommen. Dicke Schweißtropfen standen auf seinem Gesicht. Nicht der Gedanke an die Refrutierung schlug den Alten; denn wie wir wissen, war er längst darauf vorbereitet; aber der Gedanke, sich von Johann zu trennen, seinem liebsten Kinde, endlich das Unerwartete des Ereignisses erschütterten ihn. So ganz unmöglich erschien ihm ein solcher Schritt, daß er Johann nur mit der Hand abwehrte und einige Schritte nach dem Fluß zu machte; aber Johann folgte ihm. Er wiederholte dem Vater mit noch größerer Festigkeit seinen Entschluß.

Hierauf vollzog sich zwischen Vater und Sohn eine von jenen herzerreißenden Szenen, die dem gezwungenen Kampfe von Gegnern gleichen, welche sich leidenschaftlich einander lieben. Gleb überhäufte den Sohn mit Vorwürfen, erinnerte ihn an seine Kindheit — hatte er ihn nicht geliebt? hatte er ihn nicht gepflegt? — Dann wieder drohte er ihm mit Schlägen — Nichts half. Wie schwer es dem Sohne auch ward, dem alten Vater zu widerstehen, er blieb fest. Als Gleb sah, daß Strenge nichts fruchtete, nahm er seine Zuflucht zur Güte und ermahnte den Sohn mit aller Zärtlichkeit, die ihm zu Gebote stand. Aber auch die Güte schlug nicht an,

der Sohn beharrte auf seinem Entschlusse. Gleb fühlte zum ersten Mal in seinem Leben, daß seine eisernen Muskeln erschlafften, zum ersten Mal gedachte er seines Alters, zum ersten Mal erinnerte er sich, daß seine Kräfte im Abnehmen, daß Wille und Stärke nicht mehr unüberwindlich waren wie in früheren Zeiten! Die Erschütterung war zu gewaltig an diesem einen Tage für seine alten Sehnen; es schien, als erdrückte der Kummer sein Herz.

„Johann,“ rief er, immer noch nicht die Hoffnung aufgebend den Sohn zu überreden, „Johann, erinnere dich, habe ich dich nicht immer geliebt? zog ich dich nicht den Andern vor von Kindheit auf? Ich liebte dich mehr als deine Brüder, du warst mein liebster, theuerster Sohn — meine Hoffnung! Und nun willst du mich verlassen auf meine alten Tage? Und von deiner alten Mutter willst du gehen? — Johann, bedenke doch — oder weißt du's noch nicht? — wahrscheinlich verlassen uns auch deine Brüder — wir Alten sind dann verwaist, haben keine Kinder mehr. Besinne dich, mein Sohn! Was willst du thun!“

„Väterchen, Väterchen! höre auf! du quälst mich nur!“ sagte der Sohn, indem er alle Kräfte seiner Seele anstengte, um nicht in Wehklagen auszubrechen; „hör' auf! — Gott ist gnädig! — ich werde noch zur rechten Zeit wiederkommen, um deine Augen zu schließen — nicht für immer verlassen wir uns ja. Genug, Väterchen! erzürne den Herrgott nicht! — Und warum bekümmerst du dich

denn? Thue ich denn etwas Schlechtes? Gehe ich denn für eine böse Sache nach Sibirien? Beruhige dich! bedenke, ich gehe in den Kriegsdienst — ich gehe, um unserm Czaren treu und ehrlich zu dienen — du siehst, ich gehe bereitwillig. — Väterchen, bedenke das und bekümmre dich nicht und betrübe mich nicht — es ist besser, daß ich gehe, als daß ich schweren Kummer auf deine väterliche Seele lade."

„Höre, Johann, was ich dir sage," versetzte der Vater; „werfen wir das Loos, wenn auch nur zum Schein, damit derjenige, wem es zufällt, weiß, daß du für ihn gehst!"

„Nein, Väterchen! wozu das?" versetzte der Sohn, den Kopf schüttelnd. „Wenn einer von den Brüdern das Loos zöge, oder Gregor, so würden sie sich wahrscheinlich quälen, daß ich für sie ginge! — Gott sei mit ihnen! Laß sie ruhig leben und von nichts wissen; es ist besser, ihnen die Sache zu verheimlichen." —

Die letzten Worte des Sohnes, die Stimme, mit welcher sie ausgesprochen wurden, rissen aus dem väterlichen Herzen die letzte Hoffnung. Er bedeckte das Gesicht mit den Händen, schüttelte jammernd den Kopf und blickte dann traurig auf die Ofen, die Kähne, das Haus und den Ruheplatz. Da fiel sein Blick auf die Frau. — Der erste Gedanke der Alten, nachdem die Furcht sie verlassen hatte, war gewesen, Johann aufzusuchen, welcher bei'm Frühstück gefehlt hatte.

„Komm hierher! komm, Alte,“ rief Gleb, ihr mit beiden Händen winkend.

Die Alte kam hinkend zu den Beiden heran.

„Da,“ sagte Gleb, auf den Sohn zeigend, mit matter Stimme, „höre ihn, wenn dein Herz fest ist.“ —

Die erschrockene Mutter eilte auf den Sohn zu.

Dieser senkte den Kopf und schwieg. Gleb erzählte der Frau in abgebrochenen Worten den Entschluß Johann's.

„Väterchen,“ schrie die Alte, „Väterchen, ich bitte dich!“ Und wie wahnsinnig warf sie sich dem Manne zu Füßen.

„Bitte ihn!“ sagte Gleb, auf Johann zeigend und die Thränen mit Gewalt zurückdrängend, „bitte ihn, Alte!“

„Johann! — um Gotteswillen — hab' Erbarmen!“ schrie die Mutter, indem sie sich dem Sohne zu Füßen warf.

Aber Johann antwortete nicht; er nahm die Mutter in die Arme und weinte bitterlich, so daß seine Thränen über ihr Gesicht flossen.

Da überwältigte auch den Alten der Jammer, auch er weinte; er ging langsam zu der Frau, legte ihr seine breite Hand auf den Kopf und sagte mit gebrochener Stimme:

„Dulde, du altes Haupt, du bist ja von Knochen!“ Dann fuhr er mit der flachen Hand über seine nassen Augen, und ging mit den Worten:

„Der Wille Gottes geschehe!“ schnellen Schrittes am Ufer entlang, immer weiter und weiter.

Raum war er hinter dem Vorsprung des hohen Ufergebirges verschwunden, so liefen die zwei Schwiegertöchter und ihre Männer, Gregor und die Kinder zum Ruheplatz und umgaben die Alte und Johann.

Aber soviel sie auch fragten, soviel sie forschten, sie erfuhren nichts.

Die Alte weinte und jammerte; Johann hielt sie noch immer umfaßt, wischte ihr die Thränen ab und schwieg. Und als das Fragen gar kein Ende nehmen wollte, da wandte Johann sein sanftes Gesicht zu den Anwesenden und sah sie so ruhig an, als wenn nichts Besonderes vorgegangen sei.

So vollbringt der Russe aus dem Volke immer großmüthige Handlungen.

Siebzehntes Kapitel.

Das Geleit.

Es war ein trüber, grauer Tag. Das Gewölbe des Himmels schien sich gesenkt zu haben und in schwermüthigem Grübeln über der schweigenden Erde zu hängen. Wenn nicht die laue Luft, nicht der gewürzige Duft des jungen, sich nur eben ausbreitenden Grüns gewesen wäre, so hätte man denken können, der Frühling hätte sich plötzlich in Herbst verwandelt. Es giebt im Anfang des Frühlings zuweilen solche Tage. Sie gleichen dem schönen Gesicht eines jungen Mädchens, das von einem Schleier leicht verhüllt ist. Die ganze Natur wird auf einmal still — so still wie ein muthwilliges Kind, das in's Freie gelassen ist, nicht auf seine Kräfte achtet und nicht Maß hält in seiner lärmenden, schreienden Fröhlichkeit, bis es plötzlich ermatet auf's Gras hinsinkt und einschläft. — An solchen Tagen hört man keinen Ton. Alles Leben

hält den Athem an, als ob es Kräfte sammeln wolle zur geräuschvollen Feier des Sommers. Die Heerden schweigen, wie berauscht von dem starken Dufte der Pflanzen, welche, ihre Blüthenkelche der Sonne zuehrend, weit über der Erde sich ausbreiten; die Thiere lagern sich in's Gras und senken die Köpfe oder sie schleppen sich langsam und faul den Weg entlang. Die Vögel schlummern auf den Zweigen, in welchen der frische, junge Saft auf- und niedersteigt; die Insekten verbergen sich unter den Baumrinden oder im Moose, welches einem unzugänglichen Fichtenwalde in unendlicher Verkleinerung ähnlich ist; die Fliegen summen nicht in der Luft; ja die Luft selbst scheint sich zu fürchten, die feierliche Stille zu unterbrechen, ihr Hauch bewegt weder die Blumen des Feldes, noch wirbelt er den leichten Flaum in die Höhe, der auf den Wiesen von den jungen, nur eben aus dem Ei gefrorenen Gänschen zurückgeblieben ist. — Nichts ist poetischer als solche Tage! Das feine, glücklich gestimmte Ohr unterscheidet durch die todtenähnliche Stille harmonische Gesänge und die Seele füllt sich mit unaussprechlich süßen Gefühlen. Aber es ist weder Begeisterung noch schwermüthiges Nachdenken, die sich des Herzens bemächtigen, nein! Blut und Gehirn sind ruhig; man fühlt sich, ohne zu wissen warum, glücklich; man erkennt die Möglichkeit eines ruhigen, friedlichen, bescheidenen, innerlichen Lebens, eines Lebens, das man so lange und vergeblich suchte. — Die Hauptstädte mit ihrem Lärm, ihrem

Glanz und ihren Verführungen existiren dann kaum noch, sie kommen Einem so klein vor, ihr Treiben erscheint so ärmlich, so erbärmlich! — es wird Einem in solchen Augenblicken so leicht und frei um's Herz, wie in den ersten Jahren der glücklichen, noch von keinem Leid getrübten Jugend. Man ist sich selbst genug mit seinen Gefühlen, man ist glücklich in der Einsamkeit und dankt der Vorsehung stumm und doch beredt, daß sie uns vergönnte, in dieser schönen Welt zu leben, zu athmen und zu fühlen. —

Am frühen Morgen eines solchen Tages trennte sich Johann von seiner Familie. Es schien, als ob die Natur sich absichtlich in Grau gekleidet habe, um dem jungen Burschen die Trennung von der Heimath weniger schmerzlich zu machen. Die Familie des Fischers stand auf dem Hofe; sie war jetzt klein; denn Peter, Basil, ihre Frauen und Kinder hatten am Abend vorher das Haus verlassen. Es waren versammelt: Gleb, seine Alte, der Sohn, der Pflegesohn und Großväterchen Konrad, welcher Johann begleiten wollte. Wir lassen sie in dieser traurigen, verhängnißvollen Stunde allein. Schon ist die Pforte, die auf den Ruheplatz hinausgeht, geöffnet; schon hat Großväterchen Konrad das alte Heiligenbild in das Haus zurückgetragen, mit welchem die Eltern den Sohn segneten. Es blieb nur übrig zu sagen: „Gehn wir!“ Aber der alte Gleb zögerte immer noch. Gregor nahm Abschied von dem Gefährten seiner Jugend; er entfernte sich an-

scheinend traurig: sein Kopf war gesenkt, seine Augenbrauen zusammengezogen; aber die dunklen Augen, die verstohlen bald nach der einen Seite des Hofes, bald nach der andern sahen, verriethen, daß es ihm mit der Trauer nicht Ernst war, daß er nur geringen Antheil an dem Familienkummer nahm. Keiner der Anwesenden dachte jedoch in diesem Augenblick an den Pflegesohn. Tante Anna hielt mit beiden Händen ihr geliebtestes Kind umschlungen, ihr Gesicht fest an seine Brust gedrückt, sagte sie ihm mit schwacher, gebrochener Stimme Lebewohl. Vor ihnen stand Gleb; seine Augen waren trocken, er klagte nicht, er schalt nicht; aber die auf der Brust gekreuzten Hände, der gesenkte Kopf, die tiefen Falten auf seiner hohen Stirn bekundeten hinlänglich, daß die Seele des alten Fischers mit einer schweren Prüfung kämpfte. Vergebens bemühte sich Großväterchen Konrad, dem gebeugten Vater Trost zuzusprechen; seine herzlichen Worte verhallten wirkungslos. Gleb hörte Alles, was der gute Alte sprach, aber er hörte es wie ein halb verrückter Mensch: es blieb ihm nichts davon im Gedächtniß. Gleb hatte noch nicht Zeit gehabt, seine Gedanken wieder zu ordnen; es war zu viel Kummer in diesen Tagen auf den Alten eingestürmt: das Betragen seiner Kinder hatte die ganzen sechzig Jahre ruhigen, ungestörten, man konnte sagen glücklichen Lebens aus seiner Erinnerung verwischt. — Aber endlich raffte er sich aus seiner Lethargie empor. „Gehen wir!“ sagte er.

Großväterchen Konrad schlug leise die Hände der Alten, welche in Schmerz aufgelöst an ihrem Sohne hing, auseinander; sie hatte ihre letzten Kräfte mit ihren letzten Thränen ausgemeint. Johann legte sie in die Arme Konrad's, nahm eilig das Bündel mit seinen Habseligkeiten auf den Rücken, befreuzte sich und wollte nun weinenden Auges dem Vater folgen, welcher die Hütte bereits umbogen hatte; da bannte ihn ein herzerreißender Schrei, der hinter ihm ertönte, wieder an die Stelle.

„Johann! — Johann!“ —

„Genug — Mütterchen — bring' dich nicht um! — Gott wird uns gnädig sein!“ sagte er, die Alte umarmend, welche in Verzweiflung seine Hände festhielt.

Alle Ermahnungen waren vergeblich. Auf Großväterchen Konrad und ihren Johann gestützt, wankte die Alte mit aus der Pforte.

Schon hatten sie den Ruchengarten hinter sich, schon überschritten sie das Flößchen. Dieses Flößchen, der Zeuge seiner Kinderjahre, war die letzte Schwelle des väterlichen Hauses. Jetzt betraten sie den Pfad, der auf den Berg führt. Die Erinnerungen drängten sich in der Seele des jungen Bur-schen; mit jedem Schritt vorwärts kam das Weh des Abschiednehmens von Neuem über ihn. Wie sehr er sich auch mit dem Gedanken zu stärken suchte: daß er durch sein Thun den alten Vater von einer un-rechten That zurückgehalten und von einer schwe-ren Sünde befreit habe; wie fest auch in ihm der

Glaube an eine gütige Vorsehung wurzelte — alle diese Erwägungen waren doch nicht vermögend, seine Thränen zurückzuhalten, welche heiß und unaufhaltsam auf seine jugendlichen Wangen herabflossen. Ach, es ist schwer, sich zum ersten Male vom väterlichen Hause zu trennen! Da hört das zitternde Herz auf seine Vernunftgründe und läßt sich nicht mit Einbildungen und Hoffnungen trösten.

Armer Leute Kinder verlassen das väterliche Dach mit schwererem Herzen, als jeder andere Mensch. Wie dürstig auch die Wohnung des Armen sei, er ist an sie gebunden mit allen seinen Gefühlen, mit seiner ganzen Seele. Die Anhänglichkeit des gebildeten Menschen an das Vaterhaus und an alle die Gegenstände, die ihn von Kindheit an umgaben, sie ist Nichts im Vergleich zu dem Jammer, mit welchem ein Kind des Volkes von seiner Heimath scheidet. Und dies ist leicht zu erklären. Das vernunftgemäße, geistige Leben, welches den gebildeten Menschen mehr oder weniger vom groben Materialismus befreit, ist beim Volke sehr beschränkt. Der Mensch aus dem Volke lebt ein beinahe ausschließlich materielles Leben; er ver wächst, so zu sagen, mit jedem Gegenstande seiner Umgebungen, mit jedem Balken seiner Hütte. In der Hütte wird er geboren, in der Hütte lebt, in ihr stirbt er, kein Gedanke zieht ihn fort über die Grenzen seines Hauses; im Gegentheil, alle seine Gedanken sind darauf gerichtet, das väterliche Dach nicht zu verlassen. Der russische Bauer vorzüglich

ist Familienvater und Stubenhocker. Ich erlebte es einmal, wie die Familie eines Landmanns, um sich freiwillig in ein fruchtbares, südliches Gouvernement zu begeben, Abschied von ihren Feldern nahm, von zwei Aeckern lehmigen, fast werthlosen Bodens. Ich sah im Leben nicht solch einen furchtbaren Abschied, solche bittere Thränen! Die leibliche Mutter, die Abschied nimmt von geliebten Kindern, umarmt sie nicht so leidenschaftlich, küßt sie nicht so heiß, wie diese Bauern die Erde küßten, die sie so viele Jahre ernährt hatte. Es war, als ob sie auf diesen zwei Aeckern einen Theil ihrer selbst zurückließen. Stücken Erde wurden sogar in die Amulette der Säuglinge eingenäht. Das Volk wird von der Gewohnheit beherrscht: trennt es sich von seinem Hause, so ist dies ein Abschied von Allem, was es an das Leben band. Es lebt in seiner ausschließlichen, beschränkten Sphäre; außer dem Hause fühlt es für Nichts Interesse; es sieht mißtrauisch auf die Welt, die über die Gränzen seiner eigenen, engen Begriffe hinausgeht und indem es das Haus verläßt, tröstet es sich nicht mit Einbildungen und Hoffnungen, denn es weiß, daß diese Hoffnungen eitel sind.

Als Oleb den Gipfel des hohen Ufergebirges, von welchem der verstorbene Onkel Joachim einst furchtsam mit Gregor zu seinem Hause hinabgestiegen war, erreicht hatte, stand er still; nicht vor Ermüdung: er hätte schneller gehen und der Berg hätte noch höher sein können, das würde ihn nicht belästigt haben; aber eine entsetzliche Last lag

auf dem Herzen des Alten, eine unerträgliche Beklemmung schnürte ihm die Brust zusammen — das machte ihn matt. Als Johann und Großväterchen Konrad mit der wankenden Anna den Berg erstiegen, ging ihnen Gieb entgegen.

„Aber warum führt ihr sie auch noch hierher?“ sagte er ungeduldig; „leichter wird es ja dadurch nicht. — Alte, nimm Abschied und geh mit Gott; mehr Geleit — mehr Thränen! — sag’ ihm Lebewohl.“

„Leb’ wohl, Mütterchen!“ sagte der Sohn mit überströmenden Thränen, die er sich vergebens bemühte zurückzudrängen.

Da zuckte die Alte plötzlich zusammen; sie überwand gewaltsam ihre Schwäche und mit den mageren Händen das Tuch zurückwerfend, welches ihren Kopf bedeckte, sah sie die Andern mit Blicken an, als wenn sie sie nicht kannte und nicht wüßte, wovon die Rede sei; dann flog sie pfeilschnell zu ihrem Sohne und warf ihre Hände über seinen Kopf. Der Schrei, der diese Bewegung begleitete, schnitt wie ein Messer durch das Herz der zwei Alten. In Jahren hatte Großväterchen Konrad nicht geweint, der Thränenquell war schon lange bei ihm vertrocknet. Aber Gieb hatte noch wenig Kummer erfahren, noch wenig geweint. Ihn übermannte jetzt der Schmerz. So sehr er auch dagegen ankämpfte, so oft er auch den Kopf abwendete, so finster er auch die Augenbrauen zusammenzog, die großen, heißen Thränen entfloßen doch seinen Au-

gen und versilberten seinen ohnehin schon weiß gewordenen Bart. Er winkte mit der Hand und ging noch schneller vorwärts.

Johann entzog sich der Umarmung der Mutter und folgte ihm, nachdem er sich vorher befreuzt hatte.

„Johann, Johann!“

Die Alte hatte sich dem Sohne nachgestürzt; aber die Beine versagten ihr den Dienst. Sie fiel auf die Knieen und streckte jammernd die Hände nach dem Forteilenden aus.

Nur einmal noch wendete Johann sich um; das Haus, der Ruheplatz, die Quelle, die Rähne, die Boote — Alles verschwand! Ueber den Rand der Berge, welche das tiefe Ufer bedeckten, seine friedliche Heimath, erblickte er nur noch Großväterchen Konrad's weißen Kopf, niedergebeugt über Etwas, was ausgestreckt auf dem Wege lag. Hinter ihnen in unbegrenzter Tiefe winkten ihm die fernen Wiesen ihr Lebewohl zu. Von dieser Höhe sah er auch den kleinen See Großväterchen Konrad's ganz deutlich; er erschien wie ein beweglicher Punkt, der von dunkeln Grün eingefaßt ist. Johann wollte anhalten, aber er wandte sogleich den Kopf ab, befreuzte sich und ging noch schneller. Aber als er nur noch einige Schritte vom Vater entfernt war, da konnte er es nicht unterlassen, noch einmal sich zurückzuwenden; seine Augen unterschieden jedoch diesmal die bekannten Plätze schon nicht mehr; Alles verschwand hinter dem dunkeln Bergrücken, welcher sich

in den trüben, grauen Himmel erhob. — Leb' wohl, Mutter! leb' wohl, Heimath, Kindheit, Erinnerung — lebt wohl! —

Ach, das Scheiden ist ein trauriges Ding! — —

Am vierten Tage nach den eben beschriebenen Scenen kehrte Gleb nach Hause zurück. Bei der Pforte begegnete er der Frau, welche, als sie ihn allein erblickte, in Thränen ausbrach; aber Gleb ging an ihr vorüber, ohne sie zu beachten. Auf dem Hofe stieß er auf Gregor, den er eben so wenig in Betracht nahm. Nach den unangenehmen Scenen mit den ältesten Söhnen, nach der Trennung von Johann schien den alten Gleb nichts mehr zu beschäftigen. Er war am Morgen heimgekommen und ließ sich dann den ganzen Tag über, weder beim Mittags- noch beim Abendessen, wieder im Hause sehen. Seine Abwesenheit fiel endlich der Alten auf; sie ging um den Mann zu suchen. Sie ward noch unruhiger, als sie ihn in den kleinen Zimmern und Schoppen nicht fand. Endlich, nach langem Suchen, sah sie ihn auf einem Haufen alter Fischreusen, in der dunkelsten, fernsten Ecke des Hofes, auf dem Rücken liegen. Der Kopf des Alten und der obere Theil seines Körpers waren fest in den Pelz eingehüllt. Er schlief jedoch nicht. Die Alte vernahm deutlich schwere Seufzer, begleitet von den Namen Peter, Basil und Johann. Anna kehrte zum Hause zurück, setzte sich auf die Treppe und weinte von Neuem. So brachte sie die ganze Nacht zu. Am Morgen ging sie wie-

der zu dem Manne, der noch immer unbeweglich auf seinen Reusen lag, dumpf seufzte und die Namen der Söhne hören ließ. Auch dieser Tag verging wie der gestrige, Oleb stand nicht auf, trank nicht, aß nicht und bekümmerte sich um Nichts. Und als auch der dritte Tag in ganz gleicher Weise verlief, da bemächtigte sich der Alten eine tödtliche Angst. Sie ging zur Pforte, suchte und fand Gregor, welcher etwas an den Rähnen annagelte, und sagte zu ihm:

„Gregor, was ist das mit unserem Alten? Heute ist's der dritte Tag, daß er weder ißt noch trinkt!“

„Er wird keine Lust haben zu essen!“ antwortete zögernd der Pflegesohn, ohne den Kopf zu erheben.

„O, o! nein, Lieber, niemals war es so mit ihm!“ versetzte die Alte mit einem Seufzer; „er liegt, bewegt sich nicht, trinkt nicht, ißt nicht, ganz und gar nicht, drei volle Tage — wenn nur nicht ein Unglück kommt!“

„Nein, fürchte nicht! er wird liegen und wird auch wieder aufstehn!“

„Ach Gott, wenn's doch so wäre! — Aber ich fürchte, er geht ganz zu Grunde! Gnade uns Gott!“ —

„Fürchte nicht, ihn faßt es nicht so schnell; er ist stark wie das Wasser; was macht es ihm!“

„Es ist kein Spaß; drei Tage war kein Mondkörnchen in seinem Munde,“ fuhr die Alte fort, wel-

cher dieser Umstand immer der bedeutendste war, der überhaupt den Menschen aus dem Volke als unzweifelhaftes Vorzeichen irgend einer fürchterlichen Krankheit dient. — „Von der Zeit an, wo er zurückkam — als er begleitete — unseren Joh —“

Die Stimme der Alte stockte plötzlich. Sie bedeckte die Augen und verhüllte den Kopf. Durch ihre geschlossenen Augenlider, an denen sich keine Augenwimpern befanden, rollten Thränen, welche die tiefen Falten ihres abgemagerten Gesichts erfüllten.

„Ach, du Augentrost! — du mein Schatz! Johann, wo bist du?“ klagte Anna in Verzweiflung. „Durch dich kam uns all' dieses Unglück, Gregor, — ach, ach! — durch dich — freilich — Alles kam durch dich.“ —

„Was hast du denn, Mütterchen? was kann ich denn dafür?“ versetzte frech der Pflegesohn. „Wie soll denn ich die Ursache sein? „Durch dich, ja durch dich!“ — Wenn ich nicht zufällig bei euch wäre, so würde es doch gerade ebenso gekommen sein.“ —

Die Alte antwortete nicht. Sie legte die Hand an den Kopf und, indem sie einen Seufzer erstickte, ging sie langsam zum Hause zurück.

Auf den Hof tretend, stieß sie gerade auf Oleb. Das männliche Gesicht des alten Fischers war wie mit Purpur übergossen, er sah aus, als ob er eben aus einem Bad käme und sich übermäßig mit

dem Birkenbesen geschlagen hätte. Seine Züge verschwanden unter der Geschwulst, welche besonders dicht um die Augen herum war, die dunkel von den herabhängenden Augenbrauen beschattet wurden. Die Alte bemerkte mit Erstaunen, daß ihr Mann in diesen drei Tagen völlig grau geworden war.

Der Kummer der Alten machte auf einen Augenblick der Unruhe Platz, welche das Aeußere des Mannes in ihr erweckte.

„Väterchen, Christ sei mit dir! Du hast ja gar kein Gesicht, Lieber!“ sagte sie, die Hände senkend. „Da sind es beinahe drei Tage, daß du nicht aßest, nicht trankst, nicht das Geringste! Es ist nicht zu verwundern, daß du krank geworden bist. Gnade uns Gott!“ fuhr sie fort, während der Mann finster nach der andern Seite sah. „Du solltest dich nur selbst sehen — ganz geschwollen bist du — das Gesicht überroth; es muß sein, daß das Blut sich zu sehr nach dem Kopfe drängt! Ach, Väterchen, geh', ehe ein Unglück kommt, geh' nach Sosnowki, laß zur Ader; es wird dir dann leichter werden. — Geh' mit Gott! Thue es, Väterchen!“

Gleb fuhr sich mit der Hand über's Gesicht, und wandte sich dann zur Frau.

„Höre, Alte,“ sagte er mit fester Stimme und ohne, wie es schien, die Worte der Frau zu beachten, „heute ist in Komarewa Jahrmarkt; ich will sehen, ob ich einen Arbeiter finde; denn ohne einen solchen geht es nicht. Wir trauerten und weinten

nun genug, es wird Zeit, wieder an die Arbeit zu denken. Du bist jetzt allein im Hause, hast Niemanden, der dir hilft — es ist jetzt keine Zeit zu Thränen — allein bist du hinter Allem, für Alles — du weintest, du betrübtest dich, nun ist's genug! Daß ich jetzt diese Thränen nicht mehr sehe — hörst du? Auch ohne Thränen ist es nicht fröhlich hier," beschloß der Fischer und sah umher auf den Hof, auf die Schoppen und auf die verschiedenen Fischergeräthschaften mit einem solchen Blicke, daß man erkennen konnte, daß der Kummer des Vaters nach und nach anfing von den Sorgen des geschäftigen, besonnenen Hausherrn verdrängt zu werden. —

Gleb ging in's Haus, ärgerte sich über die Unordnung, welche ihm überall in die Augen fiel, befahl Alles in Ordnung zu bringen bis zu seiner Rückkehr von Komarewa und aß sein Frühstück. Er aß aber nicht mit Lust, er zwang sich förmlich dazu — ein Umstand, welcher die Frau veranlaßte ihm den Rath in Betreff des Aderlasses zu wiederholen; aber Gleb achtete jetzt ebenso wenig als früher auf ihre Worte. Nach dem Frühstück nahm er aus einem Koffer, der in der Vorrathskammer stand, Geld, kleidete sich an, ging auf den Ruheplatz, berechnete die Zeit nach der Sonne, überfuhr die Dka und schritt dann tapfer nach Komarewa zu.

Achtzehntes Kapitel.

Romarewa.

Das Kirchdorf Romarewa war, wenn man seine Größe, die Schönheit einiger seiner Hauptgebäude und das Kapital, welches sich in den Händen von etwa fünf bis sechs seiner Einwohner befand, in Anschlag brachte, bedeutender als manche Kreisstadt. Es gehörte den Nachfolgern eines großen Herrn aus der Zeit der Kaiserin Katharina II. Vor ungefähr zwanzig Jahren kauften die Bauern, wie man sagt für eine halbe Million, sich los. Die halbe Million war freilich keine Kleinigkeit; aber wenn man die Mittel in Anschlag brachte, welche der Ort besaß, die Accidenzien und den inneren Reichthum, so handelten die Romarewer nicht nur sparsam, sondern auch klug, als sie sich loskauften. „Zehn Bauern sind so viel werth als ganze Haufen der feinsten Glückritter, Speculanten, Diplomaten u. s. w.,“ bemerkte Jemand ein-

mal sehr richtig. Wir wollen uns indeß nicht weiter darüber auslassen, weil Komarewa nur einen geringen Zusammenhang mit unserer Erzählung hat. Nur das wollen wir sagen: daß fünf bis sechs seiner Einwohner im Verlauf der letzten zwanzig Jahre einige 100,000 Silberrubel erwarben. Einige beschäftigten sich mit Holzflößen im Großen; Andere übernahmen an zehn Werst Wiesenlandes, welches ihnen im Herbst unzählige Heuschotter lieferte, die sie dann in Barken nach Moskau führten; wieder Andere nahmen den See und einen ungeheuer großen Theil des Ufers, der zum Erbgut gehörte. Der Fischfang in solchem Maßstabe brachte großen Vortheil. Noch Andere endlich beschäftigten sich mit der Weberei. Unter den 1800 Seelen, die Komarewa enthielt, waren schließlich auch Arme, die leider nirgends fehlen; aber ihre Zahl war sehr unbedeutend. Die reichen Leute beschäftigten beinahe das ganze Volk. Tausend Gaze-Webstühle arbeiteten unaufhörlich dort. Färbereien, Spinnstuben, Trockenkammern, Druckfabriken beschäftigten viele Hände. Bastschuhe trug Niemand in Komarewa. Dagegen war die Menge von Theekesseln, Stiefeln, rothen Hemden und Harmonika's, welches Alles bekanntlich im Gouvernement Tula gefertigt wird, unermesslich. Der Ort war wohlhabend, wie fast alle Kirchdörfer in der Nachbarschaft großer, schiffbarer Flüsse. Der Vorzug von Komarewa bestand jedoch darin, daß es auf dem Wege zweier großer Städte lag, von welchen der eine nach Ko-

lomna, der andere nach Moskau führte. Alljährlich am Tage vor der Kirchweih (Komarewa hatte zwei steinerne Kirchen) ward am Orte ein Jahrmarkt gehalten, zu welchem das Volk aus zwanzig umliegenden Dörfern herbeikam. Aber die Komarewer waren leicht zu erkennen an ihren hellen Hemden und den kupfernen Rämnen, die an den Gürteln der Stutzer hingen, an den blauen Raftanen der bejahrten Leute, an den seidenen und wollenen kurzen, mit Pelz verbrämten und auf dem Rücken mit allerlei Schillerzeug geschmückten Röcken der Frauen. Ausgelassenheit und Ueppigkeit waren hervorstechende Eigenschaften der „Mücken“, *) wie man in der Umgegend die Bewohner Komarewa's nannte wegen der Unzahl von Mücken (Schnaken), welche, aus den Tannenwäldern kommend, die Komarewa von drei Seiten umgaben, die Einwohner beinahe zu Tode peinigen. Diese Ausgelassenheit und Ueppigkeit waren ebensowohl die Folgen des Reichthums von Komarewa als des Fabriklebens überhaupt, welches letztere gewöhnlich allerlei Untugenden im Menschen erzeugt. In größern Kirchdörfern, die an Flüssen liegen, ist das Volk immer gewandter, lebendiger und ausgelassener, als in den Orten fern von den großen Wasserstraßen. Man konnte sich übrigens ganz gut in Komarewa amüsiren. Am Eingange in das Kirchdorf, von der Wiesenseite her, erhoben sich zwei bequeme, von Balken auf-

*) Mücke heißt auf russisch: Komarow.

geführte Gebäude mit Halbgeschossen, welche Allen unter dem Namen: Kaslawania (Trennung) bekannt waren. Aber über die Schenke können wir nachher sprechen. Wir wollen jetzt nur sagen, daß das Kirchdorf aus einigen Straßen, oder vielmehr Reihen Häusern bestand. Diese Häuser waren zum größten Theil fest gebaut, gesund und ganz mit Brettern belegt. Das war nicht zu verwundern, denn das Kirchdorf lehnte sich mit der Rückseite an einen Tannenwald, der sich unermesslich weit ausdehnte. Da konnte man Holz fällen, so viel man wollte. Die Gemeinde sieht durch die Finger, denn einmal geschieht der Waldfrevel zu ihrem Nutzen mit, und dann ist ja auch der Wald so unermesslich groß, daß der Raub an ihm fast nicht in Betracht kommt.

Die Häuser der Kapitalisten springen in die Augen, es sind häßliche zweistöckige, steinerne Gebäude mit eisernen, grünen oder grauen Dächern, mit Pforten, die mit steinernen Kugeln und Palisaden geschmückt sind, vom Fundament bis zum Gitter mit Blumen besäet. Von fern sieht es aus, als ob vor dem Hause ein riesiges kupfernes, hell gepulstes Becken läge. Die Komarewer Kirchen (von denen die eine architektonisch sehr schön ist) stehen beinahe nebeneinander und nehmen die Mitte des Kirchdorfes ein. Nahe bei ihnen erhob sich einst ein prachtvolles herrschaftliches Haus, von welchem jedoch keine Spur mehr vorhanden ist, und an dessen Stelle man jetzt eine unendliche Menge von

Stangen erblickt, die mit blauem Garn zum Trocknen behängt sind. Hinter den Stangen breitet sich ein Garten in englischem Geschmack aus. Kleine Wege, hierhin und dahin laufend, sind lange schon mit Gras überwachsen, welches, nachdem man die prächtigen Linden- und Ahornalleen abgehauen hatte, leicht im Ueberflusse wuchs, zum großen Vergnügen der Einwohner, welche wahrscheinlich wenig Wiesen hatten, um das Vieh zu ernähren. Die Speculanten-Seelen der Komarewer fanden es vortheilhaft, allen Raum zu bepflanzen. Einen Theil gaben sie in Pacht, den andern behielten sie zu eigenem Gebrauch. Der geflochtene Zaun, welcher den Garten an der in Pacht gegebenen Seite umgab, umfaßte den bei weitem schlechteren Boden außerhalb der Stadt, der Theil, den die Bewohner zurückbehalten hatten, war viel besser. Vor zwanzig Jahren standen nur an der einen Seite der Kirchen einige Reihen Häuser, jetzt, wie wir schon bemerkten, bildeten die Kirchen und der Garten den Mittelpunkt des Kirchdorfs, welches sich ausgebreitet und gerundet hatte, wie ein reich und corpulent gewordener Bürger.

Nun denke man sich diese viertausend Menschen, die alle zur Zeit des Jahrmarkts herumspazieren und lärmten und schreien inmitten einiger Hunderte von Wagen aller Art. Der Lärm und das Gewirr sind unerträglich! Man möchte sich die Ohren zustopfen.

Der Komarewer Jahrmarkt hat keine große Bedeutung für die Handelsverhältnisse. Das Volk ist

wohlhabend, kaufmännisch und vorsichtig. Daher bringt man nur solche Waaren hierher, die gut abgehn.

Uns aber ist es nicht möglich, durch die dichten Haufen zu dringen, um zu sehen, was in den Wagen enthalten ist. Wollten wir aber dennoch unsere Neugierde befriedigen, so müßten wir entweder eine der in der Nähe befindlichen Telegen besteigen oder auf ein Dach klettern; von da glänzen, in dem dunkeln Meer der Köpfe, hell die gelben und rothen Tücher in der Sonne. Die Frauen und Kinder besonders gruppiren sich in kleinen Haufen, die von fern wie Inseln aussehen, die mit Batunchen, Mohn und Hasensfuß überwachsen sind. Aus der Mitte dieser Haufen ragen leinene Zelte hervor, die schief und krumm auf Pfählen hängen, oder hier und da ein Bauer, der auf einer Fuhre steht. Die Waaren sind zunächst: Zuckernüsse und Schoten, mit einem Wort solche Dinge, mit denen junge Frauen und Kinder es lieben sich die Zähne zu verderben. Aus den Haufen dringt zuweilen ein Krachen hervor, das einem Kreuzfeuer nicht unähnlich ist. Die Leute haben nämlich eine ganz besondere Art die Nüsse aufzuknacken, die Schaalen wegzuspucken und den Kern zu behalten. Gott helfe Jedem, der baarfuß oder in dünnen Schuhen über diesen mit Nußschaalen besäeten Boden geht! Zwischen den bunten Kopfstüchern der Frauen bewegen sich die blauen, grünen und dunklen Mützen der Fabrikarbeiter. Diese Mützen, wie auf ein verabredetes

Zeichen, heben sich bald mit den Schirmen, bald senken sie sich; dann erhebt sich plötzlich eine Hand über die Häufen und ein Groschen fliegt in die Luft: „Der Adler kam heraus!“*) — Dort stehen Frauen, deren Tücher weniger bunt sind. Es sind Wittwen. Zu ihren Füßen stehen auf Matten ganze Reihen von Tassen, von hölzernem Geschirr, oder es liegen da Löffel, Bänder, gedruckte Zige u. s. w. — Alles solide, vortreffliche Waare, wie man leicht denken kann. Die kastanienbraunen Köpfe der Mädchen und die zerzausten Haare der Kinder zeigen sich besonders um die Hausirer versammelt, deren Waaren: zinnerne Ohrringe, Hemdknöpfe mit Folie, Brettspiele von Marienglas, Haken, Zwirn und Nadelbüchsen, aber schlechten Absatz in Komarewa haben. „Man kennt den Schund!“ sagen im Vorbeigehn die Frauen und Mädchen der Fabriken, welche mit Glasperlen, Ohrringen und Hemdknöpfen aus Kolonna, Gaben ihrer Verehrer und Freunde, behängt sind. — Zwischen all’ diesen bunten Gruppen erscheinen nun noch die verschiedenartigsten Bauermützen: die dreieckige haarige des armen Bauers, welcher noch kein Geld verdient hat, um einen Sommerüberzug zu kaufen, so wie der glänzende seidenhaarige Hut des Stuhers, der an der Seite aufgekrämpt und mit Pfauenfedern ge-

*) Ein Spiel mit Geld, welches letztere man in die Höhe wirft und wo derjenige gewinnt, welcher den Adler oben auf wirft.

schmückt ist. All' dieses Volk drängt und schiebt sich vorwärts, anscheinend ohne Ziel, man müßte denn annehmen, daß eben dieses Drängen ihm Vergnügen machte. Dazwischen ist des Geschreis, der bewundernden Ausrufungen, der hecken Lieder kein Ende; die Töne der Harmonika erklingen und die Weiber lassen ihren Zungen freien Lauf, wenn sie gedrängt oder gestoßen werden; kurz es ist ein Getöse und ein Treiben, wie in einem öffentlichen Bade, nur daß hier Alles noch bei weitem buttscheckiger ist.

Das Bunte verschwand jedoch in dem Maße, als man sich der „Rastawania“ näherte. Da sah man nur noch schwarze Hüte, und zwar saßen diese meist auf der Seite, wie denn überhaupt eine Art Schwanzen in diesem ganzen Haufen bemerklich war. Das Volk brüllte hier wie ein Riesencontrabaß, der mit drei Fiedelbogen gestrichen wird und dessen Saiten alle Augenblicke springen. —

Da die Schenke sich am Eingange des Kirchdorfs befand und noch dazu an der Wiesenseite, so mußte Gleb Sawinitich unvermeidlich daran vorbeigehen. Angesichts der „Rastawania“ blieb der alte Fischer stehen; er bedachte, und zwar nicht ohne Grund, daß er hier einen Arbeiter werde finden können; denn die Arbeiter sind in der Regel ausgelassene Leute. Er drängte sich durch die Haufen und nachdem er einige Duzend Fußtritte ausgetheilt hatte, näherte er sich dem Gebäude. Seinen Hut festsetzend und die Augen zuflüßend, welche sich un-

willkürlich inmitten des unausstehlichen Lärms zusammenzogen, fing er an sich umzusehen.

Ihm zunächst neben den Stufen der Treppe und auf den Stufen selbst saßen und lagen bunt durch einander betrunkene Bauern, die alle die Hände ineinander geschlagen hatten oder sich umarmten und es durchaus nicht beachteten, daß man über sie her ging, ihnen auf die Füße trat oder gar auf sie stürzte; — wer dieses Malheur hatte, wurde mit freundschaftlichen Umarmungen empfangen. Sie schrieen und gröhlten aus Leibeskräften und sperrten den Mund dabei so weit auf, daß man nicht nur die Zähne, sondern auch Gaumen und Zäpfchen sehen konnte. Diese Schnapsritter umgaben Gleb von drei Seiten, alle winkten, schwagten, schrieen und sangen wild durcheinander.

„Nun, hier kann man doch zu nichts kommen!“ dachte Gleb.

Er wollte eben gehen, um zu versuchen, ob er im Dorfe einen Arbeiter austreiben könnte, als sich auf der Treppe der „Rastawania“ der Wirth in Begleitung zweier jungen Burschen zeigte.

Ueber diesen Wirth müssen wir vorher einige Worte sagen; er gehört zur Erzählung. Er war ein Mann von ungewöhnlich hohem Wuchs, aber mager wie ein Skelett; die breiten Falten des blutrothen Hemdes und die blauen weiten Hosen aus gefärbter Leinwand schlugen um seine Glieder wie um Stangen; an den nackten Füßen trug er Frauenschuhe. Dieses abgezehrte Wesen war noch dazu die

personificirte Schläfrigkeit; er sah aus, als wenn er im Kessel gesotten wäre, hatte ein bleiches, geschwollenes Gesicht, trübe Augen mit rothen geschwollenen Augenlidern, gelbe, straffe Haare, die er wie ein Mädchen einschmierte; seine Züge, ja selbst sein Name zeichneten sich durch ungewöhnliche Weichheit und Schläfrigkeit aus; er hieß nicht etwa Agapit, Wafuli, Fedul oder Grofei — nein! man nannte ihn: Gerasim. Bei alledem war dieser dürre, schläfrige Gerasim, welcher anscheinend nur mit Mühe die Last des Lebens trug, ein Taugenichts erster Art, ein Spitzbube erster Classe — ein „dunkler Spitzbube“, wie das Volk sagt.

Unter dieser todtenähnlichen Maske verbarg sich der gewandteste, verschmitzteste, thätigste Mensch in dem ganzen thätigen, betriebsamen Komarewa. Bei allen Händeln hatte er die Hand im Spiele, kein Geschäft wurde ohne ihn gemacht, und obgleich er niemals an den Gemeinde-Zusammenkünften Antheil nahm, so frugen ihn doch Alle um Rath, kurz er hatte nicht nur die größere Hälfte des Kirchdorfs, sondern auch noch einige umliegende Dörfchen in seinen Händen. Es war kaum ein Mann in der Umgegend, welcher Gerasim's nicht bedurft, nicht mit ihm ein Geschäft gehabt hätte oder überhaupt mit ihm in Berührung gekommen wäre, und sollte es auch nur gewesen sein, um ihn um Etwas zu bitten. Gerasim borgte Allen, wenn sie nur Pfand brachten, dessen Werth zweimal so groß war als die geliehene Summe. In was dieses Pfand bestand,

war ihm gleich: Roggen, Mehl, kurze Pelze, Hüte, Leinwand, Hemden, alte Kracken, Kühe, Reisen — er nahm Alles. Der Termin der Wiederbezahlung wurde immer vor Zeugen festgesetzt, an welchen unter dem gastlichen Dache der Kaskawania niemals Mangel war. Wenn dann zur bestimmten Stunde die Summe nicht zurückerstattet war, so wurde auch das Pfand nicht zurückgegeben; dies setzte er stets im Voraus fest. Zuweilen handelte Gerasim in folgender Weise: ein Bauer hatte Silberrubel nöthig; Gerasim nahm als Pfand den Halbpelz desselben und das Tuch der Frau und gab ihm für anderthalb Rubel Lindenbast, welchen der Bauer verkaufte. Hatte der Bauer nun den Bast, den Gerasim ihm für anderthalb Rubel angerechnet, für einen Rubel verkauft, so schaffte er Mehl dafür an und war das Brod gegessen, so ging er wieder zu Gerasim, der ihm, natürlich wieder in ähnlicher Weise wie das erste Mal, half. Es dauerte nicht lange, so hatte der Bauer weder Brod noch Pfand mehr, kein Pfahl auf dem Hofe war mehr sein eigen. Aber Niemand murrte oder war deshalb gegen Gerasim böse; denn der russische Bauer haßt seinen Feind selten, wenn dieser Feind stärker ist als er selbst: dazu ist er zu schüchtern und zu furchtsam. Der Wirth flößte Allen Furcht ein, das war unverkennbar; denn obgleich er nie lärmte und tobte, sondern stets schläfrig und ruhig sprach, gehorchte ihm doch selbst der verzweifeltste Wagehals. Die Schenke war übrigens nur der Deckmantel für die

speculative Thätigkeit Gerasim's, die keine Gränzen kannte. Er handelte en gros und en detail; bei ihm konnte man eine lebende Kuh und ein viertel Pfund Kuhbutter kaufen; eine Fuhre Fische und eine Handvoll gefrorner Gründlinge zu einer Fischsuppe; Theer, Talg, Kleider, Nägel, Salz, gedruckte Tücher, Lichter, Räder — kurz Alles, was zu einem bäuerischen Haushalte gehört, verkaufte Gerasim. Die erbärmliche Schenke machte er zu einer Art Gast- und Wirthshaus; alle Vergleiche, die im Umkreise von funfzehn Werst zu Stande kamen, wurden bei Gerasim abgeschlossen bei einer Tasse Thee. Dem schläfrigen Gerasim entging kein Wort von dem, was man unter dem Dach seiner Kastawania sprach, er schrieb sich Alles hinter's Ohr; so war er von Allem im Voraus unterrichtet, was sich vorbereitete oder in der Umgegend geschah, und zog daraus seinen Vortheil.

Die Bedienung der Kastawania bestand aus der Frau des Wirths und einem Kellner, einer Waise ohne Eltern und Familie, einem breitschultrigen, lang gewachsenen Burschen, der aber stammelte und halb blödsinnig war. Dieser Kleine und diese Frau erzitterten bis auf's Mark in den Knochen, wenn sie der trübe Blick Gerasim's traf; in ihrer Unterwürfigkeit und ihrem Gehorsam war etwas Unbegreifliches. Und doch hörte nie Jemand, daß Gerasim die Frau oder den Arbeiter rauh behandelte. Beide schliefen drei Theile des Tages, die übrige Zeit dagegen arbeiteten sie wie Lastpferde.

Gleb Sawinitich, ein thätiger, haushälterischer, arbeitsliebender Mann, hatte nie ein Geschäft mit Gerasim gehabt; er hielt ihn ganz richtig für einen Schelm erster Sorte und mied ihn deshalb.

„Es ist nicht meine Sache; mögen sich Andre betrügen lassen!“ dachte Gleb, und ging zum Eingange der Kastawania, um zu fragen, ob in der Schenke etwa ein müßiger Arbeiter wäre oder ob sie vielleicht wüßten, daß sich ein solcher auf dem Komarewaer Jahrmarkt herumtreibe.

Gleb richtete diese Frage ebensowohl an Gerasim, als an die beiden jungen Leute, welche mit ihm auf der Treppe standen und Bekannte von Gleb waren: der Eine war der Sohn des Smedowschen Müllers, der Andere der Nefte des Sosnowskischen Starosten.

„War denn so wenig solches Volk da? — wir sahen Keinen!“ sagte Gerasim unmuthig, indem er nachlässig seine rothen Augenlider öffnete.

Er sprach überhaupt wenig, noch feltner aber würdigte er diejenigen eines Worts, die seiner nicht bedurften.

„Warum suchst du denn einen Arbeiter, Gleb Sawinitich? du hast ja deren genug!“ sagte der Sohn des Müllers.

„Darum brauchst du dich nicht zu bekümmern; wenn ich nach Einem frage, so habe ich ihn nöthig!“ antwortete Gleb.

„Nein, außer Zachar sah ich Keinen,“ fing der Müller an.

„Wer ist der Zachar?“ fragte Gleb.

„Das würde ein Arbeiter für dich sein, Gleb Sawinitich!“ versetzte der Nefte des Starosten; „einen solchen giebt's in der ganzen Umgegend nicht — er ist aus Serpuchow — er hat auch schon bei Fischern gearbeitet.“

„Nein,“ versetzte der Müller, „Zachar taugt nicht für Gleb Sawinitich.“

„Warum nicht? Ist er nicht ein Arbeiter wie einer?“ sagte der Nefte des Starosten. „Wir wissen, Bruder, warum du ihn nicht liebst.“

„Nun warum denn?“

„Darum — Zachar machte ihm seine Geliebte abtrünnig, darum ist er auf ihn erzürnt,“ sagte der Nefte lächelnd.

„Des Theodosius Matrena? Das ist etwas Rares!“ versetzte der junge Müller. „Nein, Gleb Sawinitich, solch' ein wüster, betrunkenner Kerl wie er ist, und — und ich weiß im Voraus: er wird dir nicht gefallen; er ist der größte Taugenichts, den es giebt.“

„Das ist wieder nicht deine Sorge; was geht es dich an, wenn er trinkt?“ sagte Gleb, welcher in den Tod nicht leiden konnte, wenn ein junger Mensch ihm gute Lehren und guten Rath ertheilen wollte. „Sage nur, wohin dieser Zachar ging, wo er zu finden ist, es ist dann meine Sache zu beurtheilen, was er für ein Mensch ist.“ —

„Ich sah ihn vor Kurzem bei den Bären, an dem Ende des Kirchdorfs — es kann sein, daß er

noch jetzt dort ist! — Die Bären, siehst du, brachten sie hierher auf den Jahrmarkt, da belustigt er sich mit denen — er trinkt — und bewirthet Alle; das dritte Mal schon holte er Branntwein von hier — ein solcher Mensch ist er! — Ich will nichts gesagt haben, aber meine Seele soll verderben, wenn er für dich taugt!“ —

„Pfui, du! wie du da bist, sollst du in die Erde sinken,“ sagte der alte Fischer ärgerlich. „Gerasim, weißt du nicht, wohin Zachar ging?“

„Ich weiß nicht!“ antwortete schläfrig der Wirth, dem Fischer den Rücken wendend.

„Wenn du willst, so gehen wir zusammen; ich werde dich führen,“ sagte unerwartet der Müller; „ich wollte auch außerdem nach jener Seite gehen. Du wirst sehen, ob ich nicht Recht habe; miethen ihn nicht, ich sage es dir im Voraus!“

Indem er dieses sagte, stemmte er sich mit den Händen auf die Köpfe der Bauern, welche auf der Treppe saßen und sangen, — sprang über sie weg und ging zu dem alten Fischer, indem er sich mit ihm abermals begrüßte.

Es war kein Spaß, sich bis zum andern Ende des Dorfes durchzudrängen, die Fußtritte, die Gleb und sein Gefährte austheilten, halfen ihnen nichts; außerdem, daß sie selbst zuweilen wieder getreten wurden, waren auch ihre Anstrengungen so erfolglos, wie wenn sie, statt durch einen Haufen Menschen, durch eine Mauer hätten dringen wollen. Beide entschlossen sich endlich sich an den Häusern

zu halten und den Weg fortzusetzen, indem sie sich an die Mauern andrängten. Aber auch dieser Versuch mißlang, ja es ging ihnen jetzt noch schlimmer, als vorher in dem Menschenhaufen. Die Sonne, die sich zum Untergang neigte, schien ihnen gerade in die Augen; ihre Füße stießen alle Augenblicke auf Betrunkenen, welche lagen oder saßen, oder sich auf den Erdaufwürfen wälzten. Vor einem dieser Betrunkenen, welcher als ein vollkommen fühlloser Klumpen dalag, blieb der junge Müller stehen.

„Halloh! das ist derselbe Bauer, welchem ich am Morgen begegnete!“ sagte er zu Gleb, indem er ihm den Betrunkenen zeigte; „du kannst dir denken, Gleb Sawinitich, welche Nacht ihn niederwarf. Ich kenne ihn, er kommt zum Mahlen zu uns; er ist der ärmste Kerl, den man sich denken kann, zehn Kinder hat er. Er kam an zehn Werst weit her, ging geradewegs in die Schenke, trank zwei Quart Branntwein und da liegt er nun! Hilf ihn aufheben, daß wir ihm wenigstens den Kopf auf den Erddamm legen, sonst werden sie ihn im Gedränge zertreten.“

„Rühr' ihn nicht an,“ sagte der Fischer streng; „was er suchte, das fand er. Das Vieh ist doch zur Arbeit tauglich, aber dieser — wem nützt er etwas? — weder andern Leuten noch den Seinigen, ja diesen ist er wohl gar eine Last. Laß ihn, komm,“ sagte Gleb und trat über den betrunkenen Bauer, wie über ein Stück Holz, hinweg.

Sie erreichten endlich einen kleinen Platz. Hier war schon wieder Gedränge und Gewühl; der Weg wurde alle Augenblicke durch lärmende Gesellschaften versperrt, welche vorwärts drängten und einen besonders verzweifelden Wildfang, welcher ein Tuch schwang, es in die Luft warf oder es tanzend vor den Haufen ausbreitete, mit sich führten.

„Warte ein wenig, Gleb Sawinitich; wahrscheinlich boren sie sich hier!“ rief der junge Müller, indem er sich auf die Fußspitzen erhob und sich mit den Ellenbogen auf eine Mauer von Rücken stemmte, die plötzlich den Weg versperrte.

Gleb war nicht des Schauspiels wegen, er war nach Komarewa gekommen, um ein Geschäft abzumachen. Früher vielleicht wäre er nicht abgeneigt gewesen, diese Volksbelustigung mit anzusehen, aber jetzt? Ungeachtet der Ermahnungen, welche er an seine Frau gerichtet hatte, daß sie endlich aufhören möge zu klagen und zu weinen, waren doch alle Gedanken des alten Fischers fortwährend bei Johann und sein Herz war ihm noch eben so schwer, als am Tage der Trennung. Nur das Gefühl der Nothwendigkeit, die häusliche Ordnung wiederherzustellen, betäubte auf Minuten seinen Gram und hatte ihn auch veranlaßt nach Komarewa zu gehen. So befand er sich denn jetzt mitten in dem Menschennäuel, der ihm weder vor- noch rückwärts zu gehen erlaubte. Sein hoher Wuchs machte es ihm möglich, in der Mitte des Haufens einen rothhaarigen, riesenmäßigen Burschen mit bis zum Ellen-

bogen aufgeschlagenen Armen zu unterscheiden, welcher das rechte Bein vorgestreckt hatte und die Fäuste schwang.

„Das ist Födka, der Tagelöhner der Alischinskischen Mühle,“ sagte der Sohn des Smedowschen Müllers, der Gefährte Gleb's.

„Komm heraus!“ schrie Födka, indem er sein Gesicht, welches eben so roth war als seine Haare, nach allen Seiten wandte, und die Anwesenden mit trüben, versoffenen Augen anblickte. —

Niemand nahm jedoch die Ausforderung an; denn Födka hatte schon Viele geworfen. Den Einen hatte er unter das Kinn gestoßen, den Zweiten in die Seite, einen Dritten in die Rippen, einem Vierten machte er den Mosbeerenkwas*) aus der Nase stürzen — kurz er war frech von Gemüth und stark von Hand. Niemand kam. Man zweifelte schon noch ein ähnliches Schauspiel heute zu erleben, als sich plötzlich eine weibliche Stimme schreiend hören ließ:

„Um Gottes willen, Freunde, laßt ihn nicht, haltet ihn! er ist ganz und gar toll der Alte. Rifandritsch, Rifandritsch! — haltet ihn, Freunde! laßt ihn sich nicht schlagen!“

Das Geschrei der Frau wurde in dem Maße lauter, als man sie selbst zurückdrängte, dagegen demjenigen den Weg frei gab, welchen sie zurückzuhalten sich bemühte. Dies war ein kleines, mage-

*) Ausdruck der Faustkämpfer.

reß, betrunkenes Bäuerlein mit breiter Glaze und spitzer Nase, die wie eine Laterne leuchtete. Er gerberdete sich wie ein Verrückter, schlug mit den Händen um sich, winkte mit den Augen und stampfte mit den Füßen, welche letztere, im Vorbeigehen gesagt, nicht einen Augenblick ruhig auf einem Flecke standen.

„Um Gottes willen, laßt ihn nicht! Freunde, laßt ihn nicht!“ rief jammernd die Frau, vergebens bemüht, sich durch den lachenden Haufen hindurchzudrängen.

„Komm heraus! — komm heraus!“ — rief inzwischen mit heiserer Stimme Mikandritsch, indem er schnell den Kasten abwarf.

„Födka, schüttele den Branntwein aus dem alten Narren. Was hat er zu prahlen!“ sagte Jemand.

Födka schüttelte die rothen Haare und sah mit halbem Auge auf den Gegner.

„Was willst du? komm heraus!“ schrie Mikandritsch von Neuem, indem er wüthend mit den Händen gesticulirte.

„Komm mir nicht zu nahe, Glazkopf!“ brüllte Födka.

„Ach du gestickte Frage, gestrickte Nase! — ach du!“ rief Mikandritsch aus und stürzte sich plötzlich auf den Kämpfer.

Dieser gab ihm einen leichten Schlag. Mikandritsch wankte und fiel. Der Haufe lachte über-

mäßig und machte nun der Frau Platz, welche sich heulend über den hingestreckten Mikandritsch warf.

„Er hat's verdient, der alte Narr!“

„Wenn die Jungen sich schlagen, so ist's ein Spiel; wenn aber die Alten sich schlagen, so ist's Thorheit.“

„Beim Feste geht's nicht ohne Thorheit ab!“ bemerkte ein Anderer mit Salbung.

Es ist gut, einen fremden Bart zu ziehen, nur muß man auch den seinigen nicht schonen.“ —

„Freilich ist er ein verrückter alter Knaster; wer heißt ihn sich mit Födka einzulassen!“

Alle diese Reden, mit dem Lachen und mit dem Geschrei der Frau vermischt, gelangten nicht mehr bis zu Gleb, der sich mit seinem Gefährten bereits weiter gedrängt hatte.

Sie unterschieden jetzt durch den Lärm, das Geschrei und die Gesänge die weinenden, knarren- den Töne einer Violine, welche die Kamarinska spielte; eine Harmonika und eine Trommel begleiteten sie.

„Horch, Gleb Sawinitich, das ist bei'm Bären!“ rief der Müller, indem er unwillkürlich mit den Schultern zuckte und mit den Füßen nach dem Takte des Tanzes stampfte. „Laß uns schnell gehen, da findest du auch Zachar; — aber ich sage es dir und möge meine Seele verderben, wenn es nicht so ist, er taugt nicht für dich.“

Gleb hörte nicht mehr, was sein Begleiter sagte, er drängte sich bereits durch den dichten Menschenknäuel, hinter welchem die Kamarinska ertönte.

An dem Ende des sehr großen Kreises, der aus Frauen, Kindern, Mädchen, Bauern und Bürgern gebildet wurde, lag ein dunkelbrauner Bär ausgestreckt; neben ihm stand der Führer, ein einäugiger Tartar mit einer schmutzigen flachen Mütze auf dem geschornen Kopfe. Er hatte eine Kette um seinen Hals geschlungen, deren anderes Ende an einen Ring befestigt war, welcher durch die Lippe des Thieres ging. Ueber der Schulter ragte dem Führer ein Prügel empor und auf einer von Lindenbast verfertigten Trommel schlug er einen Wirbel. Sein Gefährte, welcher die Ziege vorstellen mußte, war ebenfalls ein Tartar und fidelte auf einer Geige eigener Fabrik mit einem selbstgemachten Fidelbogen. Jeder Zug seines poekennarbigen Gesichtes schien mit unsichtbaren Banden an das Ende des Fidelbogens gebunden zu sein, denn seine Augenbrauen hoben sich zuweilen plötzlich, wie erschrocken vor dem verzweifelten Winseln des Instrumentes, dann senkten sie sich und nach ihnen senkte sich sein ganzes Gesicht. Wenn der Tartar eine Weile in den tiefen Tönen rumort hatte, dann ging er plötzlich zu den höheren über, variirte das Bass-Thema auf die neckischste Weise und dabei blinzelten seine Luchsaugen und das ganze Gesicht nahm einen solchen Ausdruck an, als wenn ihm eine Mücke in's Ohr gekrochen wäre, und plötzlich erhoben sich die Augen-

brauen von Neuem und die Augen öffneten sich gewaltsam und so weit, als wollten sie aus dem Kopfe heraustreten.

Beide Gefährten waren stark betrunken; einige leere Quartflaschen lagen nächst dem Sacke auf dem Grase, der das Ziegenkleid *) enthielt. Es befanden sich noch vier Männer bei ihnen, die auch ziemlich roth aussahen; das waren Fabrikarbeiter. Einer von diesen spielte auf der Harmonika, die Andern klatschten in die Hände, stampften mit den Füßen und indem sie die Schultern im Takte bewegten, sangen sie abwechselnd:

„Ach du lieber kleiner Freund, Kamarinskier Bauer,
Sprich warum, warum, warum läufst du auf dem Weg?
Immer läuft er zu und läuft, dreht sich um im Kreise,
Ja und immer hin und her schwankt der irre Fuß.
Ach la la, la la, la la, meine kleine Beere,
Ja von meinem Himbeerstrauch, kleine Beere du!

Die kühne, wilde Kamarinskä übte nicht nur ihre Zaubergewalt auf die Jugend aus, auch alte Männer, die bis dahin ruhig neben ihren Frauen standen, schlugen plötzlich mit den Stiefeln zusammen und bewegten die Ellenbogen. Am tollsten geberdete sich der Haufen, der die Sänger unmittelbar umgab; er war in fortwährender Bewegung; durchdringendes Pfeifen, Klatschen in die Hände, ent-

*) Der Verfasser weiß, daß den Muselmännern der Wein verboten ist; er weiß aber auch, daß dieselben, wenigstens die im Kasanschen und Nischnowgorodischen Gouvernement leben, sich ebenso gut wie andere Leute betrinken.

zückte Ausrufungen: „Geh, Jascha! — Junge! — nun vorwärts! — o das ist schön!“ — begleiteten jeden Strich des Fidelbogens. In der Mitte des Haufens tanzte ein abgezehrter Mensch in einer Weste, die er über das Hemd gezogen hatte. Entfrästung schaute aus jedem Zuge seines hageren Antlitzes, aus jedem Glied seines schwindfüchtigen Körpers; seine Beine waren wie Lindenbast, Schweiß rann in Strömen von seinem grünen, fränklichen Gesicht. Aber seine Augen funkelten mit ungewöhnlichem Glanz, wie bei dem Kamtschadalen, der sich mit dem Aufguß von Fliegenschwamm betrinkt. Einige Male schien es, als ob er anhalten wolle, aber Ausrufungen wie: „Geh, Jascha! Junge! he-da, Jascha!“ und die Töne der Kamarinska, die noch lebendiger als zuvor erklangen, versetzten ihn von Neuem in einen verzückten Zustand und, mit den Füßen stampfend, raste er weiter und schrie: „Sprich warum? warum? warum?“ Endlich überstürzte er sich und schlug sich an den Kopf.

„Ach du Gott! der tanzt noch immer!“ rief der junge Müller, und sich zu Gleb wendend, fuhr er fort: „Die Sonne war noch nicht ganz heraus, als ich hier vorbeiging, und da tanzte er auch schon! — ein wunderbares Geschäft!“

„Nun und wo ist Zachar?“ fragte Gleb, indem er den Haufen mit den Augen musterte.

„Ja er muß wohl fortgegangen sein,“ sagte der Müller, sich durch den Haufen drängend.

„Wein zu holen lief er fort!“ sagte lächelnd ein in der Nähe stehender Mann, welcher dem Aussehen nach ein Handlungsdiener war; „er denkt, Gerasim werde ihm welchen auf Borg geben, — da kommt er an den Rechten! Nein, so etwas ist neu bei uns in Komarewa.“

„Vielleicht bezahlte er nicht für den Wein?“ fragte der Müller.

„Alles, was er hatte, hat er spendirt,“ antwortete der Handlungsdiener und zeigte beim Lächeln Zähne, die so gelb wie Bernstein waren; „Gott weiß, was ihm ankam! So wie er sich nur dem Haufen der Frauen und Mädchen näherte, wurde er ganz ausgelassen — er gab den Tartaren zu trinken, er gab all' sein Geld her, traktirte die Frauen und Mädchen, lud die Sänger ein, er kaufte wohl schon das sechste Quart; für dies Letzte ließ er bereits zwei Halbpelze in der Schenke, das war ihm aber noch nicht genug, er lief abermals nach Wein.“

„Zachar! Zachar! Zachar!“ ertönte es plötzlich rings umher.

„Tretet auf die Seite!“ schrie Jemand aus dem Haufen.

Während dieser Ausrufungen zeigte sich bei Jascha, der noch immer nach den Tönen der Harmonika tanzte, Zachar.

Gleb erblickte einen mittelgroßen, breitschultrigen und stämmigen Burschen mit einem regelmäßigen hübschen Gesicht, einen, wie das Volk sagt, kräftigen Burschen. Die Müller, die Eigenthümer

der Landungsplätze, wohlhabende Handwerker, reiche Hausbesitzer unter den Bauern, welche der Tagelöhner bedürfen, geben solchen stämmigen Kerlen, denen es ein Spaß ist, eine Karre mit den Schultern aufzuheben oder acht Pud (vierzig Pfund sind ein Pud) schwere Säcke mit Mehl zu schleppen, einen hohen Lohn. Solche Jünglinge wie Zachar, mit rothem, gesundem Gesicht wissen ihre Eroberungen gar nicht zu zählen, sie sind Dorf-Lovelace. Die Adlernase Zachar's, die blonden, eingeschmierten Haare, sorgfältig gescheitelt und in einem Viereck zurückgekämmt, eine gewisse Sicherheit des Benehmens, ein nicht zu verkennendes Selbstvertrauen, das rosenrothe zogene Hemd mit bunten Achselzwickeln und Bandsaum (er trug niemals andere Hemden) — Alles dies nahm auf den ersten Blick für ihn ein. Kühnheit, Frechheit und Unverschämtheit sind, wie bekannt, die unterscheidenden Eigenschaften aller Lovelace. Die freigebige Natur hatte Zachar reichlich damit ausgestattet; in seinen grauen Augen und in seinem ganzen Wesen war etwas Habichtartiges, etwas unbegreiflich Freches. Der Rausch, der jetzt in seinem Kopfe gährte, zeigte diese Eigenschaften noch schneller. All' dieser von ihm veranlaßte Lärm, die Bewirthung der Sängers und Musikanten, welche ihn den letzten Heller, ja sogar seine Halbpelze gekostet hatte, Alles dieses hatte er nicht etwa, um sich zu amüsiren, veranstaltet, wie eigentliche Schwelger und leichtsinnige Menschen dies wohl zu thun pflegen, sondern nur des-

halb, um vor unbekannten Leuten zu prahlen, sich vor den Frauen zu zeigen und von sich sprechen zu machen, ein Ziel, welches nicht nur die Stutzer der Hauptstadt im Auge haben, sondern auch die Bauern, die in den Dörfern nach ihrer Art auch die Löwen, Stutzer und Dandys spielen. Aber über Zachar werden wir Gelegenheit haben, noch ausführlicher zu reden.

Gleb war sehr zufrieden mit seinen Beobachtungen, obgleich der junge Müller, welcher fein Auge von dem alten Fischer verwendete, nichts auf seinem Gesichte bemerkte als zusammengezogene Augenbrauen und ernstes Nachdenken. Nach der Meinung der Leute aus dem Volke zählt die physische Kraft als ein Hauptverdienst des Menschen; Zachar befriedigte demnach Gleb ganz außerordentlich. Allerdings die Trunksucht desselben und seine Neigung zu Ausschweifungen mißfielen dem Alten sehr, der, wie wir wissen, die Zügellosigkeit nicht liebte. Er überlegte jedoch, daß Zachar bei ihm nicht Zeit zum Schwelgen haben und endlich, wenn er der Boffen zu viele treiben würde, er ihn ja wegjagen könnte. Die Hauptsache war, daß er gerade jetzt einen Arbeiter haben mußte; denn die Zeit des Arbeitens und Fischens war da — im Hause fehlten die Leute, die verlorne Zeit mußte durchaus wieder eingebracht werden.

Die Rückkehr Zachar's mit leeren Händen brachte eine ungünstige Wirkung unter dem Publikum hervor. Vor seinem Weggehn hatte er hoch

und theuer geschworen, daß er Gerasim zur Herausgabe von zwei Quart „Redseligen“ und „Selbsttanzenden“ (wie er den Wein nannte) zwingen und mit ihnen zurückkehren werde. Als er jetzt mit leeren Händen erschien, da hörten die Musikanten sofort auf zu spielen, selbst Jascha stampfte nicht mehr mit den Beinen und verschwand plötzlich. Aber die Spaßmacher und Possenreißer brachen in lautes Gelächter aus: sie überschütteten den armen Zachar mit ihren nichts weniger als feinen Witzen.

„Was, ohne Geld vertraut er dir nichts an?“

„Er giebt sich nur das Ansehen, als ob er etwas hätte, bei ihm picken die Hühner das Geld auch nicht auf.“

„Ei, Kinder, hat Keiner zehn Kopfen, um die Seele des Jünglings zu trösten?“

„Ja, ja, so wird's wohl sein, der Junge hat so viel Geld, als er Zinnknöpfe hat.“

„Durchgebrannt!“ schrie ein Anderer.

„Was lacht ihr? was fletscht ihr die Zähne?“ schrie Zachar mit einer Stimme, die von Schreien, Trinken und Lachen ganz heiser war. „Ihr Lumpen! ihr Böbel!“ fuhr er fort. „Ihr wollt Alles auf dem Präsentirteller haben und seid selbst Geizhälse! Keiner von euch gab bis jetzt eine halbe Quarte und ihr seid doch reiche Leute, Fabrikarbeiter, Kaufleute, — ach ihr Böbel!“

„O der Dummkopf! Siehst du nun, Gieb Sawinitich, was für ein Bruder Viederlich er ist? — er taugt nicht für dich!“ flüsterte der Sohn des

Müllers Gieb zu, ohne zu ahnen, daß er mit seinem Abrathen den Fischer erst recht in seinem Vorsatze bestärkte, den Burschen zu nehmen.

Statt dem Müller zu antworten, drückte Gieb den vor ihm stehenden Nachbar mit der Schulter weg und drängte sich in die vorderste Reihe des Kreises.

„Was, ihr Kinder, ist euch das bißchen Geld für eine Quarte leid?“ fuhr inzwischen Zachar fort, indem er die Fäuste in die Seite stemmte und im Kreise auf und ab ging. „Seid ihr noch Romarewer? berühmt in der ganzen Umgegend? Ach ihr Rücken! Ja, Kinder seid ihr! Kommt heraus! Habt ihr nicht immer gesagt: man muß die Schönen belustigen — he? Seht, auch die Musik schweigt! Und die armen Mädchen hatten nur eben erst angefangen sich aufzuheitern. Was ist euch? — Eizerbrecht die Quarte, vergießt den Wein, verflucht sei meine Armuth! Lumpen, die ihr seid, Geizhälse! Wohin geht ihr?“ schrie Zachar, sich erheizend. „Ei, komme heraus, wer Geld hat! Nehmt von mir, was ihr wollt! Ich will in Arbeit gehen, — ich will mich vermiethen — in Leibeigenschaft will ich gehen!“ —

„Warum in Leibeigenschaft? Es kann auch so sein: wieviel willst du Miethen?“ sagte plötzlich Gieb.

Die Bauern, welche bei Gieb standen und ihn bisher drängten und schimpften, traten sogleich bei

Seite. Die Aufmerksamkeit der Anwesenden wendete sich augenblicklich auf den alten Fischer.

„Was, willst du Geld geben?“ rief Zachar lebhaft aus, und ging zum Fischer hin.

„Wie viel Miete?“ wiederholte Gleb ruhig.

„Was ist da viel zu raisonniren — gieb nur, zieh' den Beutel, Alter!“ sagte Zachar, indem er den alten Fischer auf die Schulter klopfte.

Aber Gleb, welcher die Vertraulichkeit nicht liebte, zog seine Hand weg, trat einen Schritt zurück und sagte nicht ganz freundlich:

„Nu nu, nur Geduld! Quassele mit den Frauen, aber mit mir sprich vernünftig!“

„Und wer bist du?“ fragte Zachar ungeduldig und etwas betroffen von dem strengen Tone und dem noch strengern ehrwürdigen Aussehen Gleb's.

„Ich bin von den hiesigen Fischern.“

„Von weit?“

„Nein, von der andern Seite, etwa sechs Werst von hier.“

„'s ist vielleicht noch nicht einmal so weit!“ sagten plötzlich einige Stimmen; „nur etwa fünf Werst — Komarewa gegenüber, jenseits der Wiesen. — Wir kennen ihn, er ist von den Fischern — Gleb Sawinitich nennen sie ihn — von den hiesigen — wir kennen ihn!“ —

Sogar diejenigen aus dem Hauser, welche Gleb zum ersten Mal sahen, wiederholten:

„Gerade so weit, nicht weiter — wir kennen ihn — er ist ein hiesiger Mann.“ —

„Ich höre, daß du dich als Arbeiter vermiethen willst,“ fuhr Gleb fort, „was ist dein Preis? — Wir miethen nicht tageweise — wir nehmen monatweise.“

„Wie viel giebst du?“ fragte Zachar.

Gleb, ungeachtet des Kammers, welcher sein Herz beschwerte, bedachte doch, daß der betrunkene Zachar es mit dem Miethspreise nicht so genau nehmen würde, wenn er überhaupt nur Geld bekäme. Er wollte diese Gelegenheit benutzen und nicht acht Rubel — den mittleren Lohn der Arbeiter (zwanzig Kopeken für den Tag) — geben, sondern etwas weniger, er sagte daher:

„Fünf Rubel!“

„Nun, hol's der Teufel — aber nein! das ist zu wenig — hört, fünf Rubel,“ wiederholte Zachar.

„Freilich — was ist das für ein Geld! — es ist wahr, es ist zu wenig — dreißig Tage! — es ist kein Preis für die Zeit,“ rief der Haufe.

„Willst du oder willst du nicht?“ sagte Gleb, finster die Augenbrauen zusammenziehend.

„Sieben Rubel!“

Gleb bestand auf seinem Willen und wiederholte:

„Fünf!“

„Nun gieb!“ rief Zachar aus und ging plötzlich zum Fischer hin.

„Fünf Rubel?“

„Gut, gieb nur!“ fuhr Zachar fort, indem er gierig auf die Hände und Taschen des Alten sah.

„Nein warte, Bruder,“ erwiderte Gleb ruhig; „es ist gut so nach deinem Sinn, aber gar nicht nach meinem.“

„Was willst du noch?“

„Gieb mir deinen Paß, dann gebe ich dir das Geld.“

„Warum das?“

„Darum: damit es ein sicheres Geschäft sei. Ich kenne dich nicht, du mich auch nicht — Jeder handelt für sich — bei mir ist dein Paß nicht verloren, fürchte nicht! Aber wenn ich dir heute Geld gebe, so kann ich morgen gehen und dich suchen; — man muß jedes Geschäft auf die rechte Art betreiben.“ —

„Freilich, das ist recht! Ohne Ordnung giebt's kein Geschäft; ein Jeder muß auf das Seinige sehn!“ sagten wieder Einige aus dem Haufen und merkwürdiger Weise wieder dieselben, welche einen Augenblick vorher auf Zachar's Seite waren.

„Ach was das für wunderliches Volk ist!“ sagte Zachar lachend, um sein Mißvergnügen zu verbergen. „Was ist zu machen! Sei es denn nach deinem Willen; „das Eisen muß in den Ring gehen;“ (ein russisches Spiel) „nimm du das Geld heraus, ich laufe und hole den Paß. Nun, Kinder, was steht ihr so müßig? Rührt euch!“ rief er den Musikanten zu, „wir haben nun wieder etwas, um unsern Katzenjammer zu verjagen; ihr kennt mich, Zachar will sich amüsiren!“ Damit lief er aus dem Kreise, stieß die Frauen, welche lachten,

mit den Armen an und winkte ihnen mit den Augen.

Der pockennarbige Tartar kragte auf der Bioline, sein Gefährte trommelte, die Harmonika freischte. Der Chor nahm die Kamarinska wieder auf, und von Neuem ertönte die Luft von Knallen, Pfeifen und lauten Ausrufungen. Gleb zählte unterdessen das Geld in die flache Hand; der Haufe umdrängte ihn dicht; Alle sahen auf seine Finger, als wenn sie von ihm irgend einen Hofus = Pokus erwarteten. Zachar kam bald mit dem Paß zurück. Die allgemeine Aufmerksamkeit wendete sich augenblicklich von der Hand des alten Fischers auf das entfaltete Papier, die Schriftkundigen drängten sich herbei und fingen an das Papier zu lesen. Als darüber kein Zweifel blieb, daß es wirklich Zachar's Paß sei, händigte ihm Gleb das Geld ein, nahm den Paß und sagte, indem er denselben auf die Brust in den Rock steckte:

„Da, jetzt ist die Sache in Ordnung! Bleib mir nur nicht aus, komm morgen mit Tagesanbruch; ich werde einen Burschen mit dem Kahne senden — und mach' nicht, daß ich dir für die Versäumniß abziehe.“

Darnach wandte Gleb Zachar den Rücken, welcher, die Hand mit dem Gelde in der Luft schwingend, ausrief:

„Zachar amüßirt sich! Wir haben gewonnen! Nun seid hübsch munter, Kinder! Ach ihr Lieblings-Tauben!“

Gleb verließ den Haufen. Der Sohn des Smedowschen Müllers blieb dicht bei ihm; aber Gleb hörte jetzt noch weniger auf ihn, als vorher. Die Schwachhaftigkeit des Burschen war ihm sehr zuwider; der Alte wollte ihn eben ohne Umstände von sich abschütteln, als der Müller plötzlich ausrief:

„Sieh da, Jascha! ha, wie er besoffen ist! — Gleb Sawinitich, sieh nur — Jascha, he!“

Gleb erhob den Kopf.

Vor ihnen schwankte, von einer Seite zur andern wie auf dem Verdeck eines Schiffs, eine abgemagerte Figur in zibener Weste; es war derselbe Mensch, welcher sich kurz vorher beinahe zu Tode getanzt hatte vor dem Bären. Er machte unglaubliche Anstrengungen um zu ihnen zu gelangen, konnte aber das erwünschte Ziel nicht erreichen; denn er hatte augenscheinlich den Schwerpunkt verloren. Sich mit dem ganzen Körper vorwärts biegend, lief Jascha mit unglaublicher Schnelligkeit einige Schritte und hielt dann plötzlich an, warf den Kopf zurück mit dem Gefühl der Würde, murmelte etwas mit blasenden Lippen, balancirte drei Secunden lang auf einem Beine, schnappte von Neuem nach Luft und lief dann wieder einige Schritte.

„Was ist das? — was ist das?“ lallte Jascha, den Müller bald über den Haufen rennend.

„Ach wie es ihn gepackt hat! — Sieh! wie er betrunken ist!“ sagte lächelnd der Müller, indem er beide Hände auf die magere Brust Jascha's legte.

„Was ist das? — was ist das?“ lallte Jascha, plötzlich auf Gleb fallend.

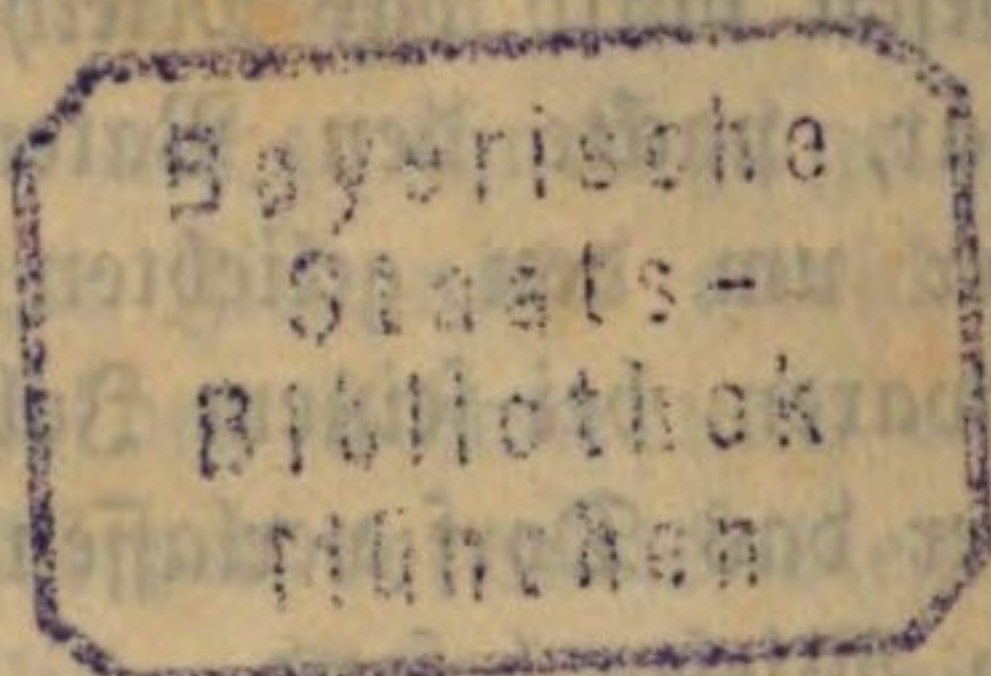
„Daß dich der Teufel! — leg' dich schlafen!“ rief der Fischer und stieß den Betrunknen von sich. „Einer spricht — du bist betrunken; ein Anderer: er ist betrunken, und ein Dritter sagt: leg' dich schlafen! — so ist es!“ beschloß er, indem er sich eilig durch den Haufen drängte und den Müller verließ, welcher Jascha aufzuheben sich beeilte, der jetzt völlig den Schwerpunkt verloren hatte.

Wie wir schon oben sagten, hatte nur die Sorge für das Haus auf Augenblicke den Kummer betäubt, der im Herzen des Alten wühlte. Nun aber das Hauswesen durch das Miethen des Tagelöhners geordnet war, packte den Vater auch von Neuem der Kummer um den geliebten Sohn: alle seine Gedanken waren bei seinem Johann. Er bemerkte nicht, daß er das Dorf verlassen hatte und sich bereits in den Wiesen befand.

Die Sonne ging nur eben hinter dem Rücken des gebirgigen Ufers unter, welches sich in der Ferne zeigte. Der röthliche Himmel war ungewöhnlich rein und klar. Die Ruhe rings umher ward nur durch den verwirrten Lärm des Jahrmarkts-Volkes gestört. Aber Gleb hatte Komarewa schon ganz vergessen. Der Lärm und die Stimmen des Volks erinnerten den Alten an den Lärm und die Stimmen anderer Haufen, welche vielleicht gerade jetzt die Kreisstadt verließen, wohin er, drei Tage früher,

Johann begleitet hatte. Er verfolgte in Gedanken diese Haufen, umarmte und segnete den Sohn, und jeder Schritt, mit dem Johann sich weiter vom väterlichen Hause entfernte, rief glühende Reisegebete aus dem bekümmerten Herzen des alten Olev hervor.

Ende des ersten Theils.



Zur Notiz.

Die auf S. VIII der Herzen'schen Einleitung citirte Schrift
„Du développement des idées revolutionnaires
en Russie“

ist im Jahre 1854 bei uns in deutscher Bearbeitung unter
dem Titel

Rußlands sociale Zustände

erschienen, worauf wir die geehrten Leser aufmerksam zu ma-
chen uns erlauben.

Hoffmann und Campe.

Zur Kritik

Die auf S. VIII der gegenwärtigen Einleitung citirte Schrift
„Du développement des idées révolutionnaires
en Russie“

ist im Jahre 1854 bei uns in deutscher Bearbeitung unter
dem Titel
Halle, Druck von H. W. Schmidt.

Stufen der socialen Zustände

erschienen, worin wir die geistigen Züge aufzufassen zu ma-
chen uns erlauben.

Hassmann und Comp.

Grigorovič, Dmitrij Vasil'evič,

Die Fischer

Bd.: 1

Hamburg 1859

P.o.russ. 22 u-1

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10610020-3